Kursbuch 79

Der gute Geschmack

Joseph v. Westphalen, Das Drama des gewissen Etwas
Gabriele Dietze, Tränen nach Feierabend
George Tabori, Geschichte eines Spektakels
Stephan Oettermann, Allesfresser, Schau-Schlucker
Karl Markus Michel, Der Butzen vom Apfel des Paris
Michael Sontheimer, Post-Punk und Neo-Rokoko
Lothar Baier, Phänomenologie unserer Gifte
Micky Remann, Exotische Zungenläufe
Cora Stephan, Dessouveränität
Keto v. Waberer, Schöne Sachen
Martin Warnke, Nachgeschmack

Kursbuch / Rotbuch Verlag
Februar 1985

9 Mark A 20281 F

85-62

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

Goethe-Institut e.V. Bibliothek
ausgeschieden am: 05

79 Der gute Geschmack Februar 1985

Joseph von Westphalen, Das Drama des gewissen Etwas 1
Martin Warnke, Nachgeschmack 13
Keto von Waberer, Schöne Sachen 22
Gabriele Dietze, Tränen nach Feierabend 27
George Tabori, Erste Nacht, letzte Nacht. Geschichte eines Spektakels 33
Peter-André Alt, Über den neuen Hedonismus 55
Isolde Schaad, Zürcher Abgeschmecktes 71
Micky Remann, Exotische Zungenläufe 80
Christiane Grefe, Hamburger Dramaturgie 91
Lothar Baier, Phänomenologie unserer Gifte 101
Stephan Oettermann, Allesfresser, Schau-Schlucker, Hungerkünstler, Kunstfurzer. Über den Geschmack am anderen 115
Karl Markus Michel, Der Butzen vom Apfel des Paris. Rückblick auf die Urteilskraft 133
Michael Sontheimer, Post-Punk und Neo-Rokoko 155
Cora Stephan, Dessouveränität 169
Asmus Petersen, Anziehen – ausziehen 179
Exkurse: Neue Wege der Kunst 187 / Wie teuer ist die Republik? 190 / Das Ende des Größenwahns 193

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag GmbH / Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag, Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telelfon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. Anzeigenverwaltung: Runze & Casper, Jungfernstieg 20, 1000 Berlin 45. © 1985 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Druckerei Wagner GmbH, Nördlingen.
Beilagen: »Kirschkern«-Buchversand (2 Beilagen; Teilauflage),
Rotbuch Verlag

Joseph von Westphalen
Das Drama des gewissen Etwas

Nun ist die Stunde der Selbstbezichtigung gekommen. Quälen wir uns also vor den Spiegel und nehmen wir uns geschmackskritisch in Augenschein. An der verdrießlichen Visage ist nicht viel zu ändern. Aber der Haarschnitt fällt nun wahrlich in den Geschmacksbereich. Er ist ganz offensichtlich ein Kompromiß. Es ist der verzweifelte und vermutlich mißlungene Versuch, nicht ganz so wie ein stehengebliebener 68er auszusehen, d. h., '68 fing man ja erst an, die Haare wachsen zu lassen, wie uns ein altes Paßfoto aus der Beatleszeit verrät. Es ist also, richtiger, der Versuch, mit den verbliebenen Haaren nicht so auszusehen wie ein 68er um '72. So läuft ja heute die Junge Union herum, oder war das auch schon wieder gestern? Kurz, die Spuren der Bewegung, durch die wir gegangen sind, sollten noch erkennbar sein, aber auch eine Entwicklung. Keine Anpassung an den modischen HJ-Schnitt und auch kein Rückfall in die intellektuelle Cäsarfrisur, wie sie um '59 bei der Gruppe 47 favorisiert wurde. Also am besten nach hinten. Aber dann sieht man wieder aus wie dieser hechelndste aller Fernsehreporter, der das Wort »Herr Bundeskanzler« immer so hündisch hervorstößt.
Und die Klamotten? Hemd-Rot beißt sich entschieden mit Pullover-Grün; die Cordhose zimtfarben – das ist alles andere als eine gelungene Farbkomposition. Aber heute ist ein ungünstiger Tag für einen Selbstversuch in Geschmacksachen. Achtlos hatten wir uns angezogen, denn niemandem würden wir heute begegnen. Mit diesem Geständnis haben wir uns selbst der Spießigkeit überführt. Denn der Spießer schlurft bekanntlich ungewaschen in Pantoffeln herum und macht sich hektisch fein nur, wenn Besuch angesagt ist oder wenn er das Haus verläßt. Der echte Großbürger, der wahre Aristokrat ist immer gut angezogen, wie wir aus zahllosen Filmen wissen. Man kann ihn zu jeder Tageszeit überraschen, nie wird er uns geschmacklos gegenübertreten. Das ist nicht unser Ziel.
Natürlich sind wir an unserer äußeren Wirkung interessiert. Aber wir nehmen auch das Recht auf absolute Nachlässigkeit in Anspruch. Die schlampige Unachtsamkeit haben wir zu einem Bestandteil unseres Geschmacks gemacht. Nirgends genieren wir uns ihrer. Damit unterscheiden wir uns vom Spießer, den sein Mottenloch im Pullover nervös macht.
Und doch machen wir uns, wie der Spießer, gelegentlich fein. Und das ist

gut so. Denn nur solange man weiß, was schön und was häßlich ist, kann man anziehen, was man will. Wir machen uns fein, wenn wir uns darstellen wollen. Auf unsere Art: Wir stilisieren uns so, wie wir gesehen werden wollen; so nämlich, wie wir zu sein glauben.

Also frei heraus: Wir erwarten Besuch, der uns nicht einerlei ist. Das kann nur eine Frau sein. Eine Frau, von der wir annehmen dürfen, daß sie in jeder Beziehung Format hat. Sie sei dunkelhaarig und helläugig und entspreche damit dem neuen Schönheitsideal, von dem auch wir infiziert sind und in dem man übrigens Spuren eines vulgarisierten Antifaschismus feststellen kann. Sie habe einen tollen Job bei – sagen wir – einem Verlag in Paris. Schon früher sah sie gut aus. Zwölf Jahre haben wir sie nicht gesehen. Damals waren wir etwas aussichtslos in sie verliebt gewesen. Als sie sich vorhin völlig überraschend ansagte, klang ihre Stimme verheißungsvoll aufgerauht. Was tun? Wer Frau und Kinder hat, verscheuche sie aus dem Haus. Dann ein Bad. Die Haare waschen wir nicht, weil wir nicht frisch gebadet aussehen wollen. Aus diesem Grund saugen wir auch nicht den verkrümelten Fußboden sauber. Es soll nicht so aussehen, als hätten wir ihretwegen groß aufgeräumt. Das wäre geschmacklos.

Nun kommen wir zur Überprüfung der Wohnung. Monatelang, jahrelang haust man bewußtlos in seinen Wänden; nun, an diesem wichtigen Tag, müssen wir uns fragen, ob diese Wohnung noch etwas mit uns zu tun hat. Denn der Besuch wird Rückschlüsse ziehen, wie wir selbst von Wohnungen Rückschlüsse auf die Bewohner zu ziehen gewohnt sind: Stagnation oder Entwicklung, kalt oder warm, angepaßt oder störrisch, kindisch oder vergreist. Sie wird sich umsehen, während wir in der Küche den Whisky, den Tee, den Kaffee bereiten. Und gleich soll sie ein richtiges Bild bekommen. Unsere schöne rissige Seele soll offen zutage liegen. Wir haben nichts zu verbergen.

Das einzige Ikea-Möbel ist das Bücherregal. Seit längerem ist es uns ein Dorn im Auge. Es hindert uns, aus vollem Hals die Ikea-Ideologie zu verhöhnen. Nun läßt es sich nicht mehr austauschen. Ihr wird es nicht auffallen. Sie lebt in Paris und hat andere Probleme.

Die Chaiselongue quält uns ein wenig. Vor Jahren als Pfiffigkeit besorgt, noch nie zum Ausruhen verwendet, weckt sie plötzlich Bedenken: sie könnte allzu verschroben wirken. Die gespannte Erwartung auf den Besuch wird so groß, daß mit einem Mal die ganze Wohnungseinrichtung verdächtig erscheint. Ist sie nicht zu sorgsam? Hat man nicht zu viel Wert darauf gelegt, den Schrank abzubeizen? Ist das Stehpult, an dem wir noch nie eine Zeile schrieben, nicht doch ziemlich affig und der Eßtisch zu exquisit? Vom Ohrensessel droht keine Gefahr; er ist kurios, über ihn lassen sich Witze machen.

Oder ist man zu sorglos eingerichtet? Wirken die 15-Mark-Japan-Lampen,

die simple Schreibtischplatte auf den zwei Böcken nicht irgendwie zu studentisch, so als wolle man nicht älter werden? Zwar hat man die derbe Spanplatte neulich nach diesem Formaldehyd-Skandal gegen eine ökologisch saubere, massive Lärchenholzplatte eingetauscht (800 Mark), aber deswegen sieht der Schreibtisch nicht weniger primitiv aus.
Kurz, uns quälen ähnliche Gedanken wie den Vollblutspießer, der die vollschlanke Dame von der Heiratsanzeige erwartet oder den Chef plus Gattin, und der nun besorgt ist, es könne nicht altdeutsch oder nicht rustikal genug bei ihm sein. Und so peinlich es dem Bildungsbürger ist, nur einen Druck von Pissarros Kornfeld an der Wand hängen zu haben, so peinlich ist uns das höchst feudale Original, das den Erker schmückt, eine ausgezeichnete Landschaft, zwar ohne Signatur, aber deutlich der Umkreis von Lorrain, also gut seine 7000 Mark wert; unaufdringlich, aber doch deutlich kostbar. Oder eben zu kostbar?
Sie wird uns nicht für einen dummen und oberflächlichen Antiquitätenschnösel halten, nur weil wir ein paar schöne Sachen geerbt oder gekauft haben. Immerhin hängen da ein paar Fotokopien an der Wand und bezeugen, daß wir auch das Wertlose wertschätzen können.
Aber jetzt entschließen wir uns doch zu einem Eingriff: im Flur hängen drei Plakate, wogegen nichts einzuwenden wäre. Aber alle kommen sie aus Italien. Das ist zu viel. Ein Veronese-Fresko wirbt dezent für die »Concerti in Villa, Estate '83«, ein Macchiaioli-Ausstellungsplakat zeigt einen Ausschnitt aus Silvestro Legas Pergola-Bild; dann gibt es noch einen Quadratmeter Fotos von malerisch vergammelten toskanischen Türen. Diese »Porte Toscane« müssen weg. Wir fürchten nämlich einen Smalltalk: Liebst du Italien auch so? Fährst du oft in die Toskana? Selbstverständlich fährt man ständig in die Toskana, aber so faustdick muß dieser Landstrich hier in München oder Berlin ja nicht aufscheinen. Mit sicherem Griff entfernen wir das Poster, das ohnehin eine deutsche Produktion ist. Besser so, ohne. Ein Akt des Geschmacks. Jetzt suchen wir in den Bücherstößen nach einem Gedichtband von Alfred Andersch, *empört euch, der himmel ist blau;* er enthält nämlich ein Gedicht auf jenes Pergola-Bild. Nach kurzem Zögern reißen wir die zwei Seiten heraus und heften sie mit Stecknadeln an das Macchiaioli-Plakat. Das wollten wir schon seit drei Jahren tun, nun, in Erwartung des seltenen Gastes, raffen wir uns zu diesem subtilen Verschönerungsschritt auf, der dem genauen Beobachter der Räume Aufschluß über die Denkweise des Bewohners gibt. Nachdem nämlich das Gedicht die Schönheit des italienischen Landgutes beschworen hat und die seiner Frauen – »alle schön / alle schlank / alle stolz / alle schwarzhaarig / der fächer entfaltet unter dem weinlaubschatten« –, nachdem der »gepflegte impressionismus« des Bildes gepriesen ist, mahnt der Autor an, was das Bild nicht enthält: »die schwitzenden arbeiterinnen der provinz sezuan«. Ein sicherer Griff.

Nun doch noch einmal ein Blick ins Wohn- und Arbeitszimmer. Wir können beruhigt sein. Eine organische und natürliche Unordnung überwuchert das allzu erlesene oder allzu einfache Mobiliar und wirkt geschmacksneutralisierend. Zwei Schreibmaschinen fallen ins Auge, die freundlich, aber mit der Bestimmtheit von Abschußrampen klarstellen, daß dies hier kein Müßiggängerhaushalt ist. Rasch stellen wir noch ein paar aufgeschlagene Bücher beiseite. Zwar entsprechen sie der natürlichen Arbeitssituation, aber übertrieben wirkt es doch. Während der Spießer in Erwartung von Besuch seine Zeitschrift oder sein Buch weglegt, damit alles ordentlich ist, während der Hohlkopf sein Buch offen hinlegt, damit es aussieht, als habe er gerade gelesen, räumen wir den Büchersalat beiseite; er sieht so bewußt drapiert aus, als wolle man intellektuelle Hochleistungsarbeit vorschützen. Wir klappen den Walter Benjamin zu und auch den Hans Peter Duerr. Sie soll nicht glauben, man lese immer noch Benjamin oder man sei ein Ethno-Freak, während wir das Teewasser aufstellen und uns nicht gegen diese Vermutungen wehren können. Ferner beseitigen wir einen Prachtfotoband von Eugène Atget über die Gärten des Ancien Régime, obwohl die Präsenz dieses noblen Buches durchaus gerechtfertigt ist, weil wir gerade eine Rezension darüber schreiben; aber es sieht einfach zu geschmäcklerisch aus in Verbindung mit der Chaiselongue. Dafür leisten wir uns einen Spaß und drapieren, nun wirklich künstlich, einen Kunstband über das Trompe-l'oeil am Fensterbrett. Den augenbetrügerischen Illusionskünsten der alten Maler fühlen wir uns bei unseren geschmacklichen Vortäuschungsmanövern heimlich verbunden.

Aber wir sind ja noch nackt, und in einer Stunde wird sie kommen. Sie war schon immer pünktlich. Wir stehen am Kleiderschrank und überlegen sekundenlang, ob wir einen Gedanken an die Wahl der Unterhose verschwenden sollen. Wer weiß, wie weit es kommt. Dann das Hemd. Wir haben Lust auf ein weißes Hemd. Seit Wochen wechselten wir stur zwischen rot- und grünkariertem Flanell, warm, praktisch und völlig unerotisch. Aber alle weißen Hemden sind gebügelt. Wir haben die jugoslawische Putzfrau Maria schon ein Dutzendmal händeringend angefleht, doch bitte nicht mehr die weißen Hemden zu bügeln, wenn sie mit ihrem Putzkrempel vor der Zeit fertig ist; aber sie strahlt und lacht immer nur, versteht nicht oder will nicht verstehen, was ja auch kompliziert ist. Wir hassen gebügelte Hemden, weil sie uns an die Tanzstundenzeit erinnern, und greifen zu einem weißen Polohemd aus der längst vergangenen Tenniszeit, zwanzig Jahre alt und etwas löchrig, aber das ist uns heute gerade recht. Darüber ein dunkelblauer Pullover, 100 Prozent Lambswool; sieht zwar etwas adrett aus, wie der weiße Kragen da oben rausschaut, aber mit dem unleugbar vierzigjährigen Gesicht wird man schon nicht mehr wie ein Zögling wirken. Die beige Cordhose ist in der Wäsche. Das ist ärgerlich. Die Blue Jeans kommt einfach nicht in

Frage. Das geht nicht mehr. Vielleicht mit 60 wieder, aber jetzt nicht. Die olive Cordhose ist erstens zu neu und zweitens zu oliv, paßt nun wirklich nicht zum dunkelblauen Pullover, sieht beschissen aus, nicht achtlos, einfach beschissen. Rettung bietet schließlich eine uralte, abgeschabte Cordjeans, die vom vielen Waschen ganz farblos ist. Die Schuhe sind uns jetzt egal, obwohl da auch noch zwischen den Lederslippern aus Siena und den hellen mit der leichten Gummisohle eine Entscheidung fallen muß, falls wir nicht barfuß bleiben wollen. Aber das lassen wir jetzt.
Denn errötend fällt uns ein, daß wir wieder einmal alles von der männlichen Seite aus sehen. Daher wollen wir rasch in die Rolle der Frau schlüpfen, die nun auch noch die Entscheidungslast zu tragen hat, ob sie sich schminken soll oder nicht. Er haßte früher Lippenstift, deshalb legt sie sich frech grinsend einen auf. Hose oder Rock ist die weitere Frage, die den Mann nicht belastet. Er haßte damals die Wallawalla-Röcke, den Tort will sie ihm jetzt nicht antun. Aber dieser neue Schlauchrock ist irgendwie eine fatale Wursthaut! Die neulich für schweres Geld erstandene schwarze Lederhose steht ihr zwar toll, zehn Minuten dreht sie sich damit ganz begeistert vor dem Spiegel, aber vielleicht ist das doch zu martialisch, wenn man sich zwölf Jahre nicht gesehen hat. Doch wieder die olle Jeans? In zehn Minuten wird er kommen, wir lassen sie jetzt allein mit ihrer Nervosität.
Um uns Höherem zuzuwenden, einem Urteil nämlich. Kraft unserer Meinungsfreiheit erklären wir die geschmacksneurotischen Veitstänze vor dem Spiegel und sonstwo für sinnvoll und legitim, ja geradezu für gesund. Es sind Retouchen am eigenen Image, die hier vorgenommen werden. Das Spießerpaar vor dem Theaterbesuch wirft sich in seine schreckliche Schale, selbst der Punk zaust geduldig seinen Schopf, und auch wir legen Wert auf das Äußere, wer immer wir sind. Das dient der Selbsterkenntnis.
Diese Gleichgültigkeit seiner Kleidung und seiner Behausung gegenüber, diese Ansicht, nichts weiter zu brauchen als seine blöden Bücher und einen warmen Pulli bis runter zum Knie und ein paar Grad über Null im Zimmer, ist weniger großartig als kleinkariert. So unirdisch, so konzentriert, so nahe am Wesentlichen, so meditativ-bedürfnislos wollen wir nicht sein. Das ist uns doch zu indisch. Das ist auch nicht unser Geschmack.
Geschmack, um jetzt endlich einmal eine Definition dieses reichlich gallertartigen Begriffs zu versuchen, ist immer ein Ausweichen, ein Davonlaufen vor dem, was gemeinhin als geschmackvoll gilt. Oder, mit einem windschiefen Paradox gesagt: Nichts ist geschmackloser als das, was sich als Geschmack aufspielt. Dies hatte übrigens am frühesten die gesellschaftliche Gruppe begriffen, die als Träger, Bewahrer, Kultivierer des besten Geschmacks gilt, der Adel nämlich. Der Adel war immer stockkonservativ, an dieser Binsenwahrheit wollen wir nicht rütteln. Aber das Konservative gilt ja heute – ökoethisch – als fortschrittlich. Und siehe, auch im alten Adel

schlummert ein progressives Element. Und das ist zynischerweise sein Überdruß. Bewahren hin, Bewahren her, irgendwann hatte man die Nase von dieser fürchterlich andächtigen Gotik voll gehabt und sich in der Renaissance etwas wirtlicher eingerichtet; ein paar hundert Jahre später konnte man diese Barock- und Rokokoschnörkel nicht mehr ertragen und gefiel sich leistengerade in Empire. Später war es der miefige Bombast des Gründerstils, der plötzlich abgeschmackt wirkte und dem lilienhaften Jugendstil Platz machen mußte. Während Renaissance und Barock noch über gute hundert Jahre gehalten hatten, hing dieses ornamentale Blattgeschling den Geschmacksvorreitern schon nach zwei Jahrzehnten zum Hals heraus, der junge Graf liebäugelte bereits mit dem Bauhaus. Dieses Tempo entspricht der Geschwindigkeit moderner Verkehrsmittel, und so überholen, überschlagen, stauen und demolieren sich die Stilrichtungen wie die Autos auf der Autobahn. Wer heute die Neuen Wilden noch gut findet, ist bereits hoffnungslos hinter dem Mond.

Nichts ist konservativer als die Innovation. Die abendländische Kultur bestand immer aus Porschefahrern, die auf das neueste Modell warteten. Hier traf sich der Adel in seinem blasierten Dandytum mit dem Künstler, der von Berufs wegen an Novitäten interessiert war. Denn kein Vorwurf trifft ihn härter als der, ein Epigone zu sein. So läuft in einer seltsam symbiotischen Kumpanei von der Renaissance bis ins 19. Jahrhundert der Adel Hand in Hand mit dem Künstler immer schneller dem jeweils herrschenden Geschmack davon. Aber es gibt da doch einen Unterschied: Künstler und Handwerker schufen dem Adel eine Kulisse, in der er sich gern bewegte, ohne die künstlerische Qualität, geschweige denn die Details zu erkennen oder auch nur wahrzunehmen. Die Form der Türklinken, die heute jedes Trödelmarktpärchen in Extase versetzen würde, wurde seinerzeit ebenso wenig beachtet wie die Rubens-Bilder an der Wand, die im Bridge-Salon dunkelten und schließlich auf dem Speicher landeten, bis sie eines Tages von der jungen Schloßherrin, einer passionierten Gärtnerin, zum Abdecken von Frühbeeten verwendet wurden, um die Setzlinge vor Regen und Katzenscheiße zu schützen. So geschehen 1928 in einem Barockschloß nördlich von Breslau, das damals als normaler, »anständiger« Besitz galt. Heute würde dieser Besitz als irdisches Paradies erscheinen. Er wäre belagert von Maklern, und Einrichtungszeitschriften würden ständig um Fototermine bitten, um ihren Lesern im Schloßherrenporträt zu zeigen, wie geschmackvolle Salons auszusehen haben. Eine absolut bürgerliche und geschmacklose Lobhudelei in den Augen des Adels, denn man ließ sich von der Kunst bedienen und hatte folglich keine Ehrfurcht vor ihr. Man besaß geschmackvolle Dinge, aber keinen Geschmack. Man pflegte nicht sein Ambiente, auf das das geschmackvolle Bausparerpärchen von heute so großen Wert legt – ein nach aristokratischer Tradition ganz und gar degoutanter Zug. Das

Schöne besaß man, geschmacklos war die Ehrfurcht davor. Der Fürst von Salina – Burt Lancaster in Viscontis glorreicher Verfilmung von Lampedusas *Leopard* – erstarrt vor Ekel, als ein schwatzhafter Emporkömmling die Schönheit eines Leuchters in seinem Palast rühmt. Und wen von uns verdrießt nicht die anheimelnde Bemerkung des sich umschauenden Gastes: *Schön-habt-ihrs-euch-gemacht* und *Wo-sind-denn-die-tollen-Stühle-her?* Entweihende Bemerkungen!

Die Stühle! Stellen wir rasch die zwei Thonet- oder thonetartigen Stühle unauffällig in die Küche. Vor drei Jahren haben wir sie einem dieser Nachlaßgeier für sündhaftes Geld abgekauft, um kurze Zeit später zu merken, daß sie in jedem neu aufgemachten Lokal zu finden sind.

Wie beschreibt Puschkin den Landsitz seines Helden Eugen Onegin: »Der ehrwürdige Herrensitz war gebaut, wie es sich gehört. Überall hohe Zimmer, im Salon Damasttapeten, Zarenporträts an den Wänden ... all das ist heute veraltet – warum eigentlich, weiß ich nicht. Mein Freund (Onegin) hatte übrigens für das Ganze wenig Verwendung, weil er nämlich so oder so gähnte, gleichgültig ob in modernen oder nach Altväterart eingerichteten Sälen.« Diese halb großartige und halb idiotische Mißachtung des Ambientes, dieses Besitzen von schönen Dingen bei gleichzeitigem Fehlen von Geschmack hat dazu geführt, daß der Adel, der seine schönen Gegenstände verlor, heute nicht mehr in der Lage ist, sich aus eigener Kraft geschmackvoll einzurichten. Die Wohnungen des Flüchtlingsadels bestehen, wie ein Rundgang zeigt, aus einer ganz fatalen Zusammenstellung weniger alter, »geretteter« Erbstücke mit katastrophalem Nachkriegskitsch. Hierin ähnelt – eine historische Ironie – der verarmte Adel dem zu Geld gekommenen Bauernstand, der seine jahrhundertealten Möbel gern für ein paar Mark in die Geländewagen der Antiquitätenhändler lädt, um sich endlich zeitgemäß einzurichten.

Allmählich sehnen wir uns mit geradezu neuer deutscher Leidenschaft nach unserem helläugigen Besuch. Ob sie ihren schönen dunklen Haarschwall modisch aufgestruppt hat? Wir wollen uns mit ihr über alle unsere rasenden Erkenntnisse unterhalten. Wird sie Sinn haben für unsere Betrachtung des Äußeren, wo es ihr doch früher nur auf den Kern der Dinge ankam? Was ist, wenn sie sagt, sie interessiere sich einen Dreck für unsere Stühle und Hosen: Denk doch an die Haftbedingungen der RAF-Leute oder wenigstens an die Waffenexporte in die Dritte Welt, du Arschloch! Wir werden sie zu beschwichtigen versuchen und ihr zurufen: Wie alles, was herrscht, ist auch der Geschmack zum Kotzen. Dies ist sogar etymologisch belegbar: der hohe und höchste Geschmack, der berühmte Hautgoût, ist die Krönung der feinsten Küche und gleichzeitig ekelhaft. So ist das Feinschmeckerwesen die buchstäblichste und konkreteste Form der Geschmacksbildung. Die Widerwärtigkeit dieser schmeckenden, schmatzenden Lebenseinstellung kann

jede Woche im *Zeit-Magazin* geprüft werden, wo ein bärtig-grinsender Koch seinen Lesern erklärt, wie man Schnecken mit Burgunder löscht.
Geschmack ist immer auch widerlich, und wer wirklich Geschmack hat, läuft ihm davon. Der Terror, den der Geschmack ausübt, ist vielfältig. Im Verbund mit der Mode terrorisieren die Möbelprospekte, die Schmuck-, Uhren- und Porzellan-Beilagen Zeitungsausträger und Abonnenten und setzen einer Millionenkundschaft den Floh ins Ohr, ihr Krempel sei nicht mehr das Wahre. Das alles ist weidlich bekannt. Wie viele *Suhrkamp*-Bändchen, wie viele *Argument*-Aufsätze erschienen nicht zum Thema Werbung und Warenästhetik. Alles veraltet. Auch die sind ein Opfer des Geschmacks. Auf einmal sind uns Wieland und Montaigne näher als Wolfgang Fritz Haug. Womöglich ist der Motor der guten alten Dialektik nichts anderes als das Überkriegen einer bestimmten Denkweise? Selbst das ist nicht mehr auszuschließen. Geschmack ist äußerlich, aber das Äußere spricht Bände. Die 68er mußten unter anderem deswegen scheitern, weil Worte wie »Relevanz« oder »Arbeiterklasse« geschmacklich nicht mehr zu ertragen waren.
Was ist der herrschende Geschmack? Vermutlich gibt es so viele Geschmäkker wie Parteien, das heißt vier im Bundestag und 55 weitere. Der Mehrheits- oder Massengeschmack terrorisiert angeblich jene, die ihm folgen wollen, indem er ihnen Kaufnotwendigkeiten einflüstert. Über diesen, auch schon fast guten alten Konsumterror können wir nur lachen. Ist uns scheißegal, ob sich ein Angestellter wegen einer Videoausrüstung in Schulden stürzt. Ärgerlicher ist der verkommene Geschmack der Leute, die mit ihren mißratenen Formen die Umwelt versauen. Über die Architekten wollen wir hier gar nicht reden, denn die als Kriminelle hinzustellen ist zwar richtig, aber auch schon abgeschmackt. Das tun ja alle. Wir sollten aber nicht vergessen, die Designer und Grafiker anzuklagen, die uns mit ihren mißratenen Kreationen bis in unsere vier Wände verfolgen.
Die zur Zeit herrschende Autoform ist von Windkanalfetischisten ersonnen, ähnelt auf unerträgliche Weise silbrigen Raketen und verleidet einem ästhetisch gesehen den Stadtbummel. Zu Hause können wir unseren Wein zwar aus einem passablen Glas trinken; die absurden Dinger, die sich ein finnischer Glasdesigner in seinem klotzigen Finnlandschädel ausgedacht hatte, haben wir in die Mülltonne geworfen. Nicht entziehen können wir uns hingegen den ekelhaften Buchumschlägen, Schuhcremedosen, Streichholzschachteln, die unsere ästhetischen Empfindungen täglich beleidigen. Der hübsche Frosch, der noch bis in die Mitte der siebziger Jahre die Erdal-Schuhcremedose zierte, wurde mit einem Mal entthront; an seine Stelle rückte ein stilisierter Frosch, eine absolut unnötige Verhäßlichung, belanglos als Einzelfall, aber es ist eine Massenerscheinung: Der Geschäftsführer hat etwas von Motivation durch Innovation gehört. Der Grafiker braucht

Aufträge. Man kommt überein, daß der alte Frosch ein albernes Firmenemblem sei. Der Grafiker ist ein Otl-Aicher-Fan und sieht seine hohe Kunst im Stilisieren. Zwar beweist die Nostalgiewelle, daß die Kunden die Nase voll haben von den verarmten Formen und sich nach Zierde sehnen, aber das dringt nicht vor. Kurz darauf zieht die französische Schuhcreme Kiwi nach und stilisierte nach derselben Art ihren Vogel; ebenso ein Nadelfabrikant, der die sogenannte Eisbärnadel herstellt: der Eisbär, vorher ein Zotteltier, gleicht nun einem VW-Golf ... Wenn man bei den Firmen anruft, erhält man die einhellige Auskunft: das alte Emblem sei *nicht mehr zeitgemäß* gewesen. Soviel zur Entstehung von Geschmack.

Noch schlimmer als der Terror des miserablen, des zeitgemäßen Geschmacks ist derjenige des eigenen guten. Den angenehmen Fall gesetzt, Geld spiele keine Rolle, wäre das gar nicht so angenehm. Da ist zunächst der Witzwunsch aller Wohnungsuchenden: die Villa in ruhiger Lage mit altem Baumbestand. Die also wäre plötzlich verfügbar. Das wäre peinlich, obwohl nach unserem Geschmack. Nicht zuletzt deshalb sind die Snobs in die Lofts von London und New York gezogen, weil hier die aristokratische Weitläufigkeit mit dem alten Schweiß der Fabrikarbeiter getarnt werden kann; eine Geschmacklosigkeit anderer Art. Dagegen wirkt die Villa nun wieder fast redlich. Sollen wir diese Villa wirklich nach unserem Geschmack einrichten? Das würde zu schön werden. Wir müssen vor unserem eigenen Geschmack fliehen. Wir könnten auch kein Auto kaufen, das uns wirklich gefällt, denn ein wirklich schönes Auto ist zugleich affig. Terror, wohin man sieht.

Ausweichen hält beweglich, wenigstens das. So weichen wir aus: dem Mobiliar unserer Eltern, den Kiefern von Ikea, dem Nostalgiegerümpel, den Bauernmöbeln – immer auf der Flucht. Denn wir wollen nicht gemeinsame Sache machen mit den herrschenden Geschmäckern.

Aber es wird immer schwieriger, dem herrschenden Geschmack zu entkommen. Man muß eigentlich dauernd auf der Hut sein, das heißt dauernd die Werbung verfolgen, die ihn uns in wahrhaft demokratischer Pluralität vor Augen führt. Das ist ein hartes, fast täglich zu absolvierendes Pensum. Machen wir uns also gleich mal dran. Blättern wir, auf unseren schönen Besuch wartend, ein paar Zeitschriften durch. Nein, nicht die *Vogue* oder gar die *Männer-Vogue*, auch nicht *ambiente* oder *Schöner Wohnen*, das halten wir nervlich nicht aus. Nehmen wir eine schöne dicke Vorweihnachtsnummer des *Spiegel* oder des *Stern*, essen einen Lebkuchen (altes Rezept) und klopfen die Seiten auf den Geschmack hin ab.

Der Typ, der auf der zweiten Umschlagseite für »SIR internationale Herrenpflege« posiert, ist geschmackvoll angezogen in des Wortes ganzer gräßlicher Bedeutung. Justitiar oder Oberarzt soll das wohl sein, oder es soll diesen Berufsstand ansprechen. Der Kaminsims, vor dem er lehnt, diese grauenvolle Kreation eines zweitrangigen Innenarchitekten, dürfte der

Traum so mancher Vorstands-Gattin sein ... Übel auch der Diplomingenieur, der für Meyers Lexika Reklame macht. Revers und Schlipsknoten absolut abteilungsleiterhaft. Daß dieser Mensch den wissensdurstigen deutschen Familienvater darstellen und ansprechen soll, verrät uns eine ganz besondere Art von Bildungsnotstand ... Nach Schreibmaschinen und Fotoapparaten, die sich vermutlich als »sauberes Industrie-Design« verstehen, sticht uns ein Füller für Erfolgreiche böse ins Auge, mit dem man, ohne lange zu fackeln, seinen Schöpfer erdolchen sollte. Es ist ein Füller mit verdeckter Feder. Vor etwa zwanzig Jahren wurde dieser häßliche und unpraktische Füllertyp ersonnen, und sofort folgten alle Füllerfirmen mit devotem Innovationsgehorsam, obwohl man sich mit diesem Schreibgerät nur die Finger tintig machen kann. Offenbar müssen von dieser Dreckschleuder noch Restbestände verkauft werden, denn im Kielwasser der Nostalgie feiert nun wieder der alte, normal schöne Füller sein Come back, für den zehn Seiten später geworben wird. Was früher jedem Schüler zustand, wird heute als edelstes Schreibgerät annonciert, etwas für Unternehmerunterschriften. Wieder so ein Terror. Denn wenn wir uns jetzt diesen lange vermißten Füller zulegen wollen, kaufen wir sein neues Image unweigerlich mit: dasselbe Gerät wie früher, sympathisch und vernünftig, ist auf einmal geschmackvoll geworden und entzieht sich damit für uns der Benutzbarkeit.

Ist das hysterisch? Geht das zu weit? Es ist doch wohl eher gesundes Mißtrauen. Ein Schreibgerät, das sich an Möchtegernvertragsabschließende wendet, macht uns nämlich zu Möchtegernvertragsabschließenden. Zwischen dem Herrn und seinem Gescherr waltet eine lebhafte Dialektik. Der Aktenkoffer, eine der groteskesten und erfolgreichsten Erfindungen der letzten Jahrzehnte, hat durchaus Einfluß auf seinen Träger, ob der nun managt oder nur managen will. Die Ideologie jeder Automarke, jeden Autotyps fährt ebenso unweigerlich mit dem Besitzer mit, wie Schreibgerät oder Feuerzeug ihre eindeutige Aussage zur Person treffen.

Weiter: eine Alptraumbausparfamilie grinst für eine Versicherungsgesellschaft, und diese scheußlichen Marlboro-Pferdeficker werden uns noch zu radikalen Schwulenfeinden machen. Eine Mischung aus Eddie Constantin und Frankenstein sitzt in einem Flugzeugsessel in einer altdeutsch verkitschten Bibliothek, tut so, als läse er, und soll ausdrücken, daß man sich an Bord von Flugzeugen der kanadischen Luftfahrtgesellschaft so wohl fühlt wie zu Hause. Auch hier ist die Verlogenheit durchaus rührend, fatal ist nur, was als Geschmacksideal nebenbei verkauft wird. Ein straffer Beau lehnt vorm Fachwerkhaus in einer Windsor Glencheck-Jacke. Hofmannsthal muß mit einem Zitat herhalten: »Der gute Geschmack ist die Fähigkeit, fortwährend der Übertreibung entgegen zu wirken.«

Wohin man blickt: widerliche, pseudogemütliche, pseudogroßbürgerliche

Einrichtungen, abscheuliche Hemden, Anzüge, Uhren, grauenvolles Besteck und Geschirr, alles überflüssig, unnötig ersonnen. Wir haben gar nichts gegen die Werbung als Verführerin. Mittlerweile lassen wir uns ja gerne verführen. In dem Alter sind wir. Nur hübsch sollte sie sein, die Ware. (Gab es früher nicht ab und zu hübsche Frauen in der Werbung zu sehen? Also entweder sind wir aus dem erotischen Ansprechalter raus, oder die werben jetzt anders.)

Wartend auf unseren schönen Gast begreifen wir bei unserem zweiten Glas Wein: Geschmack ist niemals Geschmackssache, über die sich streiten läßt. Geschmack ist eindeutig und meßbar. Es wäre furchtbar, wenn alles relativ wäre, dann erst wäre der Untergang angesagt. Da fällt uns der Punk ein. Er ist derjenige, der dem herrschenden Geschmack am konsequentesten davonläuft; und tatsächlich, langsam wird er uns richtig sympathisch mit seinem grausam geschorenen Schädel.

Wir blättern weiter und können uns nun dem Sog gewisser Bilder, die wir zwischen den Anzeigenseiten wahrnehmen, nicht mehr entziehen. Nun erst kommt das ganz und gar Grauenhafte. Es sind Bilder aus Bonn. Zu sehen sind unsere Politiker. Wir kennen sie, wir wissen sattsam, wie sie aussehen, wie sie reden – aber jetzt, allein gelassen vor unserem gnadenlosen Blick, offenbaren sie sich erst so recht in ihrer allumfassenden Widerlichkeit. Wir halten uns gar nicht bei den miesen Anzügen und erbärmlichen Schlipsen auf, sondern kommen gleich zur Sache, zur politischen Visage.

Es ist bekannt, daß in der Demokratie die Politiker aufgrund ihrer Visage gewählt werden. Da der herrschende Geschmack, wir können es nicht anders sagen, unter aller Sau ist, ist es nur logisch, daß mehrheitlich Gestalten ins Parlament gewählt werden, deren Visagen diesem Geschmack entsprechen. Sie werden nach ihrer Visage gewählt, aber sie werden nicht nach ihrer Visage beurteilt. Dazu sind sich die Journalisten zu fein. Da gibt es offenbar eine Hemmschwelle. Zwar ist man sich in den Redaktionen aller großen Zeitungen einig, daß Kohl und seine Minister eklig aussehen, aber man schreibt das nicht. Obwohl es juristisch nicht einmal den Tatbestand der Beleidigung erfüllen würde, das gilt ja als persönliche Anmutung. Wir können dem Finanzminister bei einem Interview ins Gesicht sagen: »Herr Minister, es ist schrecklich, aber Sie erinnern mich irgendwie an ein hormongefüttertes Vierzehnrippenschwein.« Gut, man wird kein Interview mehr bekommen, aber das will man ja auch gar nicht.

War die Wende womöglich nichts anderes als ein Umkippen des ohnehin schlechten politischen Geschmacks ins Faulige? Die Metapher ist verführerisch, aber wir wollen die Legende von einer substantiellen Umwandlung der Politik nicht mit schiefen Bildern stärken. Die Wende war nur ein Sieg des noch schlechteren Geschmacks. Das Fleisch ist nun noch wattiger, pampiger, schwammiger geworden, noch aufgeblähter und hormoneller. Brandt

und Wehner hatten noch ein paar Knochen. Kohl ist die gelungene Züchtung eines knochenlosen, ungefiederten Mastgeflügels, abscheulich anzusehen, fad im Geschmack und doch ein Bombengeschäft für die bundesdeutsche Großküche.

Nach der Wörnerschen Schwulenstory und den Flickschen Schmierspenden haben einige redlich-wägende Chefredakteure das Wort von der politischen Geschmacklosigkeit vorsichtig in ihre Kommentare gestreut. Ein alberner, seinerseits geschmackloser Einwand. Korruption und homosexuelle Militärs haben seit jeher die Geschichte bestimmt. In Wahrheit geht es nur um das geschmacklose Aussehen. Das Äußerliche ist entscheidend. Wer das bezweifelt, möge sich gefälligst an seine letzte Liebe erinnern. War es der Geist, die herrliche Gleichgesinnung, die uns entflammte? Unsinn, ihr Mund war es, ihr Hintern, ihr Blick. Wo nur bleibt unser Besuch?

Ermattet lassen wir unsere Zeitschriften fallen, mit denen wir uns, den Gast erwartend, die Zeit vertrieben haben. Der Ärger über die Häßlichkeit der Regierenden hat uns die ganze Leichtfüßigkeit genommen. Solange der Geschmack der Bevölkerung verheerend ist, werden wir mit solchen Visagen leben müssen. Ließe sich eine politische Basisarbeit denken, die eine ästhetische Erziehung der Bürger betreibt? Ein langer Weg wäre das. Aber nicht aussichtslos. Brigitte Bardot, eine auch nach strengen Maßstäben gutaussehende Frau, wird immerhin von zigmillionen Menschen als begehrenswert empfunden. Solange sich die Bevölkerung nicht lüstern nach Mrs. Reagan oder Frau Kohl sehnt, ist nichts verloren.

Es wird Zeit. Der schöne Gast sollte nun kommen. Wir werden zusehends nervös. Wie wird sie aussehen? Sie wird doch um Gottes Willen nicht aufgetakelt erscheinen! Wird sie uns mustern, wird sie sich kritisch umsehen, wenn wir in der Küche den Tee aufgießen? Oder werden verdächtige Pausen eintreten? Sie wird womöglich gar keinen Blick für den Raum haben, immer nur bohrend in unsere Augen sehen. Schon reut uns, daß wir ihretwegen das Andersch-Gedicht aus dem Buch gerissen haben. Es wird ihr natürlich völlig einerlei sein, ob man karg oder üppig lebt, alt oder neu, chaotisch oder ordentlich, stilvoll oder stillos oder mittendrin. Sie hatte ja eigentlich nie Sinn für äußere Zeichen. Nie war ihr die Spießigkeit des Kunstprofessors aufgefallen, bei dem man einst gemeinsam studierte. Es wird ihr egal sein, welche Plakate an der Wand hängen. Nie wieder, so schwören wir uns, werden wir uns wie ein junges Mädchen auf einen Besuch präparieren. Nach zwei oder drei Stunden werden wir ein Taxi rufen, und wenn sie gegangen ist, werden wir noch immer nicht wissen, ob wir verrückt waren mit unserer Selbstinszenierung oder sie mit ihrer Interesselosigkeit.

Jetzt klingelt es. Verdammt, wir haben ja immer noch keine Schuhe an ...

Martin Warnke
Nachgeschmack

Wer für die heutige Geschmackssituation einen historischen Vergleich sucht, stößt immer wieder auf eine Epoche, die gemeinhin nicht zu den Höhepunkten der Geschmacksgeschichte gerechnet wird, – auf die Jahrzehnte um die Gründerzeit.

Anlaß für einen solchen Vergleich bieten nicht allein äußerliche Symptome wie das eifrige Herausputzen gründerzeitlichen Fassadenstucks, die liebevolle Wertschätzung urgroßväterlicher Fotografien oder die ansteigende Flut populärer und wissenschaftlicher Veröffentlichungen über das wilhelminische Deutschland. Daß die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts als die Hochzeit des Museumsneubaus in die Geschichte eingegangen wäre, wenn ihr dieser Ruhmestitel nicht von der Jetztzeit streitig gemacht würde, ist schon ein gewichtigeres Anzeichen für ein vergleichbares Verhalten zur Kultur.

Die Symptome sind die Folgen einer Selbstentlastung, einer Abschüttelung von Sollvorstellungen. Lästig war damals die idealistische Gedankenarbeit, deren strenger Anspruch in der Schinkelschen Architektur allgegenwärtig wurde. Lästig waren hier die Geltungsansprüche einer Moderne, die die Architektur auf eine unbestechliche Rationalität und die Avantgarden auf immer neue Vorstöße gegen vertraute Wahrnehmungsclichés verpflichtete. Mit dem Idealismus gab man den Anspruch auf, jede Zeit müsse ihren eigenen »Styl« entwickeln, ihre Identität sichtbar machen; mit der Absage an die Moderne entfällt die Zumutung, das Jahrhundert müsse das unverkennbare Gesicht, mit dem es angetreten war, auch bei seiner Verabschiedung bewahren. Wie damals der Verzicht auf die weltgestaltende Eigenform zu einer historischen Permissivität führte, die alle Geschmäcker gelten ließ, so werden heute nach der Totsagung der modernen Avantgarden beim Leichenschmaus die Rezepte aus den Kochbüchern der Vorvordern wieder durchprobiert. Die Abschüttelung des Anspruchsdrucks der Modernität schafft eine genußvolle Atmosphäre der gemütlichen Entlastung und der fröhlichen Produktivität, die sich durch keine normative Zielvorgabe und durch keinen angestrengten Bildungsauftrag mehr gehemmt fühlen muß.

Man kann die Probe aufs Exempel machen. Fragt man, zu welchen Zeiten Pan und Midas die Chance gehabt hätten, ungeschoren davonzukommen,

dann wird man feststellen, daß sie diese Chance nur um 1860 und um 1980 gehabt hätten.

Pan hatte den musikalischen Wettstreit mit Apoll riskiert, obwohl er gegen dessen kunstreiche Lyra nur eine selbstgebastelte ländliche Flöte aufzubieten hatte. Der Berg Tmolos wurde zum Richter bestellt, und er strich sich dafür eigens »von den Ohren die Bäume«. Kaum hatte Apoll mit feinem Daumen die Saiten der Lyra berührt, spricht Tmolos das Urteil: »Pan hat verloren«. Midas aber, der gerade zugegen war, protestiert lautstark gegen das Urteil des heiligen Berges, nennt es falsch und widerrechtlich gefällt, da ihm das Rohr des Pan schöner klang als die Lyra des Apoll. Ovid findet das Urteil des Midas so töricht und geschmackswidrig, daß er es erklären zu müssen glaubt: Midas hatte gerade die Erfahrung hinter sich, daß sich alles, was er berührte, zu Gold verwandelte, und nachdem Dionysos ihn von dieser lebensgefährlichen Verwandlungsmacht wieder erlöst hatte, »haßte Midas das Gold. Er liebte jetzt Wälder und Felder. Pan ist sein Gott, denn er haust ja stets in den Höhlen der Berge.« Deshalb also bevorzugte Midas die dumpfen, dilettantischen Tonfolgen des Pan. Apoll aber kann nicht ertragen, daß Midas ungestraft dem Pan die Palme reichen wollte; nicht länger konnte er dulden, »daß so läppische Ohren die menschlichen Formen behalten, sondern er zieht sie empor, er füllt sie mit weißlichen Zotteln, macht sie unten gelenkig und gibt ihnen flinke Bewegung«, damit ein jeder es sehe: »Midas trägt die Ohren des langsam schreitenden Esels.« Midas – er war aus gutem, königlichem Hause – schämt sich der Ohren, die das Mal des Geschmacklosen waren, versucht sie unter einer phrygischen Mütze zu verbergen, doch sein Barbier entdeckt sie, kann das ihm auferlegte Schweigen nicht halten und flüstert das Geheimnis in ein Loch, das er zwar gleich wieder zuschüttet, doch das aufsprossende Schilf säuselt es bei Wind in alle Welt, woraufhin Midas das erste Opfer eines Geschmacksterrors wird.

Apoll war für alle Zeiten der Patron der Hochkünste, die im Vollbesitz aller Möglichkeiten den Ton angaben; er war immer auf der Höhe der Zeit und schützte das Geschmacksniveau, das Stilwollen der hellsten Köpfe. Pan dagegen stand für die dumpfe Vulgarität derer, die die Naturburschen spielten und unbekümmert alles in sich aufsaugten, was eigenen und fremden Launen guttut. Daß Midas, der desillusionierte Renegat, auf Pan hereinfiel, alle aufrichtenden Kriterien fallenließ, macht ihn zum Inbegriff des gewissenlosen, allempfänglichen, geschmacksindifferenten Kunstrichters.

In einem moralisierten Ovid des 15. Jahrhunderts, da die Handelsgewinne das Denken besetzten, wird Midas mit einem Kaufmann verglichen, der zunächst aus Reue beschließt, ein Eremit und büßender Christ zu werden, dann aber rückfällig wird und sein Büßergewand dazu benutzt, seinen Wucher weiter zu betreiben, weshalb er zu Recht nicht nur die Eselsohren, sondern auch ewige Verdammnis verdient habe. Im 16. Jahrhundert, als die

Religionen sich unter agitatorischem Einsatz die Schäfchen abjagten, sehen Emblematiker in Midas den Inbegriff des Verführbaren, der nicht der vernünftigen, sondern der dunklen Rede sein eselhaftes Ohr schenkt. Für die Künstler hat der Ignorant, der vor Bildern immer nur schnüffelnd das anekdotische, amüsante Detail sucht, die Eselsohren des Midas.

Im »Jahrhundert des Geschmacks«, als es den Bürgern darum ging, gegen die Herren und Höfe eine eigene Geschmacksposition zu definieren, hätte sich Midas eine Chance ausrechnen können, da doch Kant den Geschmack als ein »Beurteilungsvermögen ohne alles Interesse« vorstellte. Doch diese Interesselosigkeit, so hatte Kant noch hinzugefügt, sei notwendig, »um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen«. Das interesselose Beurteilungsvermögen erlaubt nicht, daß etwa ein Pan freie Bahn für seine Capricen hätte; denn auch dem Genie ist nach Kant die Rücksicht auf Regeln aufgegeben, »von denen man sich nicht frei sprechen darf«, da nur seichte Köpfe glauben, »daß sie nicht besser zeigen können, sie wären aufblühende Genies, als wenn sie sich vom Schulzwange aller Regeln lossagen, und glauben, man paradiere besser auf einem kollerichten Pferde, als auf einem Schulpferde«. Kant kennt den Makel, »getadelt und eines falschen Geschmacks beschuldigt« zu werden, und die »unbestimmte Norm eines Gemeinsinns wird von uns wirklich vorausgesetzt: das beweiset unsere Anmaßung, Geschmacksurteile zu fällen«. Daß die lebhafte Geschmacksdiskussion der Aufklärung in das Kniggesche Handbuch von 1788 münden kann, ist bei Kant ebenfalls angelegt, indem er sich nicht vorstellen kann, daß jemand das Schöne interesselos, ohne ostentative oder kommunikative Absicht pflege: »Empirisch interessiert das Schöne nur in der Gesellschaft«, und ein »verlassener Mensch auf einer wüsten Insel würde weder seine Hütte, noch sich selbst ausputzen, oder Blumen aufsuchen, noch weniger sie pflanzen, um sich damit auszuschmücken; sondern nur in Gesellschaft kommt es ihm ein, nicht bloß Mensch, sondern auch nach seiner Art ein feiner Mensch zu sein, denn als einen solchen beurteilt man denjenigen, ... den ein Objekt nicht befriedigt, wenn er das Wohlgefallen an demselben nicht in Gemeinschaft mit anderen fühlen kann.«

Wo immer in der bürgerlichen Aufklärung die Fertigkeit des Verstandes, das Wahre, Schöne und Gute zu empfinden und zu beurteilen, sich konkret zu entscheiden hat, schlägt sie sich auf die Seite des Apoll, der hehren griechischen Klassik. Als Johann Gottfried Herder 1773 den »Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet« nachging, politisiert er die Fragestellung offen, indem er das Geschmacksniveau einer Zeit vom Grad ihrer politischen Freiheit abhängig macht: »Ein Geschmack ist übel daran, sobald er nur Gesellschafts- oder Hofgeschmack seyn kann und darf: gar bald wird er schwach.« Die politische Freiheit aber gibt nicht auch schon alle Maßstäbe frei: Energisch besteht Herder auf einer

Mitarbeit der Vernunft bei der Bildung des Geschmacks, der »nichts anders als Ordnung, als Fertigkeit der Kräfte zur Schönheit ist«. Wenn aber der gute Geschmack nur die Frucht einer politischen Freiheitsordnung sein kann, dann muß ihm die Erziehung zur Freiheit vorausgehen:

»Endlich, da Freiheit und Menschengefühl doch allein der Himmelsäther sind, in dem alles Schöne und Gute keimt, ohne den es hin ist und verwest, so lasset uns mehr nach diesen Quellen des Geschmacks als nach ihm selber streben ... Je mehr wir also diese Humanität auf die Erde rufen, desto tiefer arbeiten wir an Veranlassungen, daß der Geschmack nie mehr bloße Nachahmung, Mode oder gar Hofgeschmack, ... sondern mit Philosophie und Tugend gepaart, ein dauerndes Organum der Menschheit werde!«

Der Geschmack wäre danach eine Folgewirkung der politischen Verfassung, eine Ziehpflanze der gesellschaftlichen Ordnung. Dieses Wechselverhältnis hätte nahelegen können, für die Opfer oder Residuen tyrannischer Verhältnisse wenigstens eine Art karitatives Verständnis aufzubringen, wie dies Herder für die Volkslieder und Volksdichtung tatsächlich aufgebracht hat. Doch für die Bildenden Künste hatte schon Winckelmann die athenische Demokratie als die Wiege einer künstlerischen Klassik bestimmt, so daß diese die Normen und Muster für eine geschmackliche Zielvorstellung abgab. Man mußte nur warten, bis die Wirklichkeit das theoretische Ideal dazu berief, mit Philosophie und Tugend ein »Organum der Menschheit« zu werden.

Mit dieser passiven Wartehaltung mochte sich Schiller, von der Französischen Revolution aufgewühlt, nicht mehr begnügen. Gegen Herders Vorstellung, auf der Ebene der »Veranlassungen« Hoffnungen zu hegen, fragt Schiller: »Alle Verbesserung im Politischen soll von der Veredelung des Charakters ausgehen – aber wie kann sich unter den Einflüssen einer barbarischen Staatsverfassung der Charakter veredeln?« Soll nicht ein Defätismus gegenüber dem Gang der Dinge das Denken lähmen, dann muß eine Fähigkeit angenommen werden, gerade unter barbarischen Staatsverfassungen das Ideal hochzuhalten; dann muß man ein »Werkzeug aufsuchen, welches der Staat nicht hergibt, und Quellen dazu eröffnen, die sich bei aller politischen Verderbnis rein und lauter erhalten«. Für Schiller ist kein Zweifel: »Dieses Werkzeug ist die schöne Kunst, diese Quellen öffnen sich in ihren unsterblichen Mustern.« Ihre Legitimation bezieht die Kunst aus ihrer Fähigkeit, gerade in verderbten, unfreien Zeiten, wenn auch nur im Schein, die Muster einer befreiten Humanität am Leben zu halten. Deshalb behauptet Schiller, in striktem Gegensatz zu Herder, »daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet, und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit

desselben Hand in Hand gegangen wären«. Selbst in den Zeiten schlimmster Tyrannei, wie unter Nero oder Commodus, habe zwar »die Menschheit ihre Würde verloren, aber die Kunst hat sie gerettet und aufbewahrt in bedeutenden Steinen; die Wahrheit lebt in der Täuschung fort, und aus dem Nachbilde wird das Urbild wiederhergestellt werden«. Bevor sich der »ästhetische Staat« herstellt, wird der Geschmack »Harmonie in die Gesellschaft (bringen), weil er Harmonie in dem Individuum stiftet«. Der unter der Tyrannis immer nur als Statthalter, als Hoffnungsträger wirksame Geschmack wird jetzt bis in die unteren Schichten der Gesellschaft einsickern und dort jeden Einzelnen zur Höhe griechischen Menschentums erheben:

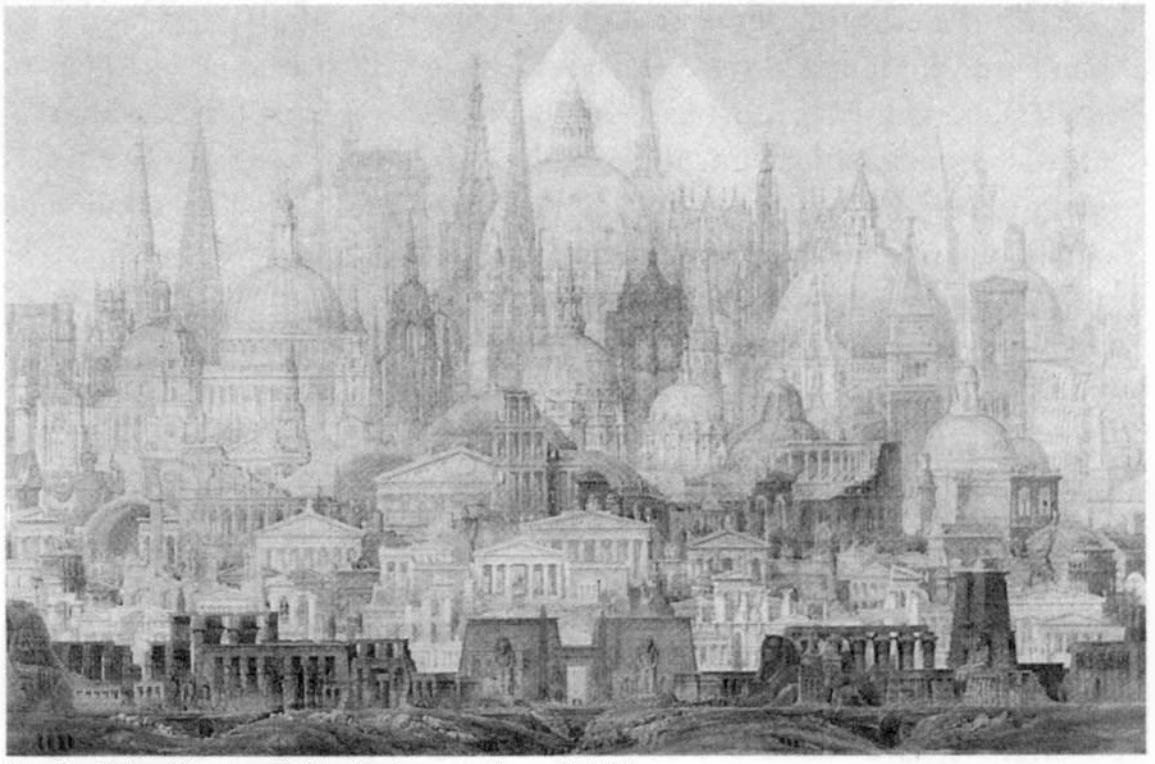
»So wie sich ihm von außen her, in seiner Wohnung, seinem Hausgeräte, seiner Bekleidung allmählich die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äußeren, zuletzt auch den inneren Menschen zu verwandeln ... Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrei, gleich einem Zug von Kranichen, ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Übermut blinder Kräfte, hier den Sieg der Form, und die simple Majestät des Gesetzes.«

Wenn also Pan sich etwa durch Schiller dazu ermutigt gefühlt hätte, dem höfischen Geschmacksdiktat seine elementare Unbekümmertheit entgegenzusetzen, dann wäre ihm streng die simple Majestät des Gesetzes entgegengehalten worden, die den Übermut blinder Kräfte nicht duldet. Hätte Pan, um sich beliebt zu machen, eine Volkstracht angezogen, dann hätte Schleiermacher ihn darauf hingewiesen, daß diese Kleidungsstücke »eine solch entschiedene Geschmacklosigkeit und einen so stark hervortretenden Widerspruch mit den natürlichen Formen« aufwiesen, »daß jedes gebildete Auge verletzt wird und der Eindruck des Unschönen nicht ausbleibt«. Geschmack war nicht das Zauberwort einer emanzipatorischen Entfesselung, nicht ein Freipaß für genialische Eskapaden, sondern eine Weltformel, in der sich das Wohl und Wehe der Menschheit konzentrierte.

Je mehr allerdings die historische Wirklichkeit im Auf und Ab der Revolutionen und Gegenrevolutionen allen geschmacklichen Bildungszielen den Boden entzog, umso mehr verflüchtigte sich die universale Emphase, die den Geschmacksbegriff getragen hatte. Ohne wirkliche Perspektive, ohne eine bildungspolitische Substanz entleerte er sich zu einer Hülse, die nach Belieben gefüllt werden konnte. Schon in Hegels Vorlesungen über die Ästhetik ist der Geschmack kein Thema mehr. Für Hegel ist die Suche nach einem dem Menschen innewohnenden Schönheitsgefühl erfolglos geblieben, weshalb man die Bildung bemüht habe, den Schönheitssinn zu erzeugen, so daß »der gebildete Schönheitssinn Geschmack genannt« wurde. Da aber eine gebildete Reflexion sich nicht in ein substantielles Gefühl verwandeln läßt, war »der Geschmack nur auf die äußerliche Oberfläche, um welche die Empfindungen herspielen, angewiesen. Deshalb aber fürchtet sich

der Geschmack vor allen tieferen Wirkungen und schweigt, wo die Sache zur Sprache kommt und die Äußerlichkeiten und Nebensachen verschwinden«. Hiernach also ist der Geschmack schon nur mehr für das dekorative Beiwerk zuständig, für die alltäglichen Ausgehsorgen, und dabei ist auf objektive Maßstäbe überhaupt kein Verlaß, da in der Lebenswirklichkeit persönliche Vorlieben gewichtiger sind, »denn unter den Menschen z. B. ist es der Fall, daß wenn auch nicht jeder Ehemann seine Frau, doch wenigstens jeder Bräutigam seine Braut – und zwar etwa sogar ausschließlich – schön findet, und daß der subjektive Geschmack für diese Schönheit keine feste Regel hat, kann man ein Glück für beide Teile nennen«. So ist denn die Geschmacksdiskussion gleichsam nur noch im ehelichen Haushalt aktuell, »denn in Rücksicht auf die Auswahl der Gegenstände und ihren Unterschied der Schönheit und Häßlichkeit kann bei dem erwähnten Mangel an einem Kriterium für die unendlichen Formen der Natur nur der subjektive Geschmack das letzte sein, der sich keine Regel festsetzen und nicht über sich disputieren lasse«. Die Geschmacksfrage wird dem persönlichen Belieben preisgegeben und seither gerne mit einem Naserümpfen bedacht.
Es war die Stunde von Pan und Midas. Denn endlich galt, was war, und nicht, was sein sollte. »Wat dem eenen sin Uhl, ist dem annern sin Nachtigall«, wurde zum Geschmacksprogramm. Es herrschte Stilpluralismus, der sich aus der Historie nährte, da nach Hegel die Reflexion jedes unmittelbare ästhetische Ausdrucksbedürfnis eingeholt und damit auch den zeitbedingten, einheitlichen Epochenstil entbehrlich gemacht hatte. Der Geschmack löste sich auf in die Geschmäcker der je Einzelnen, die sich frei der Vorlageblätter bedienten, die ihr Selbstgefühl im Gewimmel konkurrierender Subjekte befriedigen konnten. Es zogen die Kolonnen mit Musterbüchern und Bilderschätzen durch die Straßen und warfen den wuchtigen Bauklöt-

Karikatur auf den Stilpluralismus, *Fliegende Blätter*, 1856



Charles Robert Cockerell, „The Professor's Dream", 1849

zen jenen zuckrigen Dekor über, der sich als »Kunstform« an der »Grundform« verstand. Der junge Semper, der noch das Wunschbild einer Wechselwirkung demokratischer Freiheit und wahrer Architektur in sich trug, sieht 1834 allenthalben das »durchsichtige Oelpapier« maßgeblich werden:

»Durch dieses Zaubermittel sind wir unumschränkte Meister über alte, mittlere und neue Zeit. Der Kunstjünger durchläuft die Welt, stopft sein Herbarium voll mit wohlaufgeklebten Durchzeichnungen und geht getrost nach Hause in der frohen Erwartung, daß die Bestellung einer Walhalla à la Parthenon, einer Basilika à la Monreale, eines Boudoirs à la Pompeji, eines Palastes à la Pitti, einer byzantinischen Kirche oder gar eines Basars in türkischem Geschmack nicht lange ausbleiben könne! Was für Wunder uns aus dieser Erfindung erwachsen! Ihr verdanken wir's, daß unsere Hauptstädte als wahre extraits de mille fleurs, als Quintessenzen aller Länder und Jahrhunderte emporblühen, so daß wir, in angenehmer Täuschung, am Ende selber vergessen, welchem Jahrhundert wir angehören.«

Was Semper noch als eine Geschmacksverirrung erscheint, ist anderen die Befreiung von einem Geschmacksdiktat, das die Welt auf eine ästhetische Einheitslinie bringen wollte. Hermann Lotze gibt in seiner *Geschichte der Ästhetik in Deutschland* 1868 diesem Entlastungsgefühl Ausdruck:

»Nun gehört zu dem Character der Gegenwart eine Universalität des Geschmackes, die durch Überlieferung aller Art genährt, jede eigentümliche Gattung der Schönheit nachzugenießen und zu bewundern fähig ist, ohne deshalb jede als unmittelbare Lebensumgebung ihren eigenen Gewohnheiten entsprechend zu finden. Nicht jede Schönheit der Kunstgeschichte läßt sich im Leben reproducieren, und andererseits sind die Strömungen dieses Lebens so vielförmig, daß zu ihrem Ausdruck ein einziger Alles beherrschender Styl vielleicht nicht in derselben Weise zu hoffen und zu wünschen ist, wie er vergangenen Zeiten von gleichförmigerer Signatur ihres Wesens möglich war.«

Die verständnisbereite Deutung, die Thomas Nipperdey der historistischen

Architektur zuteil werden läßt, könnte den Programmen post-moderner Architekten entnommen sein: »Man ›zitiert‹ Geschichte, um den Alltag zu beseelen, um mit den historisierenden Bauten eine Heimat der emotionalen Ansprüche zu schaffen, um die Wirklichkeit durch Evokation von Geschichte an Humanität zu binden und ideal zu überhöhen.« Eine schillernde Beschreibung des Stimmungshintergrundes hat Nietzsche 1879 in *Menschliches, Allzumenschliches* geliefert:

»Die rückläufigen Bewegungen in der Geschichte, die sogenannten Restaurationszeiten, welche einem geistigen und gesellschaftlichen Zustand, der *vor* dem zuletzt bestehenden lag, wieder Leben zu geben suchen und denen eine kurze Toten-Erweckung auch wirklich zu gelingen scheint, haben den Reiz gemütvoller Erinnerung, sehnsüchtigen Verlangens nach fast Verlorenem, hastigen Umarmens von minutenlangem Glücke. Wegen dieser seltsamen Vertiefung der Stimmung finden gerade in solchen flüchtigen, fast traumhaften Zeiten Kunst und Dichtung einen natürlichen Boden: wie an steil absinkenden Bergeshängen die zarten und seltensten Pflanzen wachsen. – So treibt es manchen guten Künstler unvermerkt zu einer Restaurations-Denkweise in Politik und Gesellschaft, für welche er sich, auf eigene Faust, ein stilles Winkelchen und Gärtchen zurechtmacht: wo er dann die menschlichen Überreste jener ihn anheimelnden Geschichtsepoche um sich sammelt und vor lauter Toten, Halbtoten und Sterbensmüden sein Saitenspiel ertönen läßt, vielleicht mit dem erwähnten Erfolge einer kurzen Toten-Erweckung.«

Im Sinne seiner Maxime »Selig sind die, welche Geschmack haben, wenn es auch ein schlechter Geschmack ist« weiß Nietzsche das Glück seiner Zeit zu preisen, die sich von keinen Geschmacksregeln und -ansprüchen mehr eingezwängt fühlen muß:

»In Hinsicht auf die Vergangenheit genießen wir alle Kulturen und deren Hervorbringungen und nähren uns mit dem edelsten Blute aller Zeiten ... Während frühere Kulturen nur sich selber zu genießen vermochten und nicht über sich hinaussahen, vielmehr wie von einer weiter oder enger gewölbten Glocke überspannt waren, aus welcher zwar Licht auf sie herabströmte, durch welche aber kein Blick hindurchdrang. In Hinsicht auf die Zukunft erschließt sich uns zum ersten Male in der Geschichte der ungeheure Weitblick menschlich-ökumenischer, die ganze bewohnte Erde umspannender Ziele ... Es gibt freilich sonderbare Menschen-Bienen, welche aus dem Kelche aller Dinge immer nur das Bitterste und Ärgerlichste zu saugen verstehen; – und in der Tat, alle Dinge enthalten etwas von diesem Nicht-Honig an sich.«

Zu diesen Spielverderbern, die immer nur das Bitterste und Ärgerlichste zu saugen verstehen, zählten inzwischen die Genies. Einst zu Geschmacksleadern erkoren, fand sie schon Schlegel an den Rand gedrängt: »Ein Genie trägt einen roten Rock oder so was; ein Geschmackvoller eine sanfte Farbe.« Genies, die der Zeit ihre Signatur hätten aufdrücken können, wurden zur Subkultur gerechnet. Der Held des Tages war Pan, nach dem sich bald die Kunstzeitschriften nennen und dem Arnold Böcklin seit 1859 in dichter Folge fast mehr Bilder widmet als die gesamte Kunstgeschichte vor ihm. Er läßt ihn friedlichen Hirten »panischen Schrecken« einjagen, läßt ihn im Schilf selbstversunken die Flöte blasen oder mit ihr die Dryaden betören. Einmal taucht er zwischen antiken Säulenresten und Musterstücken auf. In

seiner »aller Vernunft spottenden Kopflosigkeit«, der alle Midasse applaudieren, sieht Böcklin offenbar den Geist seiner Zeit verkörpert.
Unter den Modernen hat allenfalls Picassos Zeichenstift dem Pan ein freundliches Gedenken nebenbei gegönnt. Sonst aber sprechen die Künstlermanifeste seit dem Expressionismus eine unerbittliche Sprache, die nur Wesentlichkeit und Wahrhaftigkeit gelten lassen will. Immer wieder forderten sie Umdenken und Revisionen mit einem Pathos der Unbestechlichkeit, das wohl zu überspannt war, als daß es ein Jahrhundert lang hätte ausgehalten werden können. Im Jahre 1935 hat Walter Gropius in England noch immer das Programm des Bauhauses für aktuell gehalten: »Wir haben genug von der willkürlichen Nachahmung historischer Stile. In fortschreitender Entwicklung, weg von den architektonischen Launen und Verspieltheiten zum Diktat konstruktiver Logik, haben wir gelernt, das Leben unserer Epoche in reinen vereinfachten Formen auszudrücken.« Es gehört zu den Merkwürdigkeiten dieses Jahrhunderts, daß ein solches Programm sich entfalten und nach dem Zweiten Weltkrieg tatsächlich zu einem international wirksamen Diktat fortentwickeln konnte. Ebenso verwunderlich ist, daß in der Kunst die Avantgarden nicht nur tonangebend, sondern auch offiziell förderungswürdig wurden. Kaum eine Gruppe, kaum ein Ismus, der nicht mit einem Manifest an die Öffentlichkeit getreten wäre, in dem der Abbau und ein Niederreißen alter Denk- und Geschmacksschablonen gefordert wurde. Keines dieser Manifeste und Programme propagiert selbst einen neuen »Geschmack«, obwohl unverkennbar ist, daß Impulse der Aufklärung in ihnen wieder wirksam geworden sind. Die Werke des Bauhauses und der Avantgarde stellten keine Ansprüche auf Geschmacks-, sondern auf Wahrheitsattribute. Die konstruktive Logik war für Gropius die Signatur der Epoche, also gab es für sie keinen anderen Ausdruck; sie war, wie er sagt, ein »Diktat«. Das ist durchaus der herrische Gestus des Apoll, der dem Pan den Applaus des Midas nicht gönnt.
Das kühle Grau der sachlichen Wände, dem das universale Grau der Männerkleidung dieses Jahrhunderts entsprach, färbte schließlich bis ins Innerste ab, so daß unausweichlich geschehen mußte, was sich neulich im Hamburger Abendblatt wie ein letzter eisiger Choc der Modernen im Angesicht post-moderner und neu-wilder Gemütlichkeit las:

»Sprung in den Tod
Ein unbekannter Mann sprang abends von der Neuen Elbbrücke in den Tod. Die Polizei fragt: Wer kennt den etwa 1,80 Meter großen, 65 bis 70 Jahre alten Mann? Er hat eine korpulente Gestalt, Doppelkinn, Stirnglatze, einen schütteren grauen Haarkranz und graue Augen. Bekleidet war er mit einer kurzen grauen Windjacke, grauem Wollpullover, grauem Hemd, einer grauschwarzen Tuchhose und schwarzen Halbschuhen. Hinweise an ...«

Keto von Waberer
Schöne Sachen

»Kein Geschmack«, sagte mein Vater und machte seinen Mund so schmal, als habe er ein Stück unreife Avocado auf der Zunge. Er sprach selbstverständlich von einem fremden Wohnzimmer, aus dem er soeben mit gesträubtem Fell an seinen eigenen geschmackvollen Eßtisch geflüchtet war. Mein Vater war und ist Architekt.
Die Familie saß um den Tisch und lauschte mit verschieden gefärbter Aufmerksamkeit der Schilderung von löwenpfotigen Sitzgruppen, Kredenzen, in denen farbige geschliffene Gläser standen, und schmiedeeisernen Lampenfüßen. So wohnte also Direktor Seibus, der die vielen bunten Käseecken herstellte, die im Milchladen in runden Schachteln geordnet lagen wie kleine Tortenstücke. Das Gesicht meiner Mutter spiegelte sofort den Ekel, der sich auf dem Gesicht ihres Gefährten malte und zu dem sich in dem ihren bald die Ängstlichkeit der Mitleiderin gesellte. Mein Vater sollte Seibus' Villa bauen. Meine Mutter kostete bereits die bitteren Abende, die ihren Mann nach erschöpfenden Ringkämpfen mit der Geschmacklosigkeit übellaunig an ihren Tisch spülen würden. Meine ältere Schwester, die die Todsünde der Geschmacklosigkeit schon besser einzuordnen wußte als ich, gab meinem Vater mit dem kleinen Satz »Und die Bilder?« weiteren Grund zu wohligem Ekel. «Unbeschreibliche Ölgemälde der ganzen Familie«, sagte er matt. »Wahrscheinlich nach Photographien gemalt. Riesige falsche Barockrahmen.« Nun strich jeder schweigend sein Brot. Ich war noch zu klein, um wirklich mitspielen zu können. Löwenpfoten an Stühlen schienen mir interessant, außerdem war ich noch immer beleidigt, weil das Wort ›geschmacklos‹ mich von einem Objekt trennte, das ich mir so sehr wünschte, wie man sich nur mit zehn Jahren etwas wünschen kann. Es war eine Porzellaneule, deren Augen leuchteten, wenn man den Stecker in die Steckdose steckte. Daß sie ein Rauchverzehrer war, interessierte mich weniger. Ich wollte sie auf meinem Nachtisch haben. Aber mein Erspartes durfte nicht für sie aufgewendet werden. Sie war in einer Weise ›geschmacklos‹, die meiner Mutter leise Schreie entlockte. Die funktionelle Zeichentischlampe, in deren Schein ich abends im Bett lag, war mir von da an zuwider.
Ich habe auch später meine Freundin Britta gut verstanden, die sich in ihrer abscheulichen Wohnung, die mit bäuerlichen bayrischen Barockmöbeln

vollgestopft war, sehr wohl fühlte, ehe sie dem italienischen Designer in die Hände und ins Bett fiel. Das alte Haus, in das sie mit ihm zog, wurde von ihm ausgeweidet und ganz mit schwarzem Glas, Spiegeln und Chromgestängen ausstaffiert. Kein Nest! Alles ungemein geschmackvoll. Meistens saßen wir, wenn ich Britta besuchte, in der Küche. Dort hatte Britta eine hölzerne Eckbank durchsetzen können. Am Telefon hörte ich sie rufen: »Bitte bringt mir zum Geburtstag keine Objekte mit, die nicht in die Wohnung passen. Am besten Blumen, aber bitte keine farbigen – weiße.«
Der Bauhausgeschmack meiner Kindheit hat mich geprägt, aber nicht nur positiv. Ich erkenne sie heute noch sofort, diese Spezialaskese bestimmter Architektenhäuser, die sich mühelos auch in die fernen Landhäuser in Portugal oder Griechenland verpflanzen läßt. Wenn ich heute in einen Raum komme, in dem alle Dinge geschmackvoll und deutlich handverlesen sind, überkommt mich eine seltsame Trostlosigkeit, eine kitzelnde Zerstörungswut. Ich möchte jetzt nicht näher beschreiben, was ich auf diesen gedämpften Schafwollteppichen gerne hinterlassen würde.
Freilich, ich kenne auch die andere Trostlosigkeit, die, die einen packt, wenn man abends an den beleuchteten Schaufenstern von Möbelkaufhäusern vorbeigeht. Die illusionären Wohnzimmer und Küchen, die man durch die Glasscheibe betrachtet – lebensnah alles, bis zum Gummiblumenkohl neben der Spüle –, haben die Exotik von Museumsvitrinen, in denen lebensgroß eine Jagdszene aus der Steinzeit nachgebildet wurde – so muß es gewesen sein, so könnte es sein.
So wohnen die Quellis. Quellis sind allgegenwärtig – ich brauche sie nicht vorzustellen: die Stehpultquellis, die Muschelbadewannenquellis, die Rattanquellis, die Puffsackquellis, die reformierten Stringmöbelquellis, die strengen Biedermeierquellis.
Diese Quellis erregen mit ihrer Exotik zwar meine Neugier, keinesfalls möchte ich aber zu denen gehören, die das bunte Faltblatt, das morgens aus meiner Tageszeitung fällt, mit sehnsüchtigen Seufzern betrachten. Da bietet das Möbelhaus »Sägemeier« unglaubliche Gegenstände an, die mich schon deshalb faszinieren, weil es mir schwerfällt, mir ihren Einsatz im täglichen Leben vorzustellen. Wann kann man zum Beispiel den Satz Beistelltischchen verwenden? Fünf dünnbeinige furnierte Tischchen, eines kleiner als das andere, die ineinander verschachtelt sind wie die berühmten russischen Puppen. Benutzt man den Weinheber jeden Abend zum Käseaufschnitt oder nur wenn Gäste kommen? Was haben Bücher hinter zwei Flügeltüren aus trübgrünen Butzenscheiben verloren? Und wird der Couchtisch mit den verschiedenen Fächern wirklich mit Flaschen, Illustrierten, Blumentöpfen und Salzmandeln gefüllt dargeboten, wie ich ihn auf dem Photo sehe, neben der Frau im Négligé, die sich deutlich wohlzufühlen scheint neben ihrem so bestückten Monster und mich aus dem Prospekt anlächelt, als habe sie das

Ei des Columbus entdeckt? Sind das nicht Kultstättenaltäre des großen »Wohnvergnügens«, das bestimmte rituelle Gegenstände versammelt braucht, um sich zu materialisieren? Ist das Geschmack? Wie kann man hier noch den Wertmaßstab der Funktionalität, der Ästhetik, des goldenen Schnitts anlegen?
Natürlich habe ich mich schon oft dabei ertappt, wie ich das Ekelgesicht meines Vaters mache.
Als Kind sammelte ich gerne für die Caritas, aus Neugier. Die fremden Wohnungen von Leuten, die so ganz anders lebten als wir, interessierten mich brennend. War das schlechter Geschmack? Diese wilden Blumentapeten, diese Spitzendeckchen auf dem Fernseher, diese Ehebetten mit den dicken Zierkissen, die beide den berühmten Schlag in die Mitte erhalten hatten, damit sie je zwei spitze Ohren aufrichteten? Ich wußte es nicht. Es war eine fremde Welt, in der fremde Leute einer fremden Religion anhingen. Denn guter Geschmack war bei uns ein Glaubensbekenntnis. »Du sollst keinen anderen Geschmack haben neben dem wahren.«
In Mexiko – ich war mittlerweile selbst mit Architektur befaßt und mit einem Architekten verheiratet – blieb mir die Luft weg, als ich die Wohnung zweier berühmter Psychologen betrat. Diese Quellis, mittelamerikanische Vertreter der heimischen Art, waren dabei, in einem landesweiten Projekt die Pille an widerstrebende indianische Frauen zu bringen. Zwei brillante Menschen, mit denen ich mich eigentlich in allen Gesprächspunkten eins fühlte und die ich bewunderte, wohnten umgeben von einem so schwellenden Kitsch, daß ich am Anfang glaubte, sie unterzögen mich einem ausgeklügelten Test. Ich konnte meine Augen nicht von dem auf schwarzen Samt gemalten Torero lassen, und als ich den Aschenbecher berührte, der mit einem Brokatgürtel an die Armlehne meines altrosa Sessels geschnallt war, fuhr ich zusammen.
Quelli saß unter den kristallblitzenden Wandlampen und erzählte mir den Traum einer Patientin, die im süßlila gebauschten Himmelbett ihrer Eltern zu ersticken glaubte. Das wäre auf der harten und von einer schön gewebten Decke überspannten Liege meiner Eltern kaum möglich gewesen.
Die Quellis aber fühlten sich wohl in diesem Plunder und entwickelten, zufrieden eingebettet, hochintelligente Konzepte und Theorien zwischen ihren Polstern.
Es ist wahr – ich hätte gerne eine Gondel aus Venedig, die mit bunten Lämpchen bestückt ist, aber so weit lasse ich mich nicht gehen. Meine Wohnung ist nicht geschmacklos, aber irgendwie ohne Geschmack. Möbel und Gegenstände sind hier zusammengekommen wie Treibgut auf einer Insel. Männer haben Kommoden hinterlassen, Freunde haben aus aufgelösten Haushalten Küchenschränke und Fischtöpfe billig abgegeben. Manches habe ich gekauft, aber der Biedermeiertisch erträgt, ohne sich aufzulehnen,

die Ikea-Klappstühle, und der Eisschrank aus der aufgelassenen Metzgerei stört sich nicht an dem Alpbacher Tellerrahmen mit der Rosenbemalung. Nicht jeder, der kommt, fühlt sich hier wohl. Es gibt Besucher, die sich höflich umsehen und sagen: »Hübsch hast du's hier«, und nach einer Pause: »Die Wohnung ist groß, da hat man wirklich die Möglichkeit, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen. Das kann sehr geschmackvoll werden, wenn du dich erst häuslich eingerichtet hast ...« Dann kommen meistens Vorschläge. Ich wohne seit zwölf Jahren hier – häuslich eingerichtet?
Die Zahnärztin aus der DDR führte mich ab und zu nach der Behandlung hinüber in ihre Wohnräume, die sich immer mehr mit magischen Objekten füllten, mit Fetischen der »Heimeligkeit«, der »Gemütlichkeit«, mit Zitaten aus dem Leben auf dem Lande (der Strohzopf an der Wand, an dem Photographien baumeln, mit roten Schleifen festgebunden) oder Zitaten vom Leben auf dem Schloß (das Kaminbesteck vor der Kaminattrappe). Hier geht es nicht mehr um Geschmack, hier wurde ein Nest ausgepolstert bis zum Ersticken. Das war wie eine zähe tägliche Beschwörung. Hier wirkten Fetische, die Sicherheit und Wohlleben garantieren sollten wie Voodoo-Altäre oder Nischen mit Hausgöttern. Wenn ich aus dem Behandlungszimmer mit dem fürchterlich funktionellen Stuhl und den bösartig glitzernden Apparaten und Geräten hierher kam, war mir, als sollte nun zwischen all den Wandteppichen und Blattpflanzen eine andere und subtilere Art der Quälerei beginnen. Denn auch das verstand ich: In diesem Nest war ein Besucher und Bewunderer nötig, um den Zauber voll auszulösen.
Der junge Architekt, der seine erste Wohnung einrichtet und sich als Gralsritter des guten Geschmacks fühlt, hat andere Gründe, aber auch er führt Rituale aus. Er will kein Quelli sein. Er weiß wohl, daß er hier ein Schaufenster seiner eigenen Fähigkeiten ausstaffiert, in dem es nicht nur zu leben gilt, sondern auch vorzuführen. Ein Glaubensbekenntnis. Wenn die Gegenstände nicht ›geweiht‹ und ›zeremoniell‹ angeordnet werden, ist alles hinfällig. Das nennt man einen ›adäquaten Rahmen‹, eine ›angemessene Umgebung‹. Auch für die Kinder, die hier aufgezogen werden sollen.
Mein Vater kam einmal ganz glücklich aus Finnland zurück und erzählte von genormten Bauelementen, die dort von allen verwendet werden müssen und die alle geschmackvoll sind. Er habe, so sagte er weiter, kein einziges geschmackloses Möbelstück in den Läden entdecken können. Naturholz, rief er, Klinker, Schiefer, Leder ... Ein Missionar, der die Religion wenigstens in einem fernen Land Fuß fassen sieht und neue Hoffnung schöpft.
Er ist heute Witwer, die Frau, die ihm den Hof macht, hat keine Chance, in ihrer Wohnung wird ihm schwindlig, auch wenn sie noch so gut kocht. Nippes wuchern über jede freie Fläche, hatte er mir erzählt, und ein Dreschflegel hängt an der Wand über dem Tisch. Verstehen kann ich ihn schon. Die Frau ist eine begnadete Geigerin, im Musikgeschmack ist sie ihm weit über-

legen, aber die Konzertsäle sind nicht immer geschmackvoll, wo soll er also hin mit ihr.
Britta ist damals auch als Person gestyled worden von ihrem Designer. Sie nahm ab, rasierte sich die Brauen und schnitt sich die Haare zu einer eng sitzenden braunen Kappe, die jeden Morgen gewaschen werden mußte, um in der rechten Form zu bleiben. Diese Form hat sie beibehalten, auch die Wohnung ist dieselbe geblieben, obwohl jetzt ein müßiger bayrischer Adliger in ihren Lederstühlen herumliegt. Er fügt sich gut ein, ein Kontrapunkt mit Lodenjanker und englischen Golfschuhen, der versonnen die strengen Kristallgläser in der Hand wiegt. Britta trauert noch immer um den italienischen Windhund, er hat ihr gesagt, wie sie eigentlich gedacht war, und das kann sie nicht so schnell vergessen.
Die Muster des einstmals heimischen Herdes sitzen nämlich teuflisch fest, und der Computer spuckt sie, wenn man auf den Knopf ›Wohnen‹ drückt, willig und ungefiltert aus, das kann man mitspielen oder verweigern, es bleibt das gleiche.
Ein Maler, der neulich in eine neue Atelierwohnung zog und ganz sicher wußte, daß er nicht so leben wollte wie seine Eltern, die eine kleine Eisdiele hatten, scheute vor der Gestaltung des Wohnraumes zurück. Bis dahin hatte er einen großen Raum bewohnt, in dem alles stattfand und jede ›Gemütlichkeit‹ erfolgreich unterdrückt werden konnte. Wie erschrak der Künstler, als sich die ausrangierten Autositze zu einer, wenn auch ruppigen Sitzgruppe zusammenschlossen, in deren Mitte sich ein Kistentisch materialisierte wie einst in Giesing. Es fehlte nur noch die Stehlampe mit dem großen Weinballon unter dem gefältelten Pergamentschirm. Das war nicht geschmackvoll, aber es schmeckte doch nach etwas.
Das Haus von Dr. Seibus ist damals wunderschön geworden. Marmortische von Knoll und Sessel von Eams. Riesige Fenster in den Garten, auch er war wunderbar – japanisch. Frau Seibus packte ihre Gartenzwerge in Kisten. War das recht? Ich weiß es nicht. Als wir sie besuchten, saßen sie in den Schalenstühlen wie in den Kulissen eines fremden Films. »Die grauenhaften erotischen Stiche im Schlafzimmer habe ich ihnen ja gelassen«, sagte mein Vater auf der Heimfahrt. »Und daß sie immerzu Operettenmusik spielen ...« Er vollendete den Satz nicht. Er hatte gewonnen. Seelen gerettet. Meine Mutter sang das Lob des Hauses wie einen Psalm.
Ich weiß, ich bin geschädigt. Von den beiden Pfarrersöhnen, die ich kenne, wird dem einen übel, wenn er Bachmusik hört. Der andere erschöpft sich im Zeichnen von Cartoons, auf denen Prälaten unbeschreibliche Dinge tun. Und ich ...?
Ich warte darauf, daß jemand mir die Gondel schenkt, die mit den bunten Lämpchen, denn so eine Geschmacklosigkeit zu kaufen habe ich nicht die Kraft.

Gabriele Dietze
Tränen nach Feierabend

Es gibt einfach keinen besseren Streßkiller als TV und Tränen nach Feierabend. Man fängt mit den 18.00-Nachrichten an. Sehr gut zum Weiten der Tränenkanäle sind gewonnene oder verlorene Revolutionen (ist im Prinzip egal, Hauptsache Barrikaden und leuchtende Gesichter). Vor einem Jahr hat Nicaragua noch richtig reingehauen, aber jetzt funktioniert's nicht mehr so super, weil die erste Ergriffenheit aus den Gesichtern gerutscht und das mit der amerikanischen Invasion (sehr hoher Rührungsfaktor) noch nicht losgegangen ist. Man stelle sich vor, die marschieren überhaupt nicht ein ... Aber wirklich optimal ist Polen. Die haben ein sicheres Feeling für Symbole – Denkmäler, Jahrestage, Gräber und Kirchen in Massen –, außerdem singen die auch in improvisierten Chören von über zehntausend Mann noch sehr gut. Als klaren Rührungskoeffizienten haben sie die Niederlage, insofern ist auch Chile brauchbar. Die sind zwar deutlich schlechter in den Theatereffekten – da immer gleich geschossen wird, kann man weniger bewegende Massenszenen zeigen –, aber die eine oder andere Großaufnahme einer weinenden Heldenmutter ist immer noch drin. Leider, leider läßt sich die Tränenschwelle nicht so eindeutig auf politisch ehrenwerte Ergriffenheit polen. Die herb entschlossenen Antlitze ältlicher Franzosen auf einer Massendemonstration für die Konfessionsschule (allzu voreilig hatte ich ihnen die Niederlage schon gutgerechnet) oder Woytila, Urbi und Orbi spendend (die Kamera huscht diskret über die Träne einer philippinischen Nonne), machen den gleichen Effekt. Das ist aber nur dann ein Problem, wenn ich meine TV-Weihestunde alleine abhalte. Sonst gilt es eigentlich nur, die Emotionslosigkeit der Wetterkarte durchzustehen (obwohl man diesen Sommer seine Tränen erst gar nicht zu trocknen brauchte) oder sie mittels Fernbedienung zu eliminieren. Überhaupt ist die Fernbedienung ein zentrales Utensil, man kann sich damit die anrührende Schnittfolge selbst herstellen für den Fall, daß brauchbarer Stoff gleichzeitig aus mehreren Kanälen kommt. Der geübte TV-Emotions-Konsument kennt natürlich die Dramaturgie der Seriels und weiß, wann die Peripetie zur Rührung ansteht, jedenfalls bei den Amerikanern. Wenn gerade keine sentimental journey möglich ist, macht man sich aus dem TV-Müll einfach seine eigene Clipshow, denn Videos sind das größte.

Literatur kann da gar nicht gegen an. Nicht wegen der geringen Präsenz von Autofriedhöfen oder weil da so selten gesungen wird (ärgerlich, aber man stelle sich vor, Belletristen versuchten sich im Belcanto), nein, es ist eher eine Frage des Timing. Durchschnittlich zweieinhalb Minuten, saubere Spannungslinie, keine Frage von Leitmotiv und selten ein Problem mit dem Schlußakkord. Ich frage Sie ernsthaft, wer bringt das schon? So gerade eben der Giorgio Manganelli mit seinem Roman in Pillenform, der hat aber große Leitmotivprobleme. Optisch nah dran ist ja der Heißenbüttel mit seinen Projekten $^{1}/_{1}$, $^{1}/_{2}$, $^{1}/_{3}$. Schnittig videolike das Yellow-Submarine-Edelmann-Design, auch das Timing haut hin, aber er findet einfach keinen Schlußakkord, nicht mal eine ordentlich nachdenkliche Dissonanz, der verläppert sich wie die Nena mit »Irgendwie, irgendwo, irgendwann«. Der sollte sich echt mal Stevie Wonders Clip »I just called to say, I love you« ansehen. Gute durcherzählte Minimalgeschichte, hoher Gefühlswert und (ganz wichtig) experimentelle Frisur. (Fairerweise soll angemerkt werden, daß der Heißenbüttelsche Mecki auch nicht schlecht kommt, besonders von unten im Gegenlicht photographiert.) Canettis *Ohrenzeugen* bringen's auch nicht. Timing und Schlußakkord sind zwar leidlich (ist natürlich ein essential für Moralisten), aber – bitte sehr – die Message! Belehrend wie »Ein bißchen Frieden«. By the way, ein extraschlechtes Video: stehende Kamera und billige parfümierte Seife wie eine Wondratscheksche Dichterlesung mit Kerze und Pult. Aber so richtig gekonnt bei den Clipshows sind die Zwischentitel vom Moderator. (Gut sehn die Jungs aus – meistens.) Wenn ich dran denke, wie der Handke (Bleistift hin, Bleistift her) seine Zettelkastenzettel zusammengeklebt hat, da ist doch die ganze Konstruktion verkrumpelt und überall Uhuflecke ... Aber der Thomas Gottschalk, der macht das mit links und vor allem mit Witz. Zwar lehnen da auch Paare und Passanten an Zivilisationsschrott (ein zentrales Requisit, das Autowrack), aber viel eleganter und nicht so gräßlich humorlos angeekelt. Also lirum-larum, was die kurzen Formen betrifft, da können die Dichter einpacken.

Na ja, ein paar verstehen sich auf die Nummernrevue, der Pynchon, der Barthes, oder der Schmidt, die Kerle mit den schnellen Schnitten und der unklaren Besetzung, wo man (mit viel Glück) erst am Schluß weiß, was Sache ist, aber, seufz, die Spannungslinien! Die ganze innere Dramaturgie ist doch eher fürs Bildungsprogramm. Genaugenommen könnte man der Sache natürlich für's Quiz einigen Pep abgewinnen. Der Borges ist da auch sehr ergiebig. Wer hat was von wem geklaut, neu frisiert und gut versteckt? Verstecken spielen kann man übrigens auch ganz gut beim Joyce, obwohl der im Spätwerk doch eher für Criss-Cross-Shows oder Scrabble-Sendungen geeignet ist. Aber langsam erwärme ich mich für die Idee. Man stelle sich vor, Hans Rosenthal liest mit ausgeschlafener Stimme aus *Abend mit Goldrand*, und das begeisterte Publikum rät, woher die Zitate stammen. Es

ist ein Jammer, daß der alte Schmidt schon tot ist. Der könnte doch am Ende der Sendung noch ein bißchen Karl May oder Wilkie Collins empfehlen (zum Lesen oder zum Angucken mit Heidelinde Weis und mit einem Hinweis auf die Superaufmachung der Schmidtbibliothek bei 2001 in Öltunkpapier – toll bunt – und einer Einblendung der Versandadresse). Vielleicht war ja der Reemtsma so helle und hat Videokonserven von Schmidt gemacht, dann könnte man posthum produzieren. Überhaupt sterben die quizträchtigen Polyhistoren so empörend früh. Was hätte man bei Foucault noch für tolle Geschichten über die Kirchenväter rausholen können, der Eco allein ist ja ein bißchen dürftig und so ganz ohne Sex, aber der Foucault hat's leider nur bis zu den Griechen und Römern geschafft. Und Peter Weiss erst, der hatte gerade angefangen, abfragbare Stoffe ranzuschleppen, aber bei dem hätte ich echte Bedenken, wie der sich mit Rosenthal und Dalli Dalli gemacht hätte, da wär wohl der Rosenbauer seriöser gewesen, obwohl die *Ästhetik des Widerstands* und Hänschen ...

Anyway, bevor die Grenze des guten Geschmacks erreicht ist, schnell einen Ausblick auf den nachweislich schlechten: die real existierende Literatur im Fernsehen. Mein Gott, ob da die Regisseure alle aus dem Kirchenfunk kommen? Da ist die universell wiederverwendbare aufklappbare Bücherwand, das Sofa, meist Biedermeier (die sitzen einfach nie auf dem Stuhl, ist Ihnen das auch schon mal aufgefallen?), na ja und dann der Poet oder die Dichterin. Immer frontal in die Kamera, die reinsten Textfriedhöfe, keine Bewegung im Bild. Herr im Himmel (möchte bloß wissen, warum mir bei Literatur immer so spirituelle Metaphern kommen), die könnten doch mit Playback arbeiten. In jeder anderen Show werden dürftige Texte besser präsentiert als in diesen T.T.T.s, Journalen und Aspekten Literatur. Lesen können die ja alle nicht, man sollte nicht glauben, daß es ihre eigenen Texte sind. Vielleicht blendet die Lesebrille im Scheinwerferlicht?

Aber eigentlich wollte ich vom richtigen, vom wirklich herzerwärmenden Fernsehen erzählen. Absolut unabdingbar ist, daß die session im Liegen abgehalten wird, da im Sitzen die Tränen den Gravitationsgesetzen folgen und der verschleierte Blick – der wiederum neue Schübe ehrlicher Ergriffenheit produziert, denn man weint ja vor allem darüber, daß man weint – sich nicht so ohne weiteres einstellt. Also wir waren jetzt ungefähr bei 18.05. Ab jetzt kann man sich, gut angewärmt, ungebremst auf die Seifenschiene rutschen lassen, die branchenspezifischen Spots stimmen schon ein auf die Existenzschuld der Kratzpullimutti oder die Tragik der falschen Kaffeewahl ... und dann kommen sie. Die Erkennungsmelodie vibriert in der Milz. Es ist Zeit für das erste Bier und den letzten trockenen Schluchzer über das allgemeine Unrecht, bevor man sich dem konkreten Herzeleid zuwendet. Die amerikanischen Seifenopern haben einen viel cremigeren Schaum als die deutschen; die letzteren kommen neuerdings auf die Schnaps-

idee, gesellschaftskritischen Bimsstein herzustellen, das hatte ich doch wirklich schon mit der Tagesschau erledigt. Den größten Gefühlswert haben die Serien (in Frankreich heißen die Feuilletons), die in höheren Kreisen spielen, »Arm und Reich« zum Beispiel. Wenn die hübsche Tochter des ermordeten Gewerkschaftsbosses (was sie noch nicht weiß) mit dem Falschen schläft und dann den wirklich geliebten Mann im Bett mit der Pflegetochter des Gouverneurs findet, die ihn gerade durch Selbstmordandrohung zur Heirat erpreßt hat, wobei er doch eigentlich den Mörder des Vaters seiner eigentlich Geliebten sucht ... dann endlich fließt es aus den vom Lesen zu guter Literatur entzündeten Augen: rein, klar und reichlich. Bad timing, verfolgte Unschuld, edler Verzicht, ach ja und die Liebe zwischen den Klassen, emporgehoben in höhere Gefilde durch die Treue des Herzens. Wenn ich bei dem Self-made-Millionär Jonathan Hart die Wangenmuskeln im kantigen Gesicht zucken sehe, weil Jennifer von Mafiakillern verfolgt wird ... oh, kann Liebe schön sein! Besonders wenn sie verhindert wird oder gar nicht erst stattfindet, wenn zum Beispiel (ein kleiner Vorausblick in den Parnaß der Gefühlswelten) jedermann weiß, daß Pam und Bobby sich eigentlich lieben, aber in tragischem Mißverständnis auseinanderlaufen. Sue Ellen ist leider kaum zu brauchen, weil sie immer mit der Unterlippe zittert, das mach ich lieber selbst, aber dafür ist sie eine bewährte Spezialistin für unerfüllte Liebe. Den ersten zögerlich gewährten Kuß für das blonde Babyface, das den schnuckeligen John Ross Junior betreut ... meisterlich in der Verzögerung, gekonnt im Spannungsaufbau, oh, er hat jenes leicht vibrierende Seufzen aus mir hervorgelockt, das so typisch für das kurze Glück vorm großen Unheil ist.

Apropos, wo das Fernsehen wirklich versagt, leider, ist bei den wirklichen Märchen. Dabei hatte es so schön angefangen. Sechs Stunden Live-Sendung für die Hochzeit von Lady Di mit diesem farblosen Backpfeifengesicht links hinter ihr. Und dann – finito, dann kam garnix mehr außer ein paar offiziellen Fotos in den Tagesthemen. Da muß man auf das lesbare Fernsehen der bunten Blätter zurückgreifen, was dummerweise mit lästigen Arzt- und Friseurbesuchen verbunden ist, denn ein echter Afficionado zahlt nicht für seine Leidenschaft (selbstredend auch keine Fernsehgebühren). Ja, also die Lady Di war lange Zeit meine favorite personality. Erinnern Sie sich noch an das schwarze Taftding mit den Volants, das sie anhatte, als sie mit Prince Charles (vor der Royal Albert Hall war das, glaub' ich) aus dem Auto stieg? Glatter Geheimnisverrat, der Fummel. Die ganze Welt wußte jetzt, was Prince Charles nachts in der Hand hatte, da war das dünne Fähnchen im Gegenlicht aus ihrer Kindergartenzeit gar nichts dagegen. Aber in letzter Zeit bin ich etwas abgeturnt, nicht nur wegen der tantigen Klamotten, wenn man mal von der spannenden Magersuchtsperiode absieht. Was kann denn da noch kommen – außer dem nächsten Kind? Da hat's die Caroline doch

bei weitem spannender gemacht. (Gut, gut, die Mama war auch noch so eine keimfreie Prinzessin wie die Di, aber fürs Spätprogramm, besonders bei Hitchcock, hat sie noch immer einen ordentlichen Unterhaltungswert.) Also die Caroline ist schon schwanger von einem anderen, als sie den verehelichten schmierigen Pariser Playboy noch gar nicht so richtig los ist.
Das sind Stoffe, da kann eben noch so der Grass mithalten, obwohl der sich dem Schlöndorff nie hätte ausliefern dürfen. (Außerdem ist sein Lorbeer bezüglich der guten Stories ziemlich verblichen seit dem Gähn-Kiefergelenk-Katarrh von den *Kopfgeburten*.) Aber stoffmäßig gucke man sich bloß mal die Kempowskischen Familiensagas an, da hilft auch kein Fernsehen mehr, so schräg scheppert der Humor in der Syntax. Oh, God save America. Es müssen ja nicht so patinierte Highlights wie die *Clique* oder *Das Tal der Puppen* sein (astreine CBS-Serienproduktion übrigens), nein, *Angst vorm Fliegen* tut's auch. Saftig, komisch, familienskandalhaltig und pornographisch, einfach ein Riesensofteis, und wie toll sich die Grübchen von der Erica Jong in der Talk-Show machen! Völlig klar, daß sie hinterher mit dem Talk-Master pennt, die ist nicht so autoerotisch wie unsere Nina, eher so rauchig wie die Romy mit dem Burkhard Driest, aber die war ja fast aus Paris. Ach, war ich neulich glücklich, als ich selbstäugig bei Harald Juhnkes Sauf-Performance eingeschaltet war – ein traumhafter Berührungspunkt zwischen sichtbarem und lesbarem Fernsehen. Die Show hätte der späte Uwe Johnson nie so elegant hingedreht. Aber der Juhnke. Offener Hemdkragen, gekonnt verrutschter Schlips und ach, der hauchzart verschleierte Blick, als er einem Studiogast das Bier aus der Hand nahm. Ich hätte dem Wolfgang Menge vor Vergnügen die Glatze polieren können.
Aber noch sind wir erst bei 18.20. Also ein guter tear-turn dauert zwei bis drei Minuten, ungefähr so lange wie ein kurzer Sauna-Durchgang. Hat auch das gleiche Ergebnis: Hunger und Durst. Jetzt ist es geschickt, sich etwas abzuschrecken, um den Kreislauf zu beleben, denn wer möchte schon einen Kollaps aus Kompassion riskieren? Nützlich zu diesem Zweck ist die Mund-Totale, sozusagen die eßbare Seifenoper (Geruchsassoziationen möchte ich nicht ausschließen). Hauptsache ist, daß man nicht auswählen muß – wie lästig nach einem verantwortungsschwangeren Arbeitstag –, sondern alle Herrlichkeit unentmischt über die Geschmacksnerven jagen kann. Ich spreche, wie man leicht erraten kann, also entweder von der Curry-Wurst-mit-Fritten-und-Mayo-in-weißer-Pappschale-und-Senfschlieren oder einem Big-Mac-mit-Tomaten-Eissalat-Zwiebel-und-Ketchup-in-lindgrünem-Styroporcontainer. Blöd ist nur, daß man dazu aus dem Haus muß, und das geht natürlich Dienstag (Dallas) und Mittwoch (Denver) nicht, weil kein vernünftiger Mensch eine Ernüchterung riskieren würde vor dem Höhepunkt, demgegenüber die ganzen lauen 18.10-bis-18.45-Schauer nur ein Vorspiel waren, ein warming up. Das führt nun dazu, daß ich bei D.+D.

immer etwas hungrig bin, aber Genuß und Askese sind ein bekanntes Paar; Fasten soll übrigens die Libido steigern. (Hab's ausprobiert, halte es für ein Gerücht!) Meistens wird einem die Wartezeit mit knistertrockenen politischen Magazinen vergällt, aber neulich war mal Otto dazwischen. Wunderbar, ein Genie des Geschwätzes. Eine Kunstform, der ich allergrößten Respekt zolle. Der göttliche Proust – wenn sich bloß nicht (o Gott, schon wieder) der Schlöndorff so grauenvoll deutsch tief darangemacht hätte, den Dialogen einen echten Kommunikationswert abzugewinnen. Na, Schwamm drüber, oder vielmehr Banderole drum wie Suhrkamp um *Swanns Welt:* »Das Buch zum Film«. Isses nicht schön, wie das alles ineinandergreift? Aber das Original. Filigranste Geschwätzigkeit, und das alles in höheren Kreisen, und die Leute ziehn sich so toll an. Bei der Gelegenheit möchte ich ganz entschieden mit dem Denver Schneider hadern. Kann der sich nicht mal was anderes einfallen lassen als diese ewigen V-Ausschnitt-Kleider für die Chrystal, da sind die Dallas-Damen viel französischer, bis auf die Unterwäsche. Im Genre des anspruchsvollen Geschwätzes hat ausnahmsweise auch einmal eine Frau Gigantisches geleistet: Virginia Woolf mit *Miß Dalloway* (unbedingt lesen, wenn bisher versäumt), aber im Ganzen ist das französische Geschwätz schon besser als das englische, die ausgesucht perfide üble Nachrede der Brüder Goncourt! In der Eleganz unerreicht, aber in der Perfidie werden sie – wie sollte es anders sein – von einem Deutschen übertroffen, der in Rom Blicke um sich geworfen hat und in England unter das Auto gekommen ist (Bernhard zählt hier nicht, der kann nix dafür, der ist Oesterreicher).

Aber ich verliere mich in fernsehfremden Leidenschaften. Ich wollte doch auf das Objekt meiner eigentlichen Fernsehbegierde zusteuern. (Ich muß unbedingt Arthur Bernhard Lewis, dem Chief-Editor bei Dallas raten, die zunehmende Neigung zu verquarkten Intellektualismen und vergrübelter Psychologie zu bekämpfen.) Also der Trailer rauscht durch mein Rückenmark: dadaa dadaa dadidada.

Es ist 21.45, die Kamera zoomt mich über drei Schnellstraßen nach Dallas ... All meine Sinnesorgane heften sich auf die kleine Glasplatte meines Portable. In einer milden dreiviertel Stunde werde ich geschüttelt durch Verrat (J. R. schmuggelt Sue Ellens Lover Kokain ins Gepäck), Ruin (Cliff Barnes macht seine letzten 10 Millionen flüssig, um sie in den Off-shore-Sand zu setzen), Ranküne (Clayton Farlows Schwester zerrt an den zarten Banden zwischen ihm und Miß Elli) und Wahnsinn (Donna und Ray stellen fest, daß ihr bester Freund ein Kinderschänder ist). Welche Gänsehautschauer, welche Gefühlsgewitter! Ach, es ist wie mit dem Orgasmus. Wer's nie erlebt hat, wird's nie begreifen. Der soll doch Bücher lesen, der arme Mensch.

George Tabori
Erste Nacht, letzte Nacht
Geschichte eines Spektakels

Am fünften Tag eines Chamsin saßen wir im Schatten der Schreinerei, am Leben erhalten nur durch unsere um den Sonntag kreisenden Phantasien, wenn das Festival endlich vorüber sein würde. Atmen schmerzte, Reden schmerzte, einen Zeh bewegen war eines Sisyphus würdig, der Himmel saß über uns wie ein brauner Hintern, und in geknoteten Taschentüchern auf unseren Schädeln schmolzen die letzten Eiswürfel. Jemand im Tal schrie »Mord!«, aber keiner von uns rührte sich. »Schade, daß ich nicht verheiratet bin«, sagte Korngold, sein echter Bart wirkte so falsch wie noch nie unter seinen babyblauen Augen. »Wenn man seine Frau am fünften Tag des Chamsin tötet, wird man freigesprochen.« Vom Sinai blies der Südwind stetig Sand in unsere Gesichter, die winzigen Körner waren überall: in Augen, Ohren, Zähnen, Arschritzen, und nur noch ein Kasten Bier übrig, tief unten im kühlen, mit menschlichen Knochen gefüllten Brunnen. Korngold nahm einen Schluck; man konnte fühlen, wie der Sand in seiner Kehle kratzte. »Nächstes Jahr in Island«, sagte er und ließ die Flasche kreisen. »Ich meine, da wir ja schon hier sind, dieses Jahr in Jerusalem, warum darauf warten, nächstes Jahr hier zu sein, – in Jerusalem?« Ich stand auf, um meine scheuernden Shorts zu entkleistern, setzte mich aber sogleich wieder, um das zu holen, was von meinem Atem übriggeblieben war, und vor den sandumränderten Augen meines Geistes, die bei jedem Lidschlag schmerzten, sah ich mein Terroristenliebchen, in ihrem Kibbuz am See Genezareth. Sie konnte auf dem Wasser gehen, wie der Rest der Bande, Montag werde ich bei ihr in der Kühle des galiläischen Abends sein, und wir werden uns salben in einem Zuber voll Eselsmilch.

»Was kommt denn da um den Berg herum?« stöhnte der Rote Richard, seine rote Löwenmähne vom Sand paniert. Was um den Berg herum kam und auf ihn herauf, war ein elendes Maultier mit Blawatski drauf und hinter ihm schlingernd unsere japanische Bühnenbildnerin, deren Namen niemand aussprechen konnte, also taufte Korngold sie Madame Butterfly. Der Name blieb an ihr kleben, oft zerstückelt zu »Ma« oder »Dame« oder »Butter« oder »Fly«; sie reagierte auf alle gleichermaßen mit einem freudigen Falsettquietschen. Als das Maultier schließlich hinkend zum Stillstand gekommen

war, brach es iaa-schreiend zusammen, etwas, das Maultiere selten, wenn überhaupt, in diesen Gefilden tun. Blawatski, todschick in seinem mit Mick Jaggers Zunge bedruckten Glitzer-T-Shirt, entwirrte sich und das Maultier und Madame. Als er aufstand, während er sich an der Wellblechtraufe des Schuppens festhielt, rieselte ein saharafarbener Brei von Sand-und-Schweiß aus seinen Bermuda-Shorts. »Frohe Botschaft«, sagte er wie der Große Böse Wolf und griff sich die vorbeikommende Bierflasche, ehe der Rote Richard danach langen konnte. »Bornstein hatte einen Herzanfall und kühlt in einem Sauerstoffzelt ab.« Er grinste mich an wie ein Lampion am St. Martinstag. »Von jetzt ab bist du der Inspizient der Show.«
»Oh nein, das bin ich nicht«, sagte ich.
»Du streikst?«
»Was für eine Show?« stellte ich mich dumm und ahnte das Schlimmste.
»Hast du nicht den Probenplan gesehen?«
»Er liest kein Latein«, versuchte Korngold sein Witzchen in Ehren, kann niemand verwehren. »Außer *coito, ergo sum.*«
»Bornstein stirbt, Seneca ist storniert, und unsere Primadonna assoluta hat die Scheißerei.« Blawatski wrang seine Shorts aus. »Folglich morgen eine andere Premiere, eine Sonderveranstaltung. Der Gouverneur und seine halbe Itaker-Armee werden dabeisein. Und ihr hört besser auf, euch anzustellen wie Idioten, sonst verbraten die euch noch zu einer Pizza Hebraica.«
»Das geht nicht«, sagte der Rote Richard; das sagte er immer in Streß-Zeiten.
»Angenommen, ich remigriere nicht«, sagte ich, »wie sind die Bedingungen?«
»Zwei Schichten à sechs Stunden«, sagte Blawatski. »Eine Stunde Pause zum Mampfen, fünf Obuli pro Überstunde und später zwei Tage Urlaub am Meer, gestiftet von Bernini.«
»Fick Bernini!« sagte Korngold und fügte zur Butterfly gewendet hinzu: »Nicht Sie, gute Frau, für Sie nur das Beste!«

Sie trug einen schwarzen Karateanzug. Gerüchten zufolge war ihr Bauchnabel rechteckig, und nun hockte sie sich, wie nur Japaner sich hocken können, über eine Blaupause und sprach langsam; hunderte von Malen hatten wir sie gebeten: »Sprich langsam, Butterfly, und rolle die Rrrs.«
»Fünfzig Kreuze in einem Kreis«, sagte sie und rollte die Rrrs. »Sehr Zen.« Sie kritzelte eine Zeichnung. »Maße 2:4 und solide genug, das Gewicht von, sagen wir, achtzig Kilo zu tragen.«
»Das geht nicht«, sagte der Rote Richard.
»Woher soll ich im Sandsturm am Vorsabbes fünfzig Kreuze nehmen?« fragte ich.

Blawatski lächelte immer noch. Blawatski, der Erfinder der Schadenfreude, der aus Spaß auf Begräbnisse ging. »Hurwitz ist schon mit einem Lastwagen voller Baumstämme unterwegs, nach Angaben zersägt. Ihr braucht nur noch die Querbalken zu kreuzen und durch, sagen wir, ellenlange Schrauben abzusichern, damit sie sich nicht lösen. Ich meine, ihr wollt doch nicht, daß die Schauspieler runterfallen wie reife Kokosnüsse, oder? Bis heute abend habt ihr die Hölzer aufgestellt und könnt dann nach Hause gehen. Morgen früh um neun ist eine Hauptprobe mit Bernini. Einlaß bei Sonnenuntergang. Keine Ahnung, wie lange die Show dauert, niemand weiß das, aber mit ein wenig Glück könnt ihr das Bühnenbild um Mitternacht wieder abbauen.«
»Mit drei Leuten?« fragte Korngold. »Euch hat wohl die Sonne gestochen!«
»Unterschätzt bloß ein Junggenie wie Bernini nicht«, antwortete Blawatski. »Er hat fünfzig idealistische Studenten von der Uni von Damaskus aufgetrieben, jeder einzelne ein diplomierter Antisemit, darunter zwei Blondinen, die lutschen.«
»Eins nach dem anderen«, sagte ich und zog mein Hemd aus. Butterfly blickte auf die eintätowierte Nummer auf meinem Arm. »Angenommen, wir schaffen das mit dem Holz, was dann?«
»Sehr Zen«, lächelte sie, als hätte sie uns eine Freudenbotschaft gebracht. »Ihr bohrt fünfzig Schlitze, stellt die Kreuze hinein und gießt Zement darüber, damit sie nicht umkippen vom Wind.«
»Wind, was für ein Wind?«
»Ach, habe ich ganz vergessen«, sagte sie. »Wir spielen im Freien, drüben auf dem Westplateau, ein natürliches Amphitheater.«
»Frohes Passah«, bemerkte Korngold, die Augen in stiller Verzweiflung geschlossen. »Es muß doch eine leichtere Art geben, seine Knete zu verdienen, und ich weiß auch schon, welche: Tiefseetauchen für Nichtschwimmer in 'nem Haifischschwarm.«
»Bernini braucht den Sonnenuntergang als Effekt«, redete sie erbarmungslos weiter. »Die Bestuhlung übernimmt das Rathaus. O, und ein Hühnerstall, Richard, rechts auf der Bühne, für die Familie des Rebbe.«
»Das geht nicht«, sagte der Rote Richard nicht zum letzten Mal.
»Entspannen wir uns, bevor wir uns die Kehle durchschneiden«, schlug Korngold vor. »Zelebrieren wir still die Herrlichkeiten unseres auserwählten Berufes. Kratzen wir mit verkrüppelten Fingern unsere juckenden Hintern. Wenn du zum Theater willst, Bubele, sagte meine selige Mutter, dann geh zum Theater, aber tritt mir nicht mehr auf die Schwelle. Zweifellos wird dies wieder eine von diesen Freiluft-Familien-Festivitäten mit Gratissaft für die Kleinen und Blaskapelle.«

Um 3.30 Uhr nachmittags fuhr Hurwitz mit seinem Lastwagen den Berg

hinauf, eine fürchterliche Sandwolke aufwirbelnd, die uns zum Niesen brachte. Als sich die Wolke wieder gesetzt hatte, sahen wir die Studenten in frischen Jeans den Hügel hinauflatschen. Eine der Blondinen zog sich aus, um sich zu bräunen, und ein Albino holte seine Gitarre heraus. Ich trieb sie zusammen und ließ sie sich im Kreis setzen. »Meine Damen und Herren, dies wird keine gewöhnliche Show, sondern eine Sonderveranstaltung. Betrachtet euch als auserwählt, an einer Legende mitzuwirken, also Schluß mit den Kindereien und frisch an die Arbeit. Ihr verteilt euch in Gruppen zu je zehn, jede kriegt zehn dieser Zweizuvierer. Richard wird euch zeigen, wie man sie zusammensetzt. Wenn jemand Scheiße baut, hacke ich ihm die Rübe ab. Voriges Jahr in Jaffa ist ein Schauspieler vom Gerüst gefallen und hat sich den Hals gebrochen. Im übrigen kein Sex und kein Hasch, bis ihr mit allem fertig seid, und jetzt den Arsch gehoben und raus in den Sonnenschein.« Sie zerstreuten sich langsam, und bald wurde das Hämmern zur Synkope. Butterfly goß flüssigen Lack über die Spielfläche; sie glänzte wie Schnee, sehr Zen, und dann malte sie mit Korngolds Hilfe alle Kreuze braun. Mein Rücken schmerzte. Ich legte mich in den Schatten, konnte aber nicht schlafen. Der Albino saß auf dem Brunnenrand und stimmte seine Gitarre.

»Wie heißt du?«

»Karnickel.«

»Was studierst du?«

»Das Recht.«

»Welches?«

»Es gibt nur eines.« Er sah mich mit seinen Kaninchenaugen an und begann, sich eine Melodie zu Housmans Epitaph auszudenken.

ZUR STUNDE ALS DIE HIMMEL FIELEN
ALS DAS FUNDAMENT DER ERDE FLOH
FOLGTEN SIE IHRER BERUFUNG ALS SÖLDNER –

Er schüttelte den Kopf und versuchte es mit einer anderen Melodie.

»Du bist mit dem Bus gekommen?« fragte ich.

»Ja, mit dem Bus.«

»Weißt du, was dies hier soll?«

»Ja, ich weiß, was dies hier soll.«

»Bernini hat es dir gesagt.«

»Bernini hat es mir gesagt.«

»Also, was soll dies hier alles?«

Ich dachte, er würde sagen »Das Recht«, aber das tat er nicht.

»Was mit Theater«, sagte er statt dessen und sang wieder.

FOLGTEN SIE IHRER BERUFUNG ALS SÖLDNER
NAHMEN IHREN LOHN UND SIND TOT.

»Du magst A. E. Housman?« fragte ich.

»Ja, ich mag A. E. Housman.«
»Wiederholst du immer die Fragen, die man dir stellt?«
»Ja«, sagte er, »ich wiederhole immer die Fragen, die man mir stellt«, und sang noch etwas mehr, jetzt, da ihm die Akkorde, die er gefunden hatte, gefielen.
IHRE SCHULTERN HIELTEN DEN HIMMEL IN BANN
SIE VERHARRTEN UND DER ERDENGRUND BLIEB
WAS GOTT VERLIESS HABEN SIE VERTEIDIGT
UND NAHMEN DAS WESEN DER DINGE ALS LOHN.
»Magst du das Theater?« fragte ich.
»Nein, ich mag das Theater nicht«, sagte er. »Ich mag Kino.«
»Was für Filme?«
»Horror«, sagte er.
Auf dem Westplateau hatte das Hämmern aufgehört. Die anderen machten auch Pause.
»Wahrscheinlich magst du die Juden auch nicht«, sagte ich ungefragt.
»Wahrscheinlich mag ich die Juden auch nicht«, sagte er.
»Dann sind wir quitt«, sagte ich. »Ich mag keine Albinos.«
Er packte seine Gitarre ein.
»Ich glaube dir kein Wort«, sagte er.
»Dito«, sagte ich. Wir lächelten beide nicht.
»Unten im Tal ist ein Mann, der hängt an einem Baum«, sagte er.
»Ich weiß.«
»Ein Freund von dir?«
»Arbeitest du für die Polizei?«
»Kümmre dich um deinen Mist«, sagte er.
»Bei Sandsturm erhängen sich oft Leute«, sagte ich. »Und jetzt verpiß dich von meinem Brunnen, oder ich zieh dir die Hammelbeine lang.«
»Bis dann«, sagte er und ging weg. Ich wußte, ich würde ihn wiedersehen. Er hatte x-Beine, mädchenhafte Oberschenkel.

Als es dunkel wurde, war der Chamsin eingeschlafen, der Sand kam zur Ruhe, die Kreuze standen still gegen einen glasig-grünen Himmel. Hurwitz schleppte mehr Bier heran. Die letzten Sandfliegen surrten um unsere Ohrläppchen und verendeten. Man konnte hören, wie die Studenten klatschklatsch machten. Wie viele zerquetschte kleine Leiber wanden sich in Spritzern von Blut? Dann kam vom Himmel herunter, woher sonst, der Hubschrauber zum Plateau, spuckte Bernini mit seiner Crew aus. Sie trugen Sturmleuchten, bewegten sich durch die glasig-grüne Dämmerung wie Glühwürmchen. Das Junggenie im weißen Seidenanzug war von fünf Assistentinnen umgeben, die, makellos in römische Seide gewandet, Kaffee und Kuchen balancierten. Dann die Leibwachen mit Sonnenbrillen und ausge-

beulten Hemden, damit ja niemand sie für Chorknaben hielte. Dann Peabody, der Scharfrichter, und Söhne, alle drei in schwarz, mit baumelnden eutergroßen Händen. »Hallo, hallo, hallo«, gurrte Bernini in der Dämmerung, tätschelte, poklapste und -kniff jeden, an dem er vorbeikam. »Ihr wart große Klasse, wir werden Theatergeschichte machen, der Gouverneur kommt, der Hohepriester auch, und die gesamte internationale Presse von der *Trib* bis zum *Stern*, ich danke euch, ich danke euch, ich danke euch, ich liebe euch alle, was machen die Kreuze da oben, verdammtnochmal?« Er mußte Luft holen, machte mi-mi-mi wie sein Vater, der dünnste Tenor in Mailand.

»Du hast fünfzig gesagt«, sagte ich.

Sein Kraushaar kräuselnd, die Nasenlöcher mit einer Locke kitzelnd, wie es seine Gewohnheit war, schrie er: »Dergleichen habe ich nie gesagt!« Senkte die Stimme und quetschte meinen tätowierten Arm. »Wer sind Sie? Es ist dunkel.«

Ich sagte es ihm.

»Giorgio, carissimo«, flüsterte er. »Diese Schlitzmadame versteht alles miß. Ich habe nie fünfzig gesagt.«

»Du hast gesagt, fünfzig in einem Kreis.« Butterfly war aufgetaucht, als er gerade seine Sturmleuchte hob. Wir sahen aus wie ein rembrandtscher Traum. Tränen rollten hinunter auf ihren verkniffenen kleinen Mund, wie es ihre Gewohnheit war, wenn Bernini schrie. Er schrie weiter. »Niemals habe ich fünfzig gesagt, und wenn ich fünfzig gesagt habe, habe ich's mir eben anders überlegt, ich kann es mir doch wohl anders überlegen, ich bin ein Künstler, kein Computer, mi-mi-mi. Helft mir!« Er redete jetzt Belcanto und umarmte uns alle, drückte Arme und kniff Ärsche. »Wir sind eine einzige glückliche Familie.« Wieder kitzelte er seine Nase, diesmal mit Butterflys Pferdeschwanz. »Steht mir bei. Ohne euch bin ich verloren. Liebt mich, oder ich fliege nach Rom zurück.« Er war auf die Knie gegangen, flehte uns an. »Fünfzig Kreuze mögen ja sehr Zen sein, aber ich brauche nur zwei, der Rebbe bringt sein eigenes.« Er erhob sich. »Fünfzig Kreuze ist Oper, ich will den Horror verdichtet, also bleibt auf dem Teppich.« Er zerrte uns zu sich heran. »Ich hab mit dem Gouverneur zu Mittag gegessen. Der weiß, was er will, und er wird es kriegen, oder Köpfe werden rollen, und wir werden alle Schuhe putzen in der Bucht von Neapel. Der Rebbe ist ein heißes Eisen, ein Terrorist. Die beiden Gauner sind ein Junkie zur Linken und ein Kinderficker zur Rechten. Indem wir die drei zu einem Trio isolieren, wird der Rebbe zu einem x-beliebigen Ganoven gemacht. Sag mir, mit wem du dich umgibst, ich sage dir, wer du bist. Verstanden?«

»Ja«, sagte Butterfly.

»Nein«, sagte ich.

Bernini kniff mir in den Arsch. »Keine jüdische Paranoia«, brüllte er. »Ei-

nige meiner besten Freunde sind Juden, aber wenn sie auf Jerusalem marschieren, Bankiers vertrimmen und Würfelzucker auf die Straßen streuen, damit unsere besten arabischen Rösser ausrutschen und sich die Beine brechen, da ist bei mir die Grenze erreicht. Außerdem handelt es sich um Kunst; die Schreie werden echte Schreie sein, das Blut wird echt sein, der Essig wird echt sein, und ich hoffe zu Gott, die Mutter des Rebbe wird vor Herzeleid zusammenbrechen, und jetzt hinweg mit diesen achtundvierzig Kreuzen, die wir nicht brauchen, und dalli dalli.«

Innerhalb einer Stunde war alles erledigt. Zwei Kreuze blieben übrig, Fänge in einem Tierrachen. Wir saßen in friedlichem Haufen um das Junggenie. Butterfly erklärte auf seinen Wunsch hin Harakiri, besonders die weibliche Art, wie man das Herz mit einer Haarnadel durchbohrt in der Stunde der Vergewaltigung. Zwischen den Kreuzen, von Sturmleuchten erhellt, gingen Peabody und Söhne mit ihren Bandmaßen hin und her. Die Gitarre des Albino durchklimperte die Akkorde. Der Mond ging auf. »Ich liebe das Theater«, sagte Bernini in verlogenem Kumpelton, der für gewöhnlich einem Offiziersbellen vorausging. »Wo ist mein Kaffee?« bellte er. In der Stille hörten wir das Rascheln der römischen Seide, als die Assistentinnen auseinanderstoben. »Benito«, begann der Rote Richard und riß dabei zischend eine Bierdose auf, »verzeih die Neugier, aber was hast du gegen Erhängen?« – »Aha, des Volkes Stimme«, seufzte Bernini, kräuselte und entkräuselte eine Locke, »die dummedummedumme Stimme des Volkes, die nach dem Vorhersagbaren ruft, nach dem guten alten Theater mit rotem Plüsch und vergoldeten Cherubim, nach Tränen und Gelächter für dreißig Silberlinge. Dabei bin ich nicht gegen Erhängen, Ertränken, Erstechen, Erdrosseln, nicht gegen Tod durch Bastonade, Marterpfahl, Schießkommando, Felsensturz, nicht gegen irgendeine spießige Nostalgie der guten alten Zeit, nur leider krieg ich das Kotzen davon. Nicht weil ich anders sein will, ich *bin* anders, ich erzähle keine Mythen, ich erfinde sie. Ich will den Fluß über seine lauschigen Ufer schwemmen, wo Gänseblümchen blühen – schade, daß niemand einen Kassettenrecorder bei sich hat –, ich will alle Socken von innen nach außen krempeln und meine Eingeweide um die Zuschauer schlingen. Der Horror muß heraus, oder er wird euch in der Kehle würgen. In meiner vorletzten Show ließ ich die Kinder in eine Schlangengrube fallen, die an Verstärker angeschlossen war, das Kreischen war noch auf dem zweiten Balkon zu hören. Ganz zu schweigen von der Schlußszene, meiner Sternstunde, als diese schwangere Judenmutter an zwei feurige Araberhengste gefesselt wurde, die sie, in verschiedene Richtungen getrieben, auseinanderrissen und um die Bühne galoppierten, jeder mit einer Hälfte der Mutter im Schlepptau. Aber ein Kreuz ist ein Kreuz.«
»Ist ein Kreuz«, fügte ich hinzu. Er bemerkte die eintätowierte Nummer

und senkte seine Leuchte darauf. »Welches Lager?« fragte er. »Nur das Beste ist gut genug«, antwortete ich.
Er tätschelte die Nummer, ich ließ ihn. Butterfly war in Korngolds Schoß eingeschlafen. Mit einem Plink-plink kam die Gitarre näher. »Du bist nicht ausgekommen mit Hitler?« fragte das Junggenie mit einem Zungenschnalzer.

»Wir hatten unsere Meinungsverschiedenheiten«, sagte ich. »Aber innerhalb der Grenzen jugendlicher Zwistigkeiten.« Es stimmt, er redete zu viel, mit der Leidenschaft Jugendlicher, die Entdeckungen machen wollen, statt Klischees zu verbreiten. Wenn er sagte, Gott ist tot, klang es, als hätte er ihn persönlich umgebracht, statt zu zitieren, was er gerade gelesen hatte. Jawohl, fast alles, was er zu mir sagte, klang, als hätte er es gerade in der Zeitung gelesen, aber er hatte eine gewisse Fertigkeit darin, jeder Was-soll's-Neuigkeit einen weihevollen Unterton zu verleihen. Er sagte, sagen wir mal »Heute keine Kipferl?«, und schon kam ich mir angepredigt vor; der Haken an Hitler war, daß er sich stritt, um recht zu behalten, nicht aus Spaß an der Wahrheit. Meistens genoß ich es; schließlich war er der einzige, mit dem ich sprechen konnte, als wir im Keller zusammengekrochen waren und uns durch den Wiener Winter zitterten. Manchmal jedoch mußte ich ihm Bescheid stoßen. Hitler, runter von der Kanzel! Oder: Hitler, darf ich, bitteschön, meinen Satz beenden! Manchmal hatten wir nur Polenta zu essen, und wir teilten uns den Wintermantel, den mir mein Onkel Géza, Vertreter von Manchester-Textilien, zu meinem siebzehnten Geburtstag geschenkt hatte. Der Mantel war schwarz, dick gefüttert, mit Samtkragen und zu groß für Hitler; er sah verloren darin aus, wie ein Junge, der ihn seinem Vater abgeknöpft hatte. Er trug ihn montags, mittwochs, freitags und sonntags. Dann mußte ich zu Hause bleiben. An den anderen kalten Tagen blieb er zu Hause und malte diese fürchterlichen Aquarelle. Eines Abends kam er mit einem baumelnden Knopf nach Hause. Blöderweise riß er ihn ab, ich nähte ihn an, bis mein Daumen blutete. Den einzig heftigen Streit hatten wir wegen meines Mädchens Margit. Samstags nachts schlief sie gern bei mir, also schickte ich Hitler ins Kino. Er mochte »Metropolis« nicht, er mochte die Keystone Cops nicht, er mochte nicht einmal Brigitte Helm. Was fängt man mit einem Kerl an, der Brigitte Helm nicht mag? Eines Abends verließ er das Kino mitten in »Das Schreckenskabinett des Dr. Caligari«, überrumpelte uns mit einem »Entschuldigung!« und verbarrikadierte sich draußen im Abtritt, während Margit und ich, Interruptus hin, interruptus her, es unter den Armeedecken zusammen trieben. Hitler schmollte eine Woche lang. »Was soll ich tun?« fragte ich. »Sie wohnt bei ihren Eltern, die sind katholisch, und der Wienerwald ist zu kalt.« – »Dann geh ich wohl besser ins Asyl zurück«, antwortete er, der Schnauzer zitterte unter seiner Nase.

»Sei kein Idiot«, sagte ich. »Nächsten Samstag bleibst du zu Hause, wir gehen ins Kino.« – »Von einem Sexbesessenen nehme ich keine Almosen!« heulte er wie eine Robbe und schlug die Tür hinter sich zu. Am folgenden Samstag gingen Margit und ich ins »Deli«, wo es hinten Logen gab, und schafften uns, während Valentino den »Sohn des Scheichs« spielte, aber es war nicht dasselbe, wir fielen vom Stuhl. Ich glaube, Hitler war eifersüchtig auf Margit. Er hatte kein Mädchen in jenem Winter, und manchmal blieb er zu lange im Abtritt. Ganz gewiß war er nicht der ideale Zimmergenosse. Nie spülte er das Becken nach dem Rasieren. Selten, wenn überhaupt, brachte er den Müll hinaus, Frühstück machte er nur sonntags, die Eier waren nie richtig. »Deine Mutter muß dich schrecklich verwöhnt haben«, sagte ich eines Tages zu ihm, als ich seine Socken aus der Suppenterrine fischte. – »Ich bin ein Künstler, nicht ein Spießer wie du«, schoß er zurück. – »Mozart war auch ein Künstler«, sagte ich, »aber er hat nie seine Socken in der Terrine gelassen.« – »Dann geh ich wohl besser ins Asyl zurück«, schmollte er wieder, und ich rastete aus. »Na, dann hau doch ab und laß mich endlich zufrieden!« – »Wie du willst«, sagte er frostig und schritt türeschlagend hinaus, in meinem Wintermantel, aber zwei Tage später kam er zurückgekrochen wie ein begossener Pudel. »Ich habe mir eine Lungenentzündung geholt«, verkündete er zitternd in der Tür. Er hatte nur einen ganz gewöhnlichen Schnupfen. Ich steckte ihn ins Bett und machte eine Hühnersuppe warm. Zum ersten Mal in diesem Winter lächelte er; er war kein großer Lächler. »Du bist schlimmer als meine Mutter«, sagte er mit klappernden Zähnen, und ich fütterte ihn. Dann packte ich ihn behaglich in seine Decken und las ihm aus dem Struwwelpeter vor, bis er eingeschlafen war. Er wollte meine Hand nicht loslassen, also blieb ich die ganze Nacht an seinem Bett sitzen; ich wollte nicht, daß er wieder schmollt, die Tür schmeißt, ins Asyl geht. Er schnarchte bis zum Morgengrauen. Später mußten wir uns trennen, die Sache kennt man ja, und wir gingen unsere Wege. Es war nicht meine Schuld, daß er wurde, was er wurde, aber ich glaube, ich hätte die Hühnersuppe nicht warmmachen sollen. Ich war zu jung, um zu wissen, daß manche Menschen Liebe nicht ertragen können.

Der Lastwagen fährt ins sonnige Galiläa ein, Hurwitz ist ein miserabler Fahrer, besonders wenn er sein Glasauge rausgenommen hat. DIE NACHT VOR DER PREMIERE, DER ERSTEN NACHT, WENN ICH EINE SHOW MACHE, TRÄUME ICH IMMER DAVON, EINE SHOW ZU MACHEN, WENN AUCH NICHT UNBEDINGT DIESELBE. Eine Wolke schiebt sich vom Libanon heran. Hurwitz öffnet die Haube, um den Motor abqualmen zu lassen, und geht mit Flossen und Schnorchel schwimmen. Die Kibbuzkinder spielen Selektion, Sommersprossen-Moische als Eichmann brüllt Befehle, die Alten nach links, die Jungen nach rechts. Sie folgen mir in den Speisesaal. Die langen

Tische sind an die Wand gerückt, umstellen die Bühne, ein roter Stein markiert Massada. Die Bande hockt im Kreis wie gewöhnlich, sie legen sich Masken aus nassen Gipsstreifen auf, glätten die Streifen über den Knochen, die Maske ist ein Spiegel ihrer Gesichter. Niemand kann mich unter der Maske erkennen, also sage ich Schalom. Naomi sitzt neben Joe. Hast du mir was Schönes mitgebracht, fragt sie. Ich gebe ihr die jemenitische Fußspange. Wir halten uns einen Moment still bei den Händen. Sie stinkt nach Sperma. Es wird Zeit, sagt Joe, wir brauchen einen Extramann. – Heute habe ich frei, sage ich. – Am Arsch, sagt Nico, wir sind wohl nicht gut genug für dich, was? – Wie ist es, im großen Geschäft mitzumischen? fragt Ruth. – Okay, genug mit dem Gewäsch, sagt Joe und steht auf. Wahrscheinlich hat er nadelgroße Löcher in seiner Maske und kann mich sehen. Wir haben nur noch zwei Stunden, bis die Show beginnt, wir brauchen einen Killer. – Ich bin kein Schauspieler, sage ich. – Wer braucht Schauspieler? sagt Joe, wir brauchen Killer und Leichen, und er tut so, als taste er, bis er meine Hand am Wickel hat. Es ist ganz einfach, sagt er. In der ersten Szene singt Naomi den Blues, der die Geschichte erzählt. In der zweiten mimt Nico, worum es geht, nämlich um Selbsttötung statt Ergeben, was nicht genug ist, es muß so aussehen, als hätten uns die Römer abgeknallt wie Hunde. Der Tod soll nicht privat bleiben, sondern ein Lied sein, ein Signal für die Nachwelt. In der dritten Szene losen wir; derjenige, der den mit einem Kreuz versehenen Zettel zieht, ist der Killer, du bist der Killer. Alle anderen, die Kinder inbegriffen, legen sich mit dem Gesicht nach unten auf den Boden, du bindest uns die Hände auf dem Rücken zusammen und schießt allen in den Hinterkopf. Sommersprossen-Moische ist der einzige Überlebende. Er wird sich zwischen den blutenden Leibern erheben, nach vorn treten und ein Widerstandslied singen, gehen wir alles noch einmal durch. Wir gehen alles noch einmal durch. Naomi singt den Blues, wir ziehen Lose, alle, die Kinder auch, legen sich hin, und ich binde ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen. Ich lade das Gewehr und beuge mich über Naomi. Liebst du mich, frage ich sie. Ja, lügt sie. Ich will sie gerade erschießen, als Bullen in Blau mit Maschinengewehren hereinstürmen und alle abknallen, auch Sommersprossen-Moische, und wieder hinausrennen. Niemand rührt sich, nur Bäche von Blut rinnen zwischen den Körpern entlang. Hurwitz kommt vom See herein, tropfnaß, mit Flossen und Schnorchel. O mein Gott, sagt er, was ist geschehen? – Ich weiß nicht, sage ich. Dann setzen sich alle auf und nehmen ihre Masken ab. Nicht schlecht für den ersten Durchlauf, sagt Joe, gleich noch einmal, bis es klappt. Nach der Show gehen Naomi und ich in den Apfelsinenhain, aber wir lieben uns nicht. Du hast neue Schuhe, sagt Naomi. Heb sie für mich auf, sage ich. Wohin gehst du, fragt sie. Schwimmen, antworte ich und berühre ihr Haar. Sie sitzt da und umarmt die Schuhe, und das genügt bis zu meinem Sterbetag. Ich kann nicht auf dem Wasser gehen,

also versuche ich es nicht einmal. Ich bin keiner der Gesegneten, ich bin nur ein Bühnen-Arbeiter.

Früh am nächsten Morgen wurden wir vom Klirren silberner Fußspangen geweckt: jemenitische Frauen schwärmten über den Platz, sammelten Abfall, zogen Absperrungen, stellten Drehkreuze auf. Manchmal hielten sie gleichzeitig inne und blickten mit riesigen Henna-Augen, die kalt wie Eis lächelten, auf die beiden Kreuze. Die erste Würstchenbude war aufgestellt. Hinter einem Felsen machte die verdammte Gitarre plink-plink, und Madame Butterfly – ihr blauschwarzes Haar flatterte lose – quälte sich im Hühnerstall ab. Sie rief zu uns herüber: »Sollen sie auf Bänken oder Stühlen sitzen?« Das wußte niemand. Zwischen den Kreuzen saßen Peabody und Söhne auf Jagdstöcken und schlürften Tee, stirnrunzelnd wie Spezialisten, besonders der Vater; er überwachte den Berg wie ein Rolls-Royce-Mechaniker, dem aufgetragen wurde, ein Fahrrad zu reparieren. Die Sonne brannte schon die Felsen hinauf, als Bernini, in Reithosen und Tropenhelm, eine Stunde zu spät in mürrischer Laune landete. Römische Flüche murmelnd und mit der Fliegenklatsche die Luft durchzischend, nahm er den Weg den Hügel hinauf durch die steinernen Schädel. Die Assistentinnen, heute in metallgraue Armanihosen gekleidet, grüne Streifen in ihren Punk-Haarschöpfen, stellten einen Regiestuhl unter einen Schirm und servierten Kaffee. »Kein Beruf für Erwachsene«, knurrte das Junggenie und winkte uns näher. »Sie auch, Peabody, kommen Sie zum Leichenschmaus.« Peabody und Söhne ließen sich Zeit, schmatzten kleine englische Sandwiches mit Brunnenkresse und hartgekochten Eischeiben. »Lahmgelegt von einem Haufen von Dilettanten«, meckerte Bernini; er wirkte ganz unjungenhaft mit seinen Tränensäcken und dem Rasiermesserschnitt auf seinem Pferdekiefer. »Niemand hört auf mich. Was ist das, Giorgio, pure Trägheit oder pharisäische Sabotage? Da gebe ich den Schergen maschinengeschriebene Instruktionen, vorsichtig mit dem Rebbe umzugehen, und was machen sie, brechen ihm die linke Schulter. Wie er jetzt sein Kreuz die Via Dolorosa raufschleppen soll, weiß der Himmel. Ich sollte diese Show abblasen, da liegt ein Fluch drauf, und zurück nach Rom fliegen, um ›La Traviata‹ zu machen, aber ich bin kein Drückeberger, hab noch nie eine Show hingeschmissen, der Karren steckt im Dreck, also krempelt die Ärmel hoch.« Er reichte mir das Inspizientenbuch und eine Requisitenliste. »Hier die zeitliche Abfolge. Etwa um fünf Uhr werden die beiden Gauner hergebracht und sogleich an die Kreuze gehängt, damit die Zuschauer etwas zum Glotzen haben, wenn sie kurz vor Sonnenuntergang hier eintreffen. Da dieser verdammten jüdischen Sonne nicht zu trauen ist, hol eine aus der Requisite, Giorgio, und laß sie sinken, wenn ich ein Zeichen gebe. Dann kommt ein kurzes Zwischenspiel, keine Pause, mit Bauchtanz, eine Art Verfremdung,

die Abonnenten sollen unterhalten und nicht deprimiert werden. Der Gute Wächter hat eine halbe Stunde vor dem Auftritt in der Kulisse zu sein, er ist ein nervöser Mensch, und paß auf, daß er keinen hebt, er vertut sich manchmal, voriges Jahr in ›Ödipus‹, als Seher, hatte er seine Sonnenbrille verlegt und spielte die Szene zwinkernd. Der Essig soll mit Cannabis gemischt werden, zu viele Schmerzensschreie bringen nichts. Und, Giorgio, hab ein Auge auf den Centurio, der ist kein Schauspieler, sondern ein Schaumschläger, eitel wie ein Pfau, ich hab ihm den Text gestrichen, er würde ihn sowieso verpatzen oder wie ein Ochsenfrosch rausbrüllen. Will bis zum Auftritt umschmeichelt werden, schätzt einen Einlauf kurz zuvor, seine Lanze will er vergoldet haben. Na schön, vergolden wir sie! Das Pferd ist rechtzeitig zu striegeln, und der Centurio soll ja nicht auf die Bühne galoppieren, sondern Schritt gehen und in der Bühnenmitte vorn die Leber des Rebbe zweimal aufs Stichwort durchbohren, nicht dreimal, verstehst du, nur zweimal, er hat die Tendenz, sich auszumären und ins Publikum zu spielen, und die Familie soll nur aus dreien bestehen, Vater, Mutter, Bruder, das reicht, die ganze Mischpoke brauchen wir nicht, sie werden von den Wachen in den Käfig gebracht.«
»Sollen sie auf Bänken sitzen«, fragte Butterfly, »oder auf Stühlen?«
»Auf gar nichts«, antwortete Bernini und kitzelte sich die Nase mit der Fliegenklatsche. »Die stehen bis zum Ende, es sei denn, die Mutter bricht uns doch noch zusammen, das wäre super. Obwohl sie eine vergrößerte Aorta hat, können wir auf eine Herzattacke wohl nicht hoffen, die Ärzte sollen mit Kampfertropfen in der Nähe sein. Die Windmaschine für den Sturm ist zu überprüfen für den Fall, daß es keinen gibt. Und vergiß die Barockwolken nicht. Wenn der Rebbe hängt, schaltet alle Lampen aus und zündet die aussortierten Kreuze an, alle achtundvierzig, die Leute werden aus dem Häuschen sein. Keine Verbeugung am Schluß, aber der Gouverneur schmeißt eine Fete in den ›Vierjahreszeiten‹, und ihr seid alle willkommen. Noch Fragen?«

»Ja, in der Tat«, sagte Peabody mit seiner Vaseline-Stimme. Er kaute auf einem Stück Brunnenkresse herum. »Ohne Ihnen neue Probleme schaffen zu wollen, Sir, aber da wär noch eins, ein beträchtliches, was die Kreuze angeht.«
»Das wäre?« Bernini hörte auf, sich die Nase zu kitzeln.
Peabody wechselte würdevolle Blicke mit seinen Söhnen. »Man müßte sie aus ihrer Zementverschalung nehmen und auf den Boden legen, bevor es weitergehen kann.«
»Warum?«
Peabody und Söhne genossen die Stille. »Nun, Sir, die Sache ist die«, sagte er geduldig wie zu einem zurückgebliebenen Kind, »in der Vertikalen kreuzigt

man nicht, zumindest nicht Profis.« Berninis Augen waren käferschwarz geworden; rötliche Flecken erschienen auf seinen Wangen. »Wollen Sie damit sagen, daß ich ein Dilettant bin?« »Um Himmels willen, nein, Sir«, sagte Peabody, Gelassenheit verströmend. »Wenn Sie mir Ihr Ohr leihen, werde ich es zu erklären versuchen.« Bernini, aus dem Mundwinkel, zu mir: »Geduld ist die Mutter der Weisheit. Halt mich zurück, falls ich ihm eins auf die Nase geben will.« Peabody ließ sich nicht einschüchtern.
»Korrekt wäre die Prozedur«, sprach er zu uns allen, »wenn man das Kreuz zu Boden ließe. Dann käme der Schauspieler drauf, mit der schönen Seite nach oben, und würde an den Extremitäten gesichert werden. Hier wäre noch eine Kleinigkeit anzumerken: um der Schwerkraft ein Schnippchen zu schlagen, sollte er von der Hüfte abwärts nicht frontal, sondern seitwärts placiert werden, Knie auf Knie. Dann würde das Kreuz mit Tauen hochgehievt, die an Eisenzwingen im Boden befestigt werden.«
»Sie scherzen wohl«, sagte Bernini mit zusammengebissenen Zähnen. Ich legte eine beschwichtigende Hand auf seine Schulter, er zitterte. »Sie verstehen einen Dreck vom Theater, Peabody. Ich will ja nicht kritisch sein, aber Sie sind ein Scheißdilettant, was das Theater angeht. Wo ist Ihr Sinn für Raum und Optik? Ich sage Ihnen, wo er ist, in Ihrem englischen Arschloch, da ist er.« Peabody lächelte noch immer, aber er stand auf. »Bezähmen Sie sich, Sir«, sagte er kühl. Auch Bernini war aufgestanden. Ich hielt ihn um die Taille gefaßt. »Wenn wir das in der Horizontalen machen, handeln wir uns nur ein Riesengelächter an der falschen Stelle ein.« Seine Stimme wurde schrill. »Und was ist mit der Sichtlinie? Wissen Sie, was das ist, eine Sichtlinie, Peabody?« »Nein«, antwortete der, »und ehrlich gesagt, interessiert es mich einen Dreck.« Bernini bellte jetzt. »Von Reihe zwei an kann man nichts sehen, was auf dem Boden passiert. Mehr als ein Gewühl ist nicht zu sehen. Ich kriege doch meine Stargage nicht, um ein Gewühl zu inszenieren.«
Peabodys Lächeln war jetzt unwiderruflich verschwunden. »Meine Familie übt den Beruf des Scharfrichters seit mehreren Generationen aus, und noch nie hat man uns Gewühl vorgeworfen.« Zu seinen Söhnen: »Gehen wir?« Aber die blieben stehen. »Es gibt eine richtige Art, so was zu machen, Sir, eine falsche Art und die Peabody-Art, die perfekte.« Bernini kreischte wie ein Wahnsinniger. »Wer ist hier der Regisseur? Ich laß mir doch von einer albionischen Schwuchtel nicht vorschreiben, wie diese Show zu machen ist. Und jetzt raus hier, Peabody, bevor ich Ihnen die Fresse poliere, aber vertikal. Raus, raus!« Die Peabodys schritten vom Berge, im Rücken die Würde, der jüngere Sohn kickte einen Stein, bis er hinunter ins Tal des Jüngsten Gerichts rollte. »Also los, alle ran!« Bernini hatte schon seine Buschjacke ausgezogen. Wir folgten ihm auf die Bühne. »Muß ich alles selber machen?« ruderte er mit den Armen. »Hurwitz, Korngold, holt zwei

Leitern. Butterfly, du markierst den Rebbe. Und keine Widerrede von euch Juden, ihr werdet Theatergeschichte machen, Extragage, Manteltarif.« Er küßte mich auf den Mund. »Giorgio, sieh mir zu, damit du heute abend weißt, wo's langgeht.« Die Leitern wurden hinter dem linken Kreuz aufgestellt. »Ruhe alle!« brüllte Bernini. »Dieser Freak soll das Gitarreklimpern lassen. Dies ist eine Probe. Hör auf zu kichern, Butterfly, niemand tut dir was. Hurwitz, Korngold, steigt auf die Leitern, lehnt euch über den Querbalken, ich werde sie hochheben, ihr zieht sie rauf, schlingt ihre Arme um den Querbalken, markiert das Nageln. Fertig?« Er hob Butterfly hoch, sie kreischte: »Nicht fallenlassen!« Sie hievten sie mit einem Hauruck hoch, wie er ihnen befohlen hatte. Dort hing sie nun und kreischte: »Laßt mich nicht fallen!« – »Halt's Maul und denk an Pearl Harbor«, sagte Bernini, und sie hörte auf zu strampeln, hing still. Bernini trat zurück und betrachtete das Bild. »Wie ist es dort oben?« Sie entspannte sich, legte ihren Kopf nach links. »Nicht sehr bequem«, sagte sie mit kindlicher Stimme. »Bequem soll es auch nicht sein«, sagte Bernini. Er ließ sie dreißig Sekunden hängen. »Meine Schulter tut weh«, sagte sie. »Es klappt«, sagte er zu uns und nahm sie vom Kreuz, indem er sie an seinem Spaghetti-Bauch herunterrutschen ließ. Die Assistentinnen klatschten und riefen: »Bravo, Benito!« Ein Wind war aufgekommen. »Ich liebe das Theater«, sagte Bernini, tief gerührt über sich selbst. »Der einzige Ort auf der Welt, wo man Spaß hat und dafür noch bezahlt wird. Morgen schon werdet ihr alle berühmt sein.« – »Ich bin mein ganzes Leben lang berühmt gewesen, Sir«, sagte Korngold zu ihm, »nur hat es niemand gewußt.« Wir tranken Kaffee. Der erste Bus kam den Hügel heraufgekeucht, aber es waren nur Sicherheitsbeamte, die das Gelände absuchten; es hatte eine Bombendrohung gegeben. Eine kleine Wolke, von kleinen Winden vom Jordan herangetrieben, blieb in einem Turm des Tempels stecken. »Riecht nach Regen«, sagte der Rote Richard; er spürte den Regen in seinen Knochen, die drei Tage später fast alle zerschmettert sein würden, weil er den Leichenraub gestehen sollte.

Inzwischen war es Premierenabend geworden, und nichts klappte so recht. Es waren mehr Eintrittskarten verkauft, als es Plätze gab, die Gänge waren gerammelt voll. Der Gouverneur kam zehn Minuten zu spät, seine Frau trug eine Pagode von Hut, niemand traute sich, sie zu bitten, ihn abzunehmen. Das Orchester spielte erst die falsche, dann die richtige Nationalhymne. Der Kinderficker schrie zu laut, weil die Nägel seine rechte Hand schlitzten, er mußte einseitig von der linken herunterhängen. Der Gute Wächter war trotz seiner isometrischen Warm-ups so nervös, daß es ihm kaum gelang, den Schwamm auf der Spitze des Stabes zu befestigen; er zitterte, als er ihn dem Kinderficker in den Mund zu stecken versuchte, schließlich biß er hinein, saugte Essig und Cannabis heraus und wollte ihn nicht mehr loslas-

sen. Bernini, der eine alternative Bluse trug, um seine Progressivität zu beweisen, ging zweimal kettenrauchend um den Berg, und als es losging, beschloß er, sich hinter der Bühne zu verstecken. »Wie läuft es?« fragte er flüsternd. »Kommen die Lacher? Ist jemand gegangen? Langweilt sich der Gouverneur?« – »Ruhig Blut«, sagte ich. Später tauchte er noch einmal auf. »Wo ist der Rebbe? Ich sehe den Rebbe nicht, wo bleibt der Rebbe?« – »Er ist ein paarmal unterwegs zusammengebrochen«, sagte ich. »Aber er wird aufs Stichwort hier sein, laß mich jetzt zufrieden.« Er preßte meine Schulter. »Du bist ein Engel«, sagte er. »Aber wenn du deinen Auftritt verpaßt, bringe ich dich um.« – »Ich werde gar nichts verpassen«, sagte ich. – »Du gehst dort raus als irgendein Bühnen-Arbeiter«, flüsterte er mir feucht ins Ohr, »und kommst als Star zurück.« Gottseidank verkrümelte er sich wieder in seine Garderobe, aber der Centurio spürte ihn auf, und sie stritten sich lauthals, ich mußte sie zweimal besänftigen. »Warum haben Sie mir meinen Text gestrichen?« drohte ihm der Centurio mit seiner goldenen Lanze. »Er ist das Leitmotiv. Dreimal ich im Brustton SEID IHR DER MESSIAS? und er antwortet dreimal mit einem Schweigen. Sie müssen verrückt sein, diese Worte zu streichen. Ohne diese Worte habe ich überhaupt keinen Grund, auf diesem verdammten Gaul dort reinzugaloppieren und den armen Schlemihl aufzuspießen. Geben Sie mir meine Worte zurück, Bernini, oder ich arbeite nie wieder für Sie!« – »Mit Ihnen arbeiten?« schrie Bernini. »Nie wieder. Nicht, bis ich Sie brauche!« Der Centurio hatte die Schminke zu dick aufgetragen, sie begann zu schmelzen. »Sie sind ein Scharlatan, Bernini, ein echter Scharlatan. Diese Show wird sowieso eine Pleite. Ich bin nur wegen des Geldes dabei. Ich habe schon für Reinhardt gearbeitet, als Sie noch ein spastischer Lümmel in Padua waren und den Statisten Brustpanzer umschnallten. Geben Sie mir meine Worte zurück, und ich werde Sie mit meinen Brusttönen noch einmal vor der Katastrophe bewahren.« – »Okay«, sagte Bernini. »Nicht dieselben Worte, sondern bessere.« – »Fünf Minuten vor dem Auftritt soll ich einen neuen Text lernen?« – »Halten Sie den Rand und hören Sie zu!« sagte Bernini. »Sie treten auf und fragen den Rebbe im Brustton: ›Tut es weh?‹, und er wird sagen: ›Nur wenn ich lache!‹« – »Das ist nicht komisch, das ist geschmacklos«, brüllte der Centurio. »Ruhe, bitte«, sagte ich zu ihm und setzte ihm den Helm auf den Kopf. »Sie sind dran, Herr Schmergel.« Er schüttelte den Helm und ritt nicht im Schritt, sondern im Galopp auf die Bühne, umritt das mittlere Kreuz und stocherte schließlich eine geschlagene Minute, ehe er die Lanze in die Leber des Rebbe bohrte; blasses Blut rann heraus und herunter.

Zuvor mein Auftritt auf Bleifüßen zur Hölle. Als der Rebbe angekommen und zusammengebrochen war, wurde gebuht. Er stand auf und blickte direkt in die Zuschauer, bis sein Kreuz aufgerichtet war. Die Familie stand

still, mit steinernen Gesichtern. Die Mutter schwankte nicht. Der Vater faßte sie einmal am Ellbogen, sie schüttelte seine Hand ab. Der Bruder stand vornübergebeugt, als wolle er jedes Gesicht im Parkett einsaugen. Korngold und der Rote Richard hatten die Ruhe weg beim Kreuzaufstellen, also schickte Bernini die Bauchtänzerin hinaus. Sie machte ihre Sache gut. Es kamen ein paar Bravorufe. »Es läuft«, sprach Bernini hinter meinem linken Ohr. »Warte, bis der Applaus vorüber ist«, hielt er mich zurück, »und sie von der Bühne gewackelt ist. Geh.« Und ich ging. Einige Leute lachten. Ich dachte, mein Hosenstall sei offen. Ich bin kein Schauspieler, ich bin Bühnen-Arbeiter. Ich tue, was man mir sagt, wie zum Beispiel eine Kulisse schieben, und damit basta. Also band ich den Rebbe los und achtete darauf, daß ich ihn nicht in den Schatten stellte. Ich bin kein Schauspieler, aber soviel weiß ich vom Theater, den Star stellt man nicht in den Schatten. Quer über seine Brust liefen Striemen. Sein linkes Auge war blauviolett geschlossen. Man hatte die Dornen tief in seine Stirn gedrückt. Die meisten der Vorderzähne waren ausgeschlagen, das gebrochene Schlüsselbein stach durch die Haut. Sie hatten ihm ein paar Fingernägel ausgerissen, die Spitzen bluteten noch, und seine Hoden waren geschwollen. Ich wollte etwas sagen, WENN NICHT ICH, WER DENN? zum Beispiel, aber meine Kehle war trocken. Als ich ihn aufhob, war er leicht wie eine Braut, er legte die Arme um meinen Hals. Wir standen dort wie Liebende, länger als nötig, schlechtes Timing, ich bin kein Schauspieler, bis Hurwitz von oben flüsterte: »Worauf wartest du?« Ich weiß nicht, worauf ich wartete, ich wollte ihn halten, leicht wie eine Braut, bis sie kommen und mir das Rückgrat brechen, aber ich bin kein Schauspieler, ich bin ein Feigling, so reichte ich ihn weiter zu denen nach oben, sie nahmen ihn, und wir nagelten ihn fest, tap-tap-tap, damit er, langsam, für uns sterben konnte.

Als alles vorbei war, ging ich in den Schuppen, um den Dreck abzuwaschen. Ich wollte den Dreck nicht abwaschen, denn es war sein Dreck, ich wusch den Dreck im Schuppen ab, es dauerte ewig. »Sie haben nicht geklatscht«, sagte Hurwitz. »Was gab's da zu klatschen?« fragte der Rote Richard. »Ein Jude weniger«, sagte Korngold. Es begann zu regnen. Ich schickte sie zur Party, damit ich allein sein und zur Ruhe kommen konnte. Ich saß auf der Bank und rauchte. Das Geklimper der Gitarre schreckte mich auf.
Der Albino hatte die ganze Zeit hinter den Requisitenregalen gesessen. »Sehr gut«, sagte er affektiert. »Ich meine, *mir* hat es gefallen. Das Mädchen war niedlich, hast du ihre Telefonnummer?« Nach jedem Hieb wartete er, ob ich was sagen würde. Ich sah ihn nicht einmal an. »Kam schwer in Gang«, machte er weiter. »Mischung von Stilen. Der Kerl am linken Kreuz weinte echte Tränen. Was soll das? Ich dachte, im Theater täuscht man vor. Mich habt ihr nicht getäuscht. Erstens haben die Schauspieler nicht wie

Schauspieler gesprochen, und dann die Geschichte mit der Lanze. Jeder konnte sehen, daß es ein Trick war. Ich nehme an, die Spitze schiebt sich auf Druck zurück, und dann kommt Blut aus einer Kapsel. Am Schluß gab es übrigens zu viel davon. Andererseits war das Make-up vom Rebbe große Klasse, die Wunden sahen echt echt aus.« Dieses Mal wartete er zu lange, ich packte seine Gitarre und wollte sie auf seinem Kopf zerschmettern, er tauchte rechtzeitig weg, ich traf den Werkzeugkasten, und die Saiten machten prr-twing. »Das ist meine Frau«, schrie er und hob die Stücke auf. Er runzelte die Nase, als wollte er niesen, seine Kinnlade fiel herunter, er plärrte wie ein Kind und riß an den Saiten. »Wo ist der Donner geblieben, warum ist die Sonne nicht heruntergefallen? Warum hat er nichts gesagt? Ich habe auf ein Zeichen gewartet, auf irgendetwas, es hätte ja kein Erdbeben sein müssen, eine plötzliche Finsternis hätte es auch getan, ein Wind, der ein Fenster zuschlägt, ein Wort im Dunkeln, ist das zu viel verlangt?« Er zog seinen Rotz hoch.

Ich gab ihm Geld für die Reparatur. »Es tut mir leid«, sagte ich, »aber ich muß jetzt gehen.« Beinahe hätte ich sein schreckliches Haar berührt. »Es war ein langer Tag, und morgen in aller Frühe fahre ich zum See Genezareth.«

»Tu es nicht«, sagte er und hörte auf zu weinen. »Die Lämmer sind geschlachtet, es sind nur noch Menschen übrig.«

»Von Lämmern weiß ich nichts«, log ich, »aber mein Mädchen wartet, ich habe ihr versprochen, das Wochenende bei ihr zu sein.«

»Dein Mädchen«, sagte er, während er die goldene Lanze außerhalb meiner Reichweite gepackt hatte, dumm war er nicht, »schläft mit einem Burschen namens Joe.« Er hinderte mich daran, aufzustehen und ihm eine zu plätten, die Lanze tanzte vor meinem Auge. Auf der Spitze waren grünliche Leberflecken.

»Immer langsam mit der Lanze«, sagte ich. »Du könntest jemanden verletzen.«

»Wie das?« sagte er. »Ich dachte, es wäre ein Trick, die Spitze schiebt sich auf Druck zurück, im Theater verletzt man sich nie. Verdammter Lügner!« Er setzte mir die Spitze an die Kehle. »Dein Leben lang ein mieser Lügner. Antworte, oder ich spieße dir den Adamsapfel auf.« Von draußen konnte ich die Schreie von Raben hören, wahrscheinlich pickten sie dem Rebbe die Augen aus.

»Was willst du wissen?«

»Warum bist du beim Theater?«

»Man hat sein Auskommen.«

»Lügner!«

Die Lanzenspitze stieß an meine Nase. Ich konnte des Rebbes Leber riechen.

»Gute Bezahlung«, sagte ich. »Alle möglichen Vergütungen, Sozialversicherung, Altersversicherung, starke Gewerkschaft. Die Arbeitstage sind zwar lang, aber montags habe ich frei. Ich liebe ein geregeltes Leben. Wir spielen Karten in der Kantine. Das Bier ist gut, und in der Maske ist eine Rothaarige, die bumst wie ein Bienchen.«
Er steckte mir die Lanze in den Mund. Ich leckte den grünen Fleck ab. »Quatsch!« flötete er. »Du wirst behandelt wie ein Sklave. Von jedem angebrüllt. Wenn etwas schiefgeht, bist du schuld, und irgendwas geht immer schief. Nie darfst du dich verbeugen, und dein Name steht kleingedruckt auf der letzten Seite des Programmheftes. Erwähnen die Kritiker dich überhaupt?«
»Nein«, sagte ich.
»Also hör auf zu lügen.« Er stieß die Lanze gegen meine Leber.
Immer mit der Ruhe, dachte ich. Morgen früh wird alles anders aussehen. Du wirst den täglichen Triumph deiner Därme zelebrieren. Zwei und zwei werden wieder vier sein. Wenn Naomi mit Joe schläft, werde ich sie im Apfelsinenhain vergewaltigen. Bei Tageslicht gibt es keine Wunder. Aber die Nacht ist ein anderes Land. In der Nacht ist die Lanze kein Trick, die Spitze schiebt sich nicht zurück auf Druck. In der Nacht klopft das Blut in den Ohren, und die Leiche im Schrank öffnet die Augen. In der Nacht ist man allein, in der ersten Nacht, der Premierennacht, in der letzten Nacht, heute nacht. Die Nacht gehört Gott. Da, ich habe seinen Namen mißbraucht, aber der Himmel ist nicht eingestürzt. »Erklär mir das«, sagte der Albino. »Wir haben die ganze Nacht.« Die Lanzenspitze ritzte meine Haut, und es kam Blut.

»Ach, das Theater, also gut, das Theater, was willst du wissen über das Theater?« Ich würde keinesfalls sterben wie ein Schwein, nicht bevor ich Naomi zwischen faulen Apfelsinen vergewaltigt hatte. »Also, die erste Nacht«, fuhr ich fort, »die erste der ersten Nächte, o mein Gott, entschuldige den Ausdruck ...« Welche Ruhmesträume für mich mies bezahlten Schlattenschammes, der mit großem Glück auserwählt wurde, um für den Allmächtigen zu sorgen und zu tragen. »Wo treibt sich der Kerl wieder rum?« brüllt er ständig auf den Proben. »Hängt ihm chinesische Glocken um den Hals, damit ich weiß, wo er rumhängt, statt mir die Tasse nachzufüllen.« Erste Nacht, letzte Nacht, heute nacht: ewig drangsaliert, aber guter Hoffnung, eines Morgens aufzuwachen und im donnernden Applaus berühmt geworden zu sein. Selbst die Kritiker würden Rosen schmeißen, und verflucht wären alle Demütigungen. Jahre später würde ich meinen Enkeln erzählen, daß ich dabei war, als aus dem Nichts Etwas wurde, hier, ein Polaroid-Foto, ich im Hintergrund, Hosianna singend zum Lobe dieser ersten ersten Nacht am Ende dieser ersten ersten Woche, die am Montag mit

einer Beleuchtungsprobe begann. Gott schritt durch das wirbelnde Chaos, das von Nebelmaschinen auf die Bühne gepumpt wurde. »Nicht auszuhalten, dieses sentimentale Zwielicht«, grollte er. »Es werde Licht!« Er stolperte über ein Kabel, ich fing ihn auf, bevor er aufs Gesicht fiel. »Licht!« grollte er noch mal. Nichts geschah. Korngold hatte in seiner fiebrigen Nervosität versäumt, den Hauptschalter anzuknipsen. »Licht, verdammtnochmal!« Wieder ein Grollen. Dann ging ein Arbeitslicht an, durchbohrte die Bühnenmitte mit splitternden Funken. »Korngold, du Idiot, mach alles an, was du hast!« Nach ein bißchen Gefummel begann die scheinwerferstarrende Bühnendecke zu funkeln wie ein Sternenhimmel, und die Sonne explodierte und verbannte die Finsternis. »Das Licht etwas einziehen«, grollte er und beschattete die Augen. »Nebelmaschine aus!« Am Ende des Tages tropfte ein Vollmond seine Milch in unser Silberschweigen, und es summte von unseren Oos und Aas! Dann der Triumph am Dienstag, als man das Bühnenbild aufbaute. Er warf den Prospekt hinaus und schickte Hurwitz mit dem Lastwagen fort, um einhundert echte Tannenbäume und einen Teppich Himmelsschlüsselchen zu besorgen. Dank dem Tonarchiv war die Bühne von Vogelgezwitscher erfüllt. In der Kaffeepause saßen wir demütig beisammen und lauschten der Nachtigall, bis die Verstärker zusammenkrachten und er einen Stuhl nach dem Roten Richard warf. Um Mitternacht wurde der Garten hereingerollt, alles Plastik, außer dem Apfelbaum, der der Liebenden harrte. Mittwoch ging alles daneben, und wir fielen in jedes nur denkbare Loch der Verzweiflung. Die Lämmer ließen ihre Köttel auf die Himmelsschlüssel fallen. Ein weißes Pferd riß sich los, galoppierte durch die Kulissen und biß Korngold sonstwohin. Blawatski kriegte einen Nervenzusammenbruch. Die Kamele spritzten ihre stinkende Spucke auf die Requisiteuse. Ich wurde nach mehr Valium geschickt. »Hätte ich wissen sollen!« Er schwemmte seine Pillen mit einem Bier hinunter. »Gäule auf der Bühne sind die Pest, furzen sich durch die Sphärenmusik.« Der Durchlauf am Donnerstag war ein mittleres Desaster. Klumpen Ton wurden geformt, mit jedem Mund-zu-Mund-Atemhauch in deformierte Klumpen Menschheit verwandelt. Und eine hysterische Kostümprobe, keines der Feigenblätter paßte. Am Freitag schmiß er den Prolog raus, inszenierte Akt II um und strich Akt III zu einem blutigen Happening zusammen. Alle kriegten das große Zittern. Um elf Uhr blies er die Premiere ab. »Ich geh nach Hause. Ihr seid alle entlassen.« Samstag morgen war er wieder da mit Bierbart und verquollenen Augen, brachte die Show auf Trab, um Mittag herum begannen wir den süßen Duft des Erfolges zu atmen. Um sieben Uhr dreißig ein Monstergemurmel: die Zuschauer. Ich lugte durch das Loch im Vorhang. Kritiker A. torkelte sturzbesoffen den Gang entlang, stürzte und wurde auf seinen Platz verfrachtet, wo er bis zum Schluß schnarchte, um später über die Obskurität der Handlung zu giften. Hinter der Bühne waren wir alle

katatonisch vor Lampenfieber, verteilten Küsse rechts und links und wünschten uns mit erstickten Stimmen toi-toi-toi. Als die Saallichter langsam ausging, schlug mir das Herz bis zum Halse. Die erste Szene war etwas schleppend, aber das Gartenbild bekam Applaus. Die Schlange, besonders ihre Zunge, funktionierte gut, wenn auch etwas ruckartig, statt sich zu schlängeln, und das Zischen war zu laut. Korngold patzte, indem er den echten Apfel mit einem Wachsapfel verwechselte, und der Junge brach sich einen Schneidezahn raus, als er hineinbiß, ein falscher Lacher. Das Mädchen war verkrampft, weil sie nackt war, preßte die Schenkel zusammen aus Angst, jemand könnte ihr in den Spalt sehen. Alle Tiere benahmen sich anständig, weil Hurwitz ihnen Stopfmittel gegeben hatte. Der Beifall vor der Pause war sporadisch, aber höflich. Ich spazierte durch das Foyer. Die Kulturmafia schlürfte Champagner. Eine Dame im Nerzmantel sagte: »Alles ändert sich, nur die Avantgarde nicht.« Zwei ältliche Paare kehrten nicht auf ihre Plätze zurück. Das Flammenschwert versengte die Augenbrauen des Engels, aber bei der Mordszene überschlugen sich die Leute vor Begeisterung, obwohl der Bregen des Jungen an die Wand spritzte, bevor der Stein auf seinen Schädel krachte, und sein Opferrauch waberte ins Parkett, wo er viel Husterei verursachte. Die Gnadenszene rettete den Abend und endete im heißersehnten Skandal, als ein lebendiges Lamm geschlachtet wurde; die Hälfte der Zuschauer erhob sich und ging türeschlagend und Verwünschungen ausstoßend hinaus. Die andere Hälfte blieb, um Bravo zu rufen und wie wild zu klatschen. Schließlich wurde es doch ein Triumph. Zweiunddreißig Vorhänge und Ovationen für IHN. Die Kantinenparty war der schiere Wahnsinn. Korngold zerbrach eine Bierflasche über seinem Kopf. Das Mädchen von der Maske verschwand immerzu in der Herrentoilette. Um ein Uhr dreißig telefonierte jemand die Kritik in der *Times* durch, eine Hymne. In der Morgendämmerung entdeckte ich Gott im verlassenen Haus. Er starrte auf die dunkle Bühne. Er wandte sich um, als er das Geklingel meiner Glocken hörte. »Nun, Junge, was meinst du?« Ohne seinen Zorn schien er geschrumpft. »Das wird ein Renner«, sagte ich in alkoholisierter Überheblichkeit. »Ach ja«, sagte er, »Premierenphrasen. DU HAST ES WIEDER MAL GESCHAFFT! Ich habe es noch nie geschafft. DAS BESTE, WAS DU JE GEMACHT HAST. Ja, aber ist es gut? MIR HAT ES GEFALLEN! Ja, und wem nicht? GRATULIERE, DU WARST MITTELMÄSSIG. Alles Eitelkeiten. Lerne, ohne den Beifall des himmlischen Chores zu leben. Die dünne leise Stimme kichert über die Hallelujas, die Nacht stinkt in meinen Nasenlöchern. So habe ich das nicht gewollt; so habe ich das ganz und gar nicht gewollt, aber es gibt keine Entschuldigungen, wenn man aus Nichts Etwas macht, wenn das Chaos zu Ordnung erstarrt. Ordnung ist Perfektion, die keine Fehler duldet; Fehler zerfressen die Ordnung und lassen sie zusammenbrechen. Ein wenig Ordnung und ein wenig Glauben gibt es nicht. Und an der

Ordnung wurde heute abend, dem ersten Abend, der der letzte ist, genagt, sie wurde von Fehlern und Patzern zerfressen. Nimm deine Glocken ab. Du bist entlassen. Ich gehe für immer weg. Ich habe dir den Traum der Perfektion gegeben, und du hast ihn verraten. Ich vermache dir das Fegefeuer des Scheiterns, mit anderen Worten die Freiheit. Es liegt jetzt an dir, zu scheitern und, was schlimmer ist, von der Ordnung zu träumen und sie jedes Mal wieder im Namen der Freiheit zu verraten und das Scheitern zu feiern als einen Traum der Freiheit, bis du eines Tages so weit sein wirst, dieses Haus niederzubrennen. Das Feuer wird die Ordnung wiederherstellen; aus der Asche wird Nichts entstehen, und Nichts ist Perfektion.« Er knipste einen Schalter an; die Bühne wurde von einem Lichtstrahl ertastet, besonders die Lache von Lammblut zwischen den Himmelsschlüsseln. »Nur die Mordszene hat geklappt«, sagte er. »Aber etwas zu langsam. Wenigstens waren sie nicht gelangweilt. Mach eine Notiz für Hurwitz: getrocknetes Blut ist braun, nicht rot. Setz die Probe für morgen früh zehn Uhr an. Ich muß den Schluß umstellen. Anstelle des Lammes werden wir den Jungen schlachten. Ich biete dir die Rolle des Jungen an, die Rolle deines Lebens, keine Extragage, auf dem Plakat wird dein Name stehen in der Rolle deines Lebens.«

Es regnete noch immer. Wir gingen hinaus in den Regen. Der Berg war leer außer der Familie, die von den Wachen geleitet wurde. Der Vater schob einen alten Rollstuhl mit Korbsitz. »Man hat uns erlaubt«, sagte er, »ihn mitzunehmen.« Wir nahmen den Rebbe vom Kreuz und setzten ihn in den Stuhl, er war noch warm, die Mutter wickelte ihn in ein Laken, und sie rollten ihn den Berg hinunter. Ich höre noch immer das Quietschen der Räder. »Ich hasse das Theater«, sagte der Albino. »Ach, du Ungläubiger«, sagte ich. Ich kenne meine Bibel, will sagen, ich kenne das Theater. Egal, wie viele an Nägeln hängend sterben werden, und wie oft sie sterben werden an Nägeln hängend, am nächsten Abend wird der Vorhang hochgehen, und du wirst eine neue Chance haben, wenn er seine Arme um deinen Hals legt. Ich fand seine Schuhe zwischen den Steinen. Sie hatten eine Sohle aus Kork, und ein Riemen war gerissen. »Die Absätze sind kaputt«, sagte der Albino. »Ja, er ist viel gegangen«, sagte ich. Ich zog die Schuhe an und machte einen kleinen Steptanz und legte mich im Schuppen zur Ruhe. Am nächsten Morgen verschlief ich und verpaßte die Nachricht, daß der Fels beiseitegerollt und der Leib verschwunden war.

Deutsch von Ursula Grützmacher-Tabori

DIE ANDERE BIBLIOTHEK

Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Ausgewählt von
HANS MAGNUS ENZENSBERGER
und nach den alten Regeln
der *»Schwarzen Kunst«* verlegt bei
FRANZ GRENO, Nördlingen.

Am 18. Januar 1985 ist erschienen

Lukian von Samosata,
LÜGENGESCHICHTEN UND DIALOGE.
Aus dem Griechischen übersetzt und mit zahlreichen Anmerkungen versehen von Christoph Martin Wieland.

628 Seiten, gesetzt aus der Korpus Neo Didot.
Textredaktion und Übersetzung der griechischen und lateinischen Anmerkungstexte: Hans Radspieler und Hans Ohm.

Am 20. Februar 1985 erscheint

Driss ben Hamed Charhadi,
EIN LEBEN VOLLER FALLGRUBEN.
Aufgezeichnet und ins Englische übertragen von Paul Bowles. Deutsch von Anne Ruth Strauss.

352 Seiten, gesetzt aus der Borgis Old Style.
Mit Worterklärungen von Rainer Glagow und zwölf Photographien.

Am 20. März 1985 erscheint

Johann Gottfried Seume,
SPAZIERGANG NACH SYRAKUS IM JAHRE 1802.
Nach der Dritten Auflage, Leipzig 1811.

Etwa 480 Seiten, gesetzt aus der Korpus Weltbaum.
Textredaktion und Worterklärungen: Reinhard Kaiser.
Mit einem Frontispiz und farbigen Kartenblättern aus der napoleonischen Zeit.
Ausführliche Information bietet das Magazin SEUME.

Jeder Band 25 DM. Als limitierte Vorzugsausgabe (1-999), solange vorrätig, für 98 DM.

Jeden Monat neu: Das Magazin zur ANDEREN BIBLIOTHEK. 31 Seiten Informationen und Bilder. Kostenlos in Ihrer Buchhandlung.

GRENO Verlagsges. mbH, D-8860 Nördlingen, Deininger Straße 9.

Peter-André Alt
Über den neuen Hedonismus

1.

»Muß man ihnen erst die Ohren zerschlagen, daß sie lernen, mit den Augen zu hören?«[1] läßt Friedrich Nietzsche an exponierter Stelle seinen Zarathustra fragen. Die optische Wahrnehmung als akustische: vor der Hybris des sprachgewaltigen Machtmenschen verwischen sich die Grenzen, die die Natur unseren Sinnen gesetzt hat, und Sensationen enormen Ausmaßes werden alsbald dem versprochen, der bereitwillig sich darauf einläßt, diese Grenzüberschreitung anzunehmen, um in der Hypertrophie des Optischen die Lust an neuen Eindrucksfolgen zu verspüren. Heute, so scheint es, muß man nicht Zarathustra sein, will man unter den Einwirkungen visueller, akustischer und taktiler Reize einen Taumel der Wahrnehmung erleben, der die Schleusen für den Anstrom sensueller Verführungen öffnet und als verfügbar erscheinen läßt, was bei Nietzsche dionysischer Wachtraum war: die Aufhebung jener Unterschiede in den Perzeptionsgewohnheiten, die uns unverbrüchlich eingeschrieben sind. Überall begegnen wir heute Mischungen aus Licht, Klang, Raumbildern und Materialien, in deren simultanen Andrang wir eintauchen, um den sechsten Sinn in der Kombination der fünf anderen zu erfahren und festzustellen, daß unsere Ratio, so beherrschend sie bisweilen sein mag, sich von Lichtmeeren, Klangwolken und Geschmackskreationen wenigstens für kurze Zeit noch stillegen läßt. Durch schier unendliche Bilderfolgen, Musikwellen, durch einen Strom von Natürlichem und Synthetischem, Gerüchen und Körpern schieben wir uns täglich und erleben dabei die Ubiquität einer meist überindividuellen Sinnlichkeit, die im neuen Kleid ebenso daherkommen kann wie in den Schöpfungen der Belle Cuisine.

Aber nicht nur die Vielfalt verfügbarer Genüsse ist größer geworden, sondern auch die Bereitschaft, sich ihr auszusetzen, die Hingabe an sie zu preisen oder ihre Macht über uns als Möglichkeit ganz individueller Erfahrungen zu erleben. Wer heute schaut und schmeckt, wer hört, ißt oder seinen Körper ausstellt, der muß sich, anders als vor einigen Jahren, keine bohrenden Fragen mehr gefallen lassen nach dem Sinn dessen, was er da eigentlich tut. Als ob die Fühlbarkeit eines Erlebnisses schon alles legitimieren würde (wie früher dessen Reflexion es legitimierte), sind Zweifel an der Macht des Sensuellen kaum noch erlaubt. Ein neuer Hedonismus breitet sich aus, der,

unterschiedlich originell inszeniert, viele Bereiche unseres alltäglichen Lebens bereits erfaßt hat. Zu ihm gehört die Freude am Banalen und Abgeschmackten ebenso wie das Vergnügen am »wilden Denken«, die Bereitschaft zur Selbststilisierung und der Spaß am Manierismus, das modische Accessoire und die Lust am Text. »Physiognomisches Sehen« lautet eine der Parolen einer wieder metaphysisch gewordenen Geisteswissenschaft, und ihr Verfahren ist bisweilen so vergnüglich wie kompliziert: man ziehe den Vorhang hoch und wird es schon erleben ...

2.

Wir sitzen im Caféhaus und sind von neuen Illusionsräumen umgeben, die nirgends ihren Scheincharakter leugnen, sondern ihn uns aufdrängen wollen. Glatte Metallböden, Säulen aus glänzendem Splittermosaik, weiße Straßtapeten, künstliche Pflanzen, im Fenster modellierte Figuren, lange Spiegelfronten und Neonbahnen: die abwaschbare zweite Natur darf auf ihrer Stilisiertheit beharren. Über uns arbeitet ein Ventilator, Symbol für die Kaltluft, die zwischen den Gästen herrscht im Sperrfeuer der kühlen Blicke. Die Bedienung ist wieder kenntlich geworden, anders als in den alten Studentenkneipen, wo sie eher den Eindruck eines vielbeschäftigten Stammgastes macht, sie trägt eine weiße Schürze im Stil der Bistro-Kellner, der Barkeeper taucht plötzlich wieder aus der Versenkung auf, wie der Champagner auf der Getränkekarte. Hatte früher dämmriges Kerzenlicht zum Aneinanderrücken aufgefordert, so produzieren die neuen Illusionsräume das Gefühl größtmöglicher Distanz und die kalte Aura des Berührungsverbots; näher noch das eigene Spiegelbild als der Nachbar an der Theke.

Hier kommt die Schau-Lust auf ihre Kosten, das gefräßige Auge, dessen Aneignungsbereitschaft Bataille als visuellen Kannibalismus beschrieben hat: ein hungriger Schlund, dessen Peristaltik sich konvulsivisch bewegt und Inbesitznahme durch Übersicht vollzieht.[2] Die Kleider, deren Träger wir in den weißen Cafés und ihren lichterdurchfluteten Dépendancen antreffen, sind ganz darauf abgestimmt, statt körperliche Berührung zu provozieren, das Ansehen zu fördern, das Betasten mit dem Blick. Nicht mehr weiche Formen wie in den siebziger Jahren, sondern geometrisch strenge Linien herrschen vor, das »noli me tangere« spricht aus den dominanten Farben schwarz und weiß, die Künstlichkeit suggerieren und Kontraste, auch in Schminke und Frisuren, zur Ikonographie der Zurückweisung werden lassen. Keine Idyllen sind das, stattdessen perfekte Inszenierungen einer Ästhetik, deren Scheincharakter nicht mehr, wie noch vor einiger Zeit, schamhaft verschleiert wird, sondern in seiner Künstlichkeit vorzeigbar ist. – In dem französischen Kultfilm »Diva« sind die dazu passenden Räume entworfen: leere Zimmer, kostbar ausgekleidet, eher Theaterhallen voller Spiegel, Messing und Lichtbahnen, die weniger zum Wohnen als zum Schauen

einladen und das vollkommen Nutzlose, merkwürdige Kleinmaschinen, Wasserbassins, Springbrunnen, geometrische Figuren und Modelle zum Inbegriff der Schönheit erklären; ästhetisch ist hier erst, was nur zu Ausstellungszwecken taugt. In einem tatsächlichen Theaterraum der achtziger Jahre findet sich ein ähnliches Prinzip: das Foyer der Berliner »Schaubühne«, das sich im leichten Bogen an die durch bewegliche Wände und Bodenplatten vielfach unterteilte Spielstätte schmiegt, wirkt mit seinen weißen Kacheln und hellen Wänden wie eine kostbar ausgestattete Badeanstalt, und nur die zahlreichen Deckenlampen verweisen auf die möglichen Illuminationen, die uns das sublime Spiel im Bühnenraum verschaffen kann. In seiner außerordentlichen Vollkommenheit funktioniert dieses Foyer als ein ästhetisches Argument fürs Theater; wer hier an den Spiegeln vorbei flaniert, ist als Zuschauer schon im Bann jenes Scheins, dessen er während des dramatischen Ablaufs teilhaftig wird; und die Kühle, die von Kacheln wie Wandfarben gleichermaßen ausgeht, funktioniert als schönes Sinnbild für die Entschiedenheit, mit der die Spieler am Ende immer wieder die Grenze zwischen Betrachter und Bühne zu markieren wissen.

»Sehen setzt Distanz voraus, die trennende Bestimmtheit, nicht in Kontakt zu kommen und im Kontakt die Verwirrung zu vermeiden«[3], hat Maurice Blanchot einmal formuliert und darin Kontakt auf Distanz als Voraussetzung für die Faszination des Sichtbaren und das Bildermachen der produktiven Imaginationskraft beschrieben. Die von der aktuellen Mode entworfenen Körper fördern die »Kultivierung des Auges« (Mattenklott), indem sie, statt zur Berührung aufzufordern, sich als Erscheinungen ausstellen und den anderen die Übersicht aufzwingen, deren Intentionen Berührbarkeit nur als Form des ausmalenden Wünschens gestatten. Es ist dann, als wenn das Gesehene sich dem Blick zugesellte und dieser es in seiner Schau-Lust verbrauchte, indem er es in sich hineinzieht und als Ganzes vorstellt. Zum wichtigsten Mittel der unmittelbar sensuellen Distanzierung wird das Licht, sei es das Glänzen und Glitzern wieder in Gebrauch gekommener Accessoires auf Kleidern und Möbeln oder die Illumination der sich in Spiegelbahnen verlierenden neuen Illusionsräume, die uns da Unendlichkeit vortäuschen, wo wir am Ende nur auf uns selbst schauen. Licht und Spiegel sichern den Abstand, der zur optischen Wahrnehmung gehört, solange diese als Reizerfahrung funktionieren soll.

Die Macht durch Blendung beschreiben schon die romantischen Märchen von Novalis, Tieck und Hauff, in denen glänzende Münzen und Goldstücke gegen die warmen, empfindsamen Herzen der begehrenden Menschen getauscht werden. Hier zeigt sich, daß die Schönheit des Lichtes auch eine der Kälte ist, deren Herrschaft über uns in der supplementären Stofflichkeit eines Wertdings – der leuchtenden Münze – aufscheint und Liebesfähigkeit in Gestalt des warmen Herzens als Unterpfand verlangt. Aus den Körpern

der romantischen Helden wird das Blut abgelassen, weil erst die auch physische Assimilation an das begehrte Metall dessen Besitz sicherstellt; die neuen Herzen müssen kontrakte Erz- und Steinbrocken sein, die der mineralisch-kalten Natur des Geldes gleichen. Die optische Wahrnehmung der aktuellen Mode-Figuren beruht auf einer ähnlichen Symbiose: indem die Körper in ihren geometrisch-strengen Linien den Blick provozieren, schaffen sie jene Kälte, die dieser wiederum im Kontakt auf Distanz zwischen den Menschen herstellt.

Es ist die Macht des gefräßigen Auges, die hier zur Geltung kommt. Indes die Wahrnehmung, wie Gert Mattenklott schön beschrieben hat, auf Einverleibung ausgeht, indem sie »Unterwerfung durch Tilgung«[4] praktiziert und im Verschlingen das begehrte Objekt zum Erlöschen bringt, gleicht sie der sinnlichen Aneignung des Essenden, der sein Verlangen durch Einverleibung stillt. Fasziniert von der Bilderkraft des Sicht-, aber nicht Erreichbaren ist schon Aktaion, der die nackte Diana im Wald beim Bad in einer Quelle überrascht und von ihr für den unerlaubten Blick zunächst mit Blendung, dann mit dem Tod bestraft wird. Bei Ovid hat der erste Teil der Exekution des Schaulustigen folgenden Wortlaut: »Aber sie nahm, was sie hatte: sie schöpfte vom Wasser und goß es / Über des Mannes Gesicht und sagte, mit rächenden Spritzern / Ihm die Haare besprengend, die Unheil verkündenden Worte: / So, nun erzähle, du habest mich ohne Umhüllung gesehn, / Wenn du es noch zu erzählen vermagst!«[5] Aktaion, der die gefürchtete Wahrheit in der Gestalt einer so schönen wie prüden Göttin gesehen hat, muß für diesen Augen-Blick bezahlen: er wird ihn nicht überleben (und nur ein Blinder, Teiresias, der immer dabei ist, wenn Götter die Sterblichen strafen, vermag bemerkenswerterweise den tragischen Ausgang dieser Episode vorauszusagen, weil er nicht vom sinnlichen Aneignungsdrang visueller Wahrnehmung beschwert ist).

Der Blick ist immer promiskuös, er versucht sich an vielen, oft wahllosen Objekten. Bei Schopenhauer lesen wir: »Denn das Sehen ist gar nicht, wie die Affektion der anderen Sinne, an sich, unmittelbar und durch seine sinnliche Wirkung, einer Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit der Empfindungen im Organ fähig, d. h. es hat keine unmittelbare Verbindung mit dem Willen.«[6] Losgelöstheit vom Willen ist die Bedingung dafür, daß die Blickwahrnehmung als erotische funktionieren kann. Ihr Interesse am anderen Körper schließt dessen eigentlichen Besitz aus und erfüllt sich, bisweilen synästhetisch, erst mit der Distanz des begehrten Objekts. In Batailles »Geschichte des Auges« ist das Sinnesorgan ersetzt durch das Ei, das Simone ins Bidet schlägt und dessen Gelb gleich einem lüsternen Blick den geschlechtlichen Akt betrachtet.[7] Neben dieser erotischen hat die Augenwahrnehmung bei Bataille auch eine abweisende Komponente, die freilich die sensuelle zu steigern vermag. Der Blick auf den anderen Körper, er sei verhüllt oder

nackt, ist oftmals ein kalter Blick, gezeichnet von Gefühlsgleichgültigkeit und innerer Distanz. Das Auge funktioniert, indem es Übersicht garantiert, als ein aufgeklärtes Organ, das Erkenntnis und Sinnlichkeit in einem erstreben kann; zur dokumentarischen Registratur ist es genauso in der Lage wie zum Verschlingen seines Opfers im Banne der räumlichen Entfernung. Nicht zufällig steht im Lateinischen das Wort »fascinus« für das männliche Glied und den Bösen Blick, für den libidinösen Besitzdrang und die Behexung, die von einem Augenpaar – nicht immer erotisch – auszugehen vermag. Eros und Erkenntnis kommen darin überein, daß sie ihr Objekt nicht unmittelbar besitzen, sondern auf Distanz über es verfügen wollen, indem sie sich von ihm ein Bild machen, das abstrahiert ist von der eigentlichen Erscheinung: in Erotik und Epistemologie gleichermaßen wird diese nur zum Anlaß für das ausmalende Vorstellen, dessen Interesse auf Ausschmükkung, Ergänzung, auf die Unterbrechung der Realienkette ausgeht und erst dann befriedigt ist, wenn sich das wirkliche Phänomen in ein imaginäres Modell verwandelt hat, das Eros und Geist so besitzen, wie man sonst nichts besitzen kann.

3.

Der Körper, an dem der Blick gefräßig sich verzehrt, ist zuallererst eine durch die Kleidung produzierte Erscheinung, deren sinnliche Attribute umso verheißungsvoller hervortreten, je mehr sie verhüllt werden. Die aktuelle Mode schafft ein physisches Bild, das mit dem Schnitt der Kleider, der Beschaffenheit ihrer Stoffe, ihrer Farbe und dem Sitz der Dekors wesentlich verbunden, wenn nicht sogar identisch ist. Heute dominieren kalte, nicht natürliche Töne und Schattierungen, die Formen sind geometrisch, häufig erinnernd an die funktional-strengen Elemente in den Bildern Kandinskys oder Malewitschs, nach unten verjüngen sich Pullover und Hosen, die Schultern sind stark betont, und das Make-up provoziert ausgeprägte Gesichtszüge, verhärtet sie, fördert Kontraste. Die aktuelle Mode bringt, wie schon die der zwanziger Jahre, den Androgyn zum Vorschein, sie nivelliert die physischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern zugunsten geometrischer, stromlinienförmiger Körper, die zuerst vor einigen Jahren von den Exponenten des Neoexpressionismus, den Malern der sogenannten »Neuen Wilden« auf der Leinwand entworfen und nun unversehens verwirklicht worden sind. Beispiele, vielleicht sogar Vorbilder für den heutigen Androgyn sind die blutleeren, schmächtigen, schlangenhaft sich windenden Gestalten der Malerei der Präraffaeliten, die dünnen und fließenden, geschlechtslosen Körper auf Plakaten und Drucken des Jugendstils, die Hermaphroditen Aubrey Beardsleys, die Kunstfiguren von Tiffany, die androgyne Leere im Gesicht der Garbo. Dahinter verbirgt sich eine der raffiniertesten Formen sexuellen Genusses, die Imagination des weiblichen Mo-

ments im Mann und des männlichen in der Frau: eine Ikonographie der Kopulation, Bild gewordene Vereinigung der Körper.
Der Androgyn ist die im Kult, im Mythos und in der Kunst dargestellte Utopie des Ursprungs und des Ziels, die eine Befreiung von den Zwängen und Abhängigkeiten des in seiner sexuellen Rolle definierten Menschen verheißt. Das künstliche Bild des androgynen Menschen – nicht der tatsächliche Hermaphrodit, der als biologisches Monstrum gilt – wirkt als eine Klage über die Geschichte vergesellschafteter Natur, die im Rollenspiel und dessen Travestie aufscheint und zugleich überlistet wird. Beim androgynen Typus verkündet das Bild, das der Körper aussendet, die Vision einer geschlechtlichen Vereinigung, in der Sexualität nicht Funktion, sondern zuvörderst Lust bedeutet. Der Mode ist immer wieder daran gelegen, zwischen diesem Bild und seinem Gegenstück zu pendeln, zwischen dem Spiel der Geschlechter im Androgyn und dessen Aufhebung in der grellen Überzeichnung tradierter Sexus-Merkmale. Denken wir nur an die Serien der Frauenkörper im Film, an die großen Manieristinnen Bette Davis, Greta Garbo, Barbara Stanwyck und Jean Seberg (in Godards »Außer Atem«) auf der einen Seite und die matrifizierte Weiblichkeit Jayne Mansfields, Gina Lollobrigidas und Jane Russells auf der anderen. Inszenierungen sind das allemal, aber sie richten sich nach unterschiedlichen Idealen aus, nach einem des Gegensatzes zwischen den Geschlechtern und einem der Androgynität; wiederum gemeinsam ist ihnen, daß sie den Blick provozieren, daß sie begehrt werden wollen, solange man sie anschaut und darin visuell sich aneignet.
Indem die Mode Körperbilder schafft und das Auge anlockt, äußert sie sich als eine Bewegung gegen die Natur, die Leben und Wirklichkeit um das bereichert, was beide nie haben: um den Stil. Darum ist die Mode hedonistisch, Schauspielerei, Theaterluft, Travestie, auch im Bereich der physischen Erscheinungen, die sie aufzeichnet. Gerade heute, unter dem Signum eines auf vielen Ebenen gesteigerten Schönheitskults, wird uns das deutlich. »Stil« und »Form«, vor einigen Jahren noch allein verbale Tabus der Neuen Linken, erleben eine Renaissance, nicht nur im Bereich der Kleider und Accessoires, sondern auch als Gegenstände mehr oder weniger gelehrten Nachsinnens. Manierismus und Künstlichkeit haben, wie alles in der Mode, ihre Vorbilder. Zu nennen wäre etwa der Jugendstil, als dessen ästhetisches Merkmal die Möglichkeit zu sehen ist, daß in seinen Werken das eine in das andere verwandelt werden kann: die Beleuchtungskörper haben die Form blühender Pflanzen, zumeist exotischer, das Wohnzimmer ist eigentlich eine Grotte (Bayerns König Ludwig II. ließ sich bekanntlich eine solche Grotte eigens für Wagner-Aufführungen erbauen); den Portalen der Pariser Métro gab Hector Guimard gegen Ende der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts die Gestalt gußeiserner Orchideenstengel: auch dies ein Umschlag

von Natürlichkeit in Stil. Gehen wir noch weiter in die Vergangenheit zurück, so gelangen wir zum Manierismus bei Pontormo, Rosso und Caravaggio, zu den theatralischen Bildern von Georges de la Tour, zu »les précieux« in Frankreich, den Rokoko-Kirchen in München, zu Pergolesi, zu Pope, Congreve und Walpole in der Literatur, zu all denen, die formale Gestaltung über Gehalte gestellt haben.
Gemischt wird heute in Körperbildern und anderen Stilerscheinungen das antinatürliche Moment des Manierismus mit dem funktionalen Aspekt geometrischer Eindeutigkeit, wie er in Rauten- und Trapezmustern, keilförmigen Schnitten, Schwarzweiß-Kontrasten oder Plastik, Metall und Messing als bevorzugten Materialien deutlich hervortritt. Charakteristisch für diese Kombination aus Verspieltheit und Zurückweisung sind jene leeren Geschenkkartons, die man seit einiger Zeit in Boutiquen und Warenhäusern kaufen kann. Sie sind zumeist mit geometrischen Mustern beklebt und sollen keinen Inhalt bergen, sondern an sich Inhalt sein: eine schön-freche Travestie auf den Verpackungskult der kapitalistischen Warenästhetik und zugleich ein Bezug zum ostasiatischen Kulturkreis, in dem es, wie Roland Barthes berichtet[8], seit Jahrhunderten Tradition ist, leere Kartons, schön verpackt und verlockend ausgestattet, zu allen Gelegenheiten zu verschenken. Das Exquisite und Inhaltslose, das Verspielte und zugleich Distanzierte verlockt zur Berührung und weist sie im selben Moment zurück. So ist es kein Zufall, daß zur Zeit nicht nur der Manierismus eine Wiedergeburt erlebt, sondern auch der Blick, mit dem man solche Dialektik von Aufforderung und Zurückweisung am besten auskosten kann; in den Caféhäusern regiert dieser Blick, kalt und kannibalisch zugleich, und findet Genügen an Spiegeln und Passanten.

4.
Der Voyeur Swann in Marcel Prousts Romanzyklus *A la recherche du temps perdu* ergötzt sich daran, seiner Geliebten Odette bei der Abendtoilette zuzusehen, obgleich er weiß, daß sie nur ausgeht, um ihn zu betrügen[9], und er verliebt sich erst in sie, als er feststellt, daß sie auf frappante Weise der Gestalt Sephoras, der Tochter Jethros auf einer der Fresken in der Sixtinischen Kapelle gleicht, deren Schöpfer Sandro di Mariano (Botticelli) war.[10] Zur Lust gehört bei Swann, wie bei jedem, der gern zuschaut, immer auch die Demütigung, die man dadurch erfährt, daß man am fremden Leib nur perzeptiv, nicht körperlich genießend teilhaben darf. Kein Wunder, daß sich Swann, ehe er mit seiner Geliebten die Nacht verbringen kann, verschiedenen Ersatzobjekten zuwendet: Odettes Kleidern und jenen Bildern, die in einer geheimnisvollen, nur für ihn ergründlichen Beziehung zu ihr stehen. Vor einem Porträt Tintorettos, einer Bildnisbüste Antonio Rizzos oder den Farben Ghirlandaios findet er genußreiche Entschädigung für die spieleri-

sche Kühle, mit der ihm Odette die letzte Inbesitznahme vorerst versagt. Hans Castorp in Thomas Manns *Zauberberg*, auch er ein Schaulustiger, erregt sich an der schönen Verhüllung, die Clawdia Chauchats kranken Körper verbirgt und doch ausmalt: »Wie die Frauen sich kleideten! Sie zeigten dies und jenes von ihrem Nacken und ihrer Brust, sie verklärten ihre Arme mit durchsichtiger Gaze. Das taten sie in der ganzen Welt, um unser sehnsüchtigstes Verlangen zu erregen. Mein Gott, das Leben war schön!«[11] Die ironisierte Emphase kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Lust des Protagonisten mit der des Erzählers zusammenfällt.

Zum Verlangen des Voyeurs gehört der Fetisch, zu dem er den Körper bestimmt, und die Imagination einer physischen Erscheinung, deren sinnliche Attribute mit denen der Kleidungsstücke zusammenfallen. Der Fetisch verweist nicht auf irgendein anderes Objekt unserer Obsessionen, er ist besetzt als das eigentliche Wunschbild, er ist kein Zeichen für etwas, sondern bar jeden Scheins dasjenige Ding, welches wir namentlich begehren. Der Fetisch – als Repräsentation seiner eigenen Idee – funktioniert nirgends im Sinne eines Surrogats, das durch Berührung oder Einverleibung verbraucht wird, vielmehr sehen wir in ihm eine sozial verbindliche Form der Begierde selbst, die vermöge ihres Auftretens auf verschiedenen Feldern kultureller und politischer Aktivität Energien aus genereller Anerkanntheit bezieht. Zum Fetisch werden unter den lüsternen Blicken Swanns, Castorps und anderer Voyeure nicht nur Stoffe und Bilder, sondern auch Haut und Fleisch. Vom Körper schreibt Thomas Mann, wiederum im *Zauberberg:* »Denn diese Form und Schönheit war nicht geistgetragen, wie in den Werken der Dichtung und Musik, auch nicht getragen von einem neutralen und geistverzehrten, den Geist auf eine unschuldige Art versinnlichenden Stoff, wie die Form und Schönheit der Bildwerke. Vielmehr war sie getragen und ausgebildet von der auf unbekannte Art zur Wollust erwachten Substanz, der organischen, verwesenden Materie selbst, dem riechenden Fleische ...«[12] Das Aufregende, das eigentlich Erotische ist das Spiel zwischen bloßer Physis und ausmalender Vorstellung; letztere bestimmt den Körper, wie die Mode, zum Bild, zu seiner eigenen Repräsentation, der es gelingt, noch die Haut als Produkt des Imaginierens erscheinen zu lassen. »Ist die erotischste Stelle eines Körpers nicht da, wo die Kleidung auseinanderklafft?«[13] fragt Roland Barthes und erfaßt darin jene Transformation, die Kleidung und Fleisch zu sinnlich vorstellbaren, aber nicht eigentlich wirklichen Elementen macht. Statt sie direkt zu berühren, streift sie das Auge und veranlaßt derart, daß das Körperbild ein Modell bleibt, an dem sich Phantasie und Wunsch vollenden dürfen. Die sichtbare Haut gilt dem Voyeur immer für die zweite Haut (als erotische), wie auch seine Erfahrungen solche aus zweiter Hand bleiben, in denen er sich nicht verliert, sondern ohne Einsatz der eigenen Person alles besitzt, was er nur begehrt.

Das Gefühl der Mittelbarkeit produziert den Körper neu und hält ihn als seine eigene Vorstellung jederzeit verfügbar. Wirklichkeitsverlust schafft hier Phantasmen, denen gegenüber der Voyeur sich als omnipotent erfährt, weil er sie nach seinem Gusto lustvoll zu organisieren vermag. »Nicht die Geliebte, die entfernt ist, sondern Entfernung ist die Geliebte«[14], hat Karl Kraus gesagt und damit jene Aneignungsform auf den Punkt gebracht, der Illusion wichtiger als Erlebnis wird. Ludwig Klages und Sigmund Freud haben aus unterschiedlichen Perspektiven dieses Phänomen als »Fernliebe« beschrieben. Für den Kosmiker und Irrationalisten Klages sind Sexus und Eros schlechthin nicht zu vermitteln. Während dieser ein auf die Eroberung des Lustobjekts gerichteter Trieb ist, der am sinnlichen Besitz Befriedigung findet, erscheint der Eros im Gegensatz dazu weder als Trieb noch als Form der Bedürftigkeit, sondern, wie Klages schreibt, als ein Zustand der »vollkommenen Wollust«[15], dessen Agens die Distanz bleibt, in der sich das begehrte Wesen befindet. Verdinglicht der Sexus sein Liebesobjekt im Vorgang der physischen Inbesitznahme, so wirkt der Eros einer Entzauberung der Welt entgegen, indem er die Wirklichkeit unberührt läßt und sich mit dem Prinzip der Ferne begnügt, das nach Klages der eigentliche Rausch, die wahrhaft »kosmologische« Ekstase ist. Diese Dichotomisierung des Liebeslebens stellt für Freud eher ein allgemeines Kulturleiden dar, welches zur Beschränkung der Objektwahl führt und das Objekt selbst als idealisiertes oder bloß sexuelles isoliert. Auf der einen Seite steht dann sinnliches Begehren, auf der anderen »erotisch unwirksame Zärtlichkeit«[16], die sich in der Phantasie ansammelt und im Tagtraum sich einkapselt. »Wo sie lieben«, schreibt Freud, »begehren sie nicht, und wo sie begehren, können sie nicht lieben. Sie suchen nach Objekten, die sie nicht zu lieben brauchen, um ihre Sinnlichkeit von ihren geliebten Objekten fernzuhalten.«[17]

Der Kontakt auf Distanz, den der Blick sicherstellt, paßt in dieses Schema schwerlich hinein, denn bei ihm geht es so wenig um Liebe wie um physischen Besitz. Die Körper, die er sich vorstellt, die er abtastet und zärtlich oder aggressiv berührt, sind ihm nurmehr der Anlaß, seine eigene Macht zu erfahren und in der Verzauberung durch Blendung zu besitzen, was eigentlich unerreichbar ist. Wie die Mode und die Bilder Räume für Schau-Lüste entwerfen, so erfährt der voyeuristische Erotomane in ihnen die Ekstase der unbeschränkten Aneignung von Körpern und Stoffen. Unvergleichlich erregender als der tatsächliche Akt der Vereinigung ist für Swann, Castorp und ihre Wahlverwandten dessen Imagination auf dem Terrain phantastischen Ausmalens, und im Anschluß an die tatsächliche Erfüllung ihrer Begierden bleibt ihnen nichts als die Melancholie des abgespannten Rück-Blicks, in deren Schatten sie erfahren, daß man da nur besitzt, wo man schaut, ohne zu berühren.

5.

Wir sehen alte Filme, und es fällt uns schwer, das, was wir Jahre früher schön fanden, jetzt als attraktiv zu entziffern. Die Frisuren wirken lächerlich, die Kleidung erscheint wie eine Travestie verlorener Aktualität, selbst die Gesichter und Körper sind merkwürdig dem Heute entrückt, Masken, die wir nicht mehr mögen, weil sie ein Stil produziert hat, mit dem wir nichts zu tun haben möchten. Ein wenig beklommen fragen wir uns, ob solche Einschätzung denn überhaupt statthaft sei: Waren wir damals, als wir das visuell genossen haben, verblendet und geschmacklos, oder sind wir es jetzt? Und warum finden wir heute Dinge, die wir vor Jahren für abstoßend oder zumindest lächerlich hielten, plötzlich interessant und aufregend? Es scheint offensichtlich: die Autonomie des Geschmacks ist eine Erfindung der gleichen Mode, die für uns Stoffe und Körper entwirft, damit das Verlangen nicht still wird und unsere Sinne erregbar bleiben. Denn erst das vom Verbrauchten Verschiedene reizt Augen und Geschmacksnerven, macht sie neugierig, lüstern und schmachtend; schließlich meint das Wort »Sensation« die sinnliche Empfindung und den überraschenden Höhepunkt zugleich: auslösendes Moment und Reizwahrnehmung werden darin eins.

Beim System der Mode wäre zu berücksichtigen, daß es eine Antriebs- und Beschleunigungsenergie aufbringt, die dafür sorgt, daß »schön« wirkungsidentisch mit »neu« ist, und zwar insofern, als das Neue immer gleichzeitig das Schöne vorstellt und somit dieses sich einverleibt. Wenn aber »neu« Synonym von »schön« wird, dann verlagert sich diejenige Instanz, die festlegt, was als »schön« zu gelten hat, von der Seite des Subjekts in ein zuverlässig bestimmbares Zentrum. Was »neu« ist, läßt sich leichter ausmachen als das, was »schön« ist: es ist dasjenige, das anders ist als das Alte. Indem »neu« mit »schön« gleichlautet, wird das Ästhetische signifikant. Im Bereich der Mode erscheint es nicht nur, wie Kant schon wußte, unabhängig von einem zum Schön-Sein disponierten Träger, es ist auch bar aller anderen Eigenschaften bloß im Neu-Sein bestimmt und als solches wirkungsmächtig.

Unbezweifelbar bleibt die Lust, mit der wir am Wechselspiel ästhetischer Erscheinungen teilhaben, unbezweifelbar auch der Reiz, den das Oszillieren zwischen Stilformen und Bildern auf unsere Sinne ausübt. Zu verurteilen wären Augen-Schein und Freude am trügerischen Zauber des schön Verpackten nur aus der Sicht derer, die von ästhetischen Objekten allein Erkenntnis erhoffen und ihre Existenz einzig durch diese epistemologische Funktion zu legitimieren wissen. Nicht zufällig ist der Hedonismus von fast allen Philosophen, außer vielleicht von Sade und Fourier, in Bausch und Bogen verworfen worden (übrigens auch von Nietzsche, dessen berühmter Satz, die Welt sei nur als ästhetisches Phänomen zu rechtfertigen, weniger auf Hedonismus als auf dionysisch-willensmäßige Neuschöpfung zielt).

Noch stets hat die Denker irritiert, was nur für sich selbst besteht und ohne Bezug auf höhere Bedeutungsschichten zum lustvollen Verbrauch bestimmt ist. Auch Kants Begriff des interesselosen Wohlgefallens beruht ja auf der Annahme, daß es jenseits der Sphäre einer zersplitterten Rationalität Strukturen von zusammenhängendem Sinn gibt, die als ästhetische einen Zerfall der Wirklichkeit verhindern und die Einheit des Erkenntnissubjekts garantieren sollen, indem sie das Wiedererkennen vor dem Hintergrund einer endlichen Harmonie der Erscheinungen erlauben und diese auf eine ursprüngliche Wesensform verpflichten. Demgegenüber erschüttert der Hedonismus und sein wichtigster Agent, die Mode, den zwanghaften Glauben an die epistemologische Qualität des Schönen, indem er sich vom Erkenntnisbegriff gänzlich löst und seine Träger als virtuell schon verbrauchte ausstellt; gerade deren Neigung zum alsbaldigen Verschwinden, ihre Kurzlebigkeit und Disponibilität verunsichern den Systematiker und nötigen ihn zur Kritik am reinen Schein.

Sofern überhaupt über Mode nachgedacht wurde, geschah das im Rahmen gesamtgesellschaftlicher Analysen und Modelle, die oft bloß umständlich nachwiesen, was jeder wußte. Soziologen und Rechtsphilosophen wie Rudolf von Jhering, Georg Simmel oder Egon Friedell haben es unternommen, die Mode als Mittel gesellschaftlicher Differenzierung zu interpretieren und ihre Entwicklungsgesetze zu erfassen. Während die erste Funktion, die der schichtenspezifischen Selektion, bis in unsere Tage hinein, freilich immer komplizierter und auch apokrypher, wirksam geblieben ist (man denke an die ästhetische Differenz zwischen Haute Couture und Warenhaus-Kollektion), bleibt es ein die aufgeklärten Analytiker immer wieder quälendes Problem, nach welchen Prinzipien das Neue in der Mode eigentlich hervorgebracht und gestaltet wird. Einer der befremdlichsten Lösungsversuche zu dieser Frage wurde in den vierziger Jahren von dem amerikanischen Soziologen A. L. Kroeber vorgelegt.[18] Anhand einer Studie über die Stilentwicklung der Frauenmode seit dem Beginn der Moderne will Kroeber zeigen, daß die scheinbar willkürliche Entwicklung der Mode Gesetzen gehorcht, die sich dann offenbaren, wenn man eine bestimmte Anzahl von Beziehungen zwischen den verschiedenen Bekleidungselementen ermittelt. Diese Beziehungen sind in Form mathematischer Funktionen ausdrückbar, deren bezeichnete Werte in einem gegebenen Augenblick die Grundlage für eine Voraussage bieten und Rückschlüsse auf die künftige Kombination einzelner Versatzstücke zulassen. Als rechnerisches Verfahren wird dabei die Trendextrapolation verwendet, wie sie von der Versicherungsmathematik für die Bestimmung sogenannter Übergangswahrscheinlichkeiten zur Ermittlung arithmetisch fundierter Wandlungshypothesen entwickelt wurde. Das von Kroeber vorgeschlagene Verfahren ist gemessen am Gegenstand eher absurd: der kritische Rationalist will sich nicht mehr mit metaphysi-

schen Erklärungen abgeben, sondern die ewige Wiederkehr des Neuen vorsätzlich entzaubern, um sich ihrem Bann zu entziehen.
Absicht solcher Verfahren ist zuallererst die Verendlichung von Prozessen, die sich dem aufgeklärten Blick als unabschließbare aufdrängen und ihn zur Schau-Lust verführen wollen. Jede Theorie, solange sie nur Überblick, nicht auch Berührt-Sein von ihrem Erkenntnisobjekt anstrebt, steuert in ähnliche Absurditäten wie das Kroebersche Modell. Wer über Mode und Hedonismus ohne das immer bestehende klammheimliche Vergnügen am Gegenstand handelt, der betrügt sich selbst um die Lust am Verstehen; im Klima der starren Vernunft gedeiht dann die traurige Wissenschaft.

6.
Kaum jemand erinnert sich heute noch an die amerikanische »Camp«-Kultur der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre. Diese Bewegung soll hier nicht ins Gedächtnis gerufen werden, weil sie in der Auswahl ihrer ästhetischen Maßstäbe besonders originell war, sondern weil sie, soweit ich sehe, zum ersten Mal in der Geschichte der Moderne das Prinzip der Reproduzierbarkeit künstlerischer Objekte zur Grundlage des Geschmacks machte. »Camp« war die Antwort auf die Frage: wie kann man im Zeitalter der Massenkultur Dandy sein? Das System, das man fand, wirkte relativ durchsichtig: man goutiert das Stilisierte, Manierierte nach einem eher willkürlichen Auswahlprinzip und erhebt das Zitat in den Rang einer ästhetischen Ursprünglichkeit. Einige Beispiele für »Camp«, die Susan Sontag nennt[19]: die Lampen des Glaskünstlers Louis Comfort Tiffany, das Brown Derby Restaurant auf dem Sunset Boulevard in Los Angeles, »The Enquirer«, Beardsleys Zeichnungen, »Schwanensee«, Bellinis Opern, Postkarten der Jahrhundertwende, Buñuels »Un chien Andalou« und »L'age d'or«, Passagen aus Filmen Clouzots und Kon Ichikawas, die alten Flash-Gordon-Comics.
Absicht war es, durch ästhetische Objekte der Langeweile den Garaus zu machen. Darin kommt »Camp« mit dem Dandy alten Stils überein; freilich sucht dieser seiner Schwermut und dem ennui vermöge des Auserlesenen, Einmaligen zu entkommen, er haßt das Reproduzierte, das Imitat und die Epigonen: gerade diejenigen Merkmale, die für »Camp« verbindlich sind. Während als »campy« vor allem galt, was wiederholbar und ein wenig verbraucht war, pflegte der Dandy einen äußerst subtilen Umgang mit der ästhetischen Norm. Jules Barbey d'Aurevilly schreibt in seiner Untersuchung über den Prototyp des Gents, George Brummell: »Der Dandyismus tändelt mit der Regel und respektiert sie dennoch. Er leidet unter ihr und rächt sich an ihr, während er sich ihr fügt, er beruft sich auf sie, während er ihr entschlüpft, er beherrscht sie und läßt sich von ihr beherrschen.«[20] Der Dandy lebt nicht nur durch die Gesetze der Mode und des guten Ge-

schmacks, er verfügt auch über sie wie kein anderer, indem er spielerischen Umgang mit ihnen pflegt, sich ihrem Diktat nicht vollends unterwirft, sondern im System des Wechsels die Repräsentation einer Idee aufscheinen läßt, deren Substrat ein formal Höheres sein will als das der Masse.
Während »Camp« die Macht der kulturellen Regeln akzeptiert und ihnen Lust am Zitat abgewinnt, muß der Dandy sein Verhältnis zur Mode so ins Gleichgewicht bringen, daß er deren Gesetze in einem produzieren wie reproduzieren kann. Damit ähnelt er dem Schauspieler im Umgang mit seiner Rolle, in der er nicht verschwinden und dennoch nicht er selbst sein darf. Von Oscar Wilde berichtet sein Freund Sherard, daß er gerade unter Bühnenkünstlern, etwa in der Clique des berühmten Henry Irving, dessen Manager der »Dracula«-Erfinder Bram Stoker war, seine erbittertsten Feinde und Kritiker hatte. Sherard erklärt das treffend mit der Abneigung, die der echte Schauspieler beim Anblick eines Dilettanten hegt, der auf der Bühne des Lebens agiert und zwischen Sein und Schein nicht trennen mag, weil, wie es ironisch in *An Ideal Husband* heißt, das Natürliche eine Pose ist, die man auf Dauer kaum durchhalten kann.
Gemeinsam ist der »Camp«-Bewegung und dem alten Dandyismus, daß sie Lebensüberdruß und Langeweile mit ästhetischen Argumenten zu kultivieren trachten. Die Wirklichkeit soll gleichsam inszeniert werden, so wie Paul Poiret, der Pariser Mode-Zar der Belle Epoque, nicht eigentlich Damentoiletten schuf, sondern Theaterkostüme zu einem maßlosen Traum- und Märchenstück. Was den neuen Hedonismus der achtziger Jahre mit »Camp« verbindet, das ist die Lust am Schein, der eher zitiert als neu geschaffen wird. Von »Camp« hat die ästhetisch-geschmäcklerische Avantgarde dieser Tage genauso wie die Subkultur eine Aneignungsform geerbt, unter deren Gesetz die verschiedenen Kultobjekte zirkulieren, in deren Namen sie montiert und durch Perzeption verbraucht werden. Wiederholung und Nachahmung, die gefährlichen Klippen, an denen der Dandy sich zu bewähren hatte, sind hier keine Tabus mehr, sondern gehören als feste Bestandteile zum Prinzip des Neuen, ob es nun um die Comics von Chess Adams und Waechter, John Cages Klänge, die Punks oder Russ Meyers Filme geht.
Der Begriff der Avantgarde ist heute stärker denn je auf den des Zitats umgepolt worden. K. H. Bohrer hat diese Verschiebung an der charakteristischen Differenz zwischen »New Culture« und »Popular Culture« festgehalten.[21] Die ästhetischen Praktiken der amerikanischen Beat-Generation der sechziger Jahre, das »grausame Theater«, die Inszenierungen des schockartigen Happenings, die Techniken des Underground-Films und der ersten synthetischen Klangexperimente waren Rückgriffe auf das kulturrevolutionäre Potential der klassischen europäischen Avantgarde, auf die Erfindungen von Antonin Artaud, André Breton, Marcel Duchamp, Max

Ernst, Man Ray oder Kurt Schwitters. Die Exponate von Bazon Brock bis Andy Warhol mit ihren objets trouvés und Ready Mades schockierten nicht so sehr durch ihre Neuheit, sondern eher durch die Raffinesse und bis zur Banalität gehende Frechheit, mit der sie Kombinationen und Montagen vornahmen. Bemerkenswerterweise ist den damaligen Beobachtern entgangen, daß hier eher mit dem Begriff »Avantgarde« gespielt, daß seine eigene Unmöglichkeit lustvoll vorgeführt und dokumentiert wurde, keineswegs aber jene Originalität gelang, die viele Vertreter der klassisch gewordenen »New Culture« erreichen konnten.

Mit Lust bekennt sich heute, wer mit Mode und ästhetischen Objekten spielt, zum Zitat, zur Formel des ewig wiederkehrenden Neuen. Was an Körperbildern, Stoffen und Klängen gerade entworfen wird, um die Sinne zu reizen, ist zuerst hedonistisch, blanker Schein und Vergnügen daran. Die Kritik an der vermeintlich entqualifizierenden Funktion solcher Inszenierungen vergißt allzuoft, daß Hedonismus nur die konsequente Antwort auf eine Mechanisierung der Avantgarde darstellt. Geschmäcklerisch zu sein und mit Wiederholung umzugehen ist bisweilen ehrlicher als jene analytische Rede, die Sinndefizite als Krankheitssymptome der Zeit beschwört und eilfertig übersieht, wie machtvoll Formen noch sind, solange sie in wechselnden Systemen und Serien zirkulieren, sich in Bewegung halten und neue Räume für sinnliche Aneignungsweisen aufzeichnen.

Was bedeutet das alles? Es läuft hinaus auf ein Schau-Stück, in dem der analytische Verstand nurmehr Rolle, Personal eines Spiels und nicht mehr Meister ist, in dem er als Akteur fungiert neben anderen. Auf der Bühne eines hedonistischen Theaters, wie sie zur Zeit in verschiedenen Zonen unserer gesellschaftlichen Aktivität aufgeschlagen wird, ereignet sich anstelle unmittelbarer Verständigung die Neuinszenierung uralter Stoffe und Mythen, die zum Bestand unseres Bewußtseins gehören und daher mehr sind als bloß Mummenschanz und Camouflage. Das derzeitige Vergnügen am Geschmack nimmt den Kampf zwischen der hybriden Selbstüberschätzung der Vernunft und der Lust am Unergründlichen und Zwecklosen auf einem Niveau wieder auf, das jenseits von Bedeutung und Aussage liegt. Es ist die Implantation einer Interpretationsvariante ins Bild geschichtlich sedimentierter Erfahrung, die da nicht die letzte, einzig gültige sein will, wo wir bisher auf Geschlossenheit der Sinnstrukturen verpflichtet waren; sie verheißt uns eine Reise durch die Serien der Wünsche und Utopien, aber nicht immer eine bloß vergnügliche. Einsehen werden wir dabei, daß die Formen uns beherrschen, weniger die Inhalte, und daß die Inszenierung neuer Bedeutungen in selbstgenügsamen Bildern kein Zurückweichen des Verstandes impliziert, sondern die Einsicht in seine begrenzten Möglichkeiten. Lernen werden wir, bisher vernachlässigte Serien zu erfahren, die die Ratio uns verboten hat. Wie verschlungen dieser Weg sein kann, das wußte schon

Kleist, als er in seinem Aufsatz »Über das Marionettentheater« schrieb: »Doch das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo offen ist.«[22]

Anmerkungen

1 Friedrich Nietzsche, *Werke*, Kritische Gesamtausgabe, hrsg. v. Colli und Montinari, München 1967 ff., Bd. VI.1, S. 12.
2 Georges Bataille, »Die Geschichte des Auges«, in: *Das obszöne Werk*, Reinbek bei Hamburg 1977, S. 7-57.
3 Maurice Blanchot, *Die wesentliche Einsamkeit*, Berlin 1959, S. 41.
4 Gert Mattenklott, *Der übersinnliche Leib*, Hamburg 1982, S. 89.
5 Ovid, *Metamorphosen*, Buch III, V.
6 Arthur Schopenhauer, *Sämtliche Werke*, Leipzig o. J., Bd. I, S. 269.
7 Vgl. Georges Bataille, a. a. O., S. 25.
8 Roland Barthes, *Im Reich der Zeichen*, Frankfurt 1981, S. 23 ff.
9 Marcel Proust, *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*, Bd. I, S. 364 f., in: *Werke in 13 Bänden*, Frankfurt/M. 1964.
10 Marcel Proust, a. a. O., S. 297.
11 Thomas Mann, *Der Zauberberg*, Frankfurt 1974, S. 182.
12 Thomas Mann, a. a. O., S. 385.
13 Roland Barthes, *Die Lust am Text*, Frankfurt 1974, S. 16.
14 Karl Kraus, *Beim Wort genommen*, München 1955, S. 27.
15 Ludwig Klages, *Vom kosmogonischen Eros*, München 1922, S. 35.
16 Sigmund Freud, »Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens«, *Gesammelte Werke*, Bd. VIII, Frankfurt 1969, S. 82.
17 Sigmund Freud, ebenda.
18 J. Richardson u. A. L. Kroeber, »3 Centuries of Women's Dress Fashion. A Quantitative Analysis«, *Anthropological Records*, 5,2, Berkeley 1940.
19 Susan Sontag, »Anmerkungen zu ›Camp‹«, in: *Kunst und Antikunst*, München 1980, S. 269-285, hier S. 271.
20 Jules Barbey d'Aurevilly, *Vom Dandytum und George Brummell*, München, Leipzig 1911, S. 28.
21 Karl Heinz Bohrer, »Die drei Kulturen«, in: *Stichworte zur ›Geistigen Situation der Zeit‹*, hrsg. v. Jürgen Habermas, Frankfurt 1979, Bd. 2, S. 636-671.
22 Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe*, hrsg. v. Helmut Sembdner, München 1965, Bd. II, S. 342.

Gödel, Escher, Bach: Abenteuerliche Grenzgänge durch die seltsame Welt des Denkens

Allzu selten begegnen wir einem Werk, das uns buchstäblich ganz neue Welten eröffnet, das durch die Tiefe seines Wissens, durch die Schönheit und spielerische Kreativität seines Stils besticht, dem es vor allem gelingt, höchst disparate und bislang unverknüpfte Perspektiven und Wissensgebiete miteinander zu verbinden und verständlich zu machen. „Gödel, Escher, Bach" – schon vor seiner Veröffentlichung Gegenstand eines lebhaften öffentlichen Interesses – ist solch ein Buch.

Ein brillanter junger Computer-Wissenschaftler benutzt amüsante, paradox-surreale Dialoge, die Bilder Eschers, die Musik Bachs und ebenso eine Fülle von Ideen aus so unterschiedlichen Gebieten wie Logik, Biologie, Psychologie, Physik und Linguistik, um eines der größten Geheimnisse der modernen Wissenschaft zu illuminieren: unsere offensichtliche Unfähigkeit, die Natur unseres eigenen Denkens zu verstehen.

Hofstadters Grenzgänge durch das menschliche Bewußtsein und die Welt der „denkenden" Maschinen sind eng verknüpft mit alten klassischen Paradoxien, mit den revolutionären Entdeckungen des österreichischen Mathematikers Kurt Gödel, mit den Möglichkeiten der menschlichen Sprache, mathematischen Systemen, Computerprogrammen oder menschlichen Artefakten, denen es gelingt, in einer unendlichen „Spiegelung" ihrer selbst über sich selbst zu sprechen.

Wer sich lesend auf dieses Buch einläßt, begibt sich auf eine Reise durch die Wunderwelten des menschlichen Geistes, eine Reise, auf der er Abenteuer in Hülle und Fülle zu bestehen hat und von der er als ein anderer zurückkehren wird.

ca. 900 S. Ln. m. Sch. DM 48,–
ISBN 3-608-93037-X
Klett-Cotta

Isolde Schaad
Zürcher Abgeschmecktes

Prolog

Wie die moderne Erdbeere zu schmecken hat, das bestimmt heute weltweit verbindlich die Flavourindustrie: die auf lokalem Mist gewachsene Beere hat keine Chance gegen ihre internationale Konkurrenz. Es wundert nicht, daß diese Fruchtapologie einen führenden Zweig dort hat, wo Neutralität nicht nur ein Geschmackskriterium, sondern auch ein politisches Bekenntnis ist: in der Schweiz und ihrem merkantilen Zentrum in und um Zürich (die Givaudan, eine Tochter der Hoffmann LaRoche, Großchemie, Basel, befindet sich in Dübendorf bei Zürich).
Man könnte die Neutralität auch appetitlicher die eidgenössische Geschmacksdemokratie nennen. Für diese sorgen die Vorschmecker der Migros, des größten landeigenen Lebensmittelunternehmens, das im Zuge der Zeit aus seiner eigenen Überzeugung herausexpandierte; aus dem sozialen Kapital, das nach dem Firmengründer Gottlieb Duttweiler der breiten Bevölkerung höhere Lebensqualität ermöglichen sollte. Die breite Bevölkerung ist mittlerweile die anspruchsvollste der Welt, weshalb die Migros ihren Vorschmeckern die Vorvorschmecker beigesellt hat, um eine höchste Qualitätsselektion zu garantieren. Mit vereintem Geschmack, der nach Leitfaden für die Fähigkeit steht, ästhetische Entscheidungen zu treffen, gem. Allg. Grundlagen der Sensorik, DIN 10 950, sorgen sie dafür, daß die gemeine Ölsardine mit jeder anderen gemeinen Ölsardine übereinstimmt, damit keine die gemeinste sei. Die Vorvorschmecker, die jede eigenheitsverdächtige Sardine, die sich diesem freßpolitischen Demokratieverständnis widersetzt, schon im Labor hinauskomplimentieren, werden ihrerseits unterstützt von den Lebensmittelinspektoren am Zoll, die jeden unbefugten Sardineneintritt in die eidgenössische Geschmacksdemokratie verhindern.

1.
In Zürich, der puritanischen unter den Städten (von *pur* = sauber), soll es schmecken, darf aber nicht riechen, weshalb Zürich den Geruchssinn durch den Geschäftssinn ersetzte, da dieser ›non olet‹. Er trat in die olfaktorischen Fußstapfen beziehungsweise Nasennerven jenes rechtzeitig vom französischen Aufklärer Buffon als animalisch denunzierten Sinnes und erschuf die zürichspezifische Wertkohärenz von Geschmack und Portefeuille. In der

Maßeinheit ›Mode‹ kommt sie zum blühenden Ausdruck. Der siebte Sinn Zürichs ist der modische und inszeniert den Genuß als Frage der Form, des Effekts und der Wirkung. Nirgends in der Welt ist das Gute so sehr das Gutaussehende, und das gilt auch für eine Strömung der Cuisine, die nouvelle genannt wird, im Grunde aber den postmodernen Ausklang der Haute Cuisine des Jahrhunderts darstellt. Man schickt sich erneut an, sich zu einem fin-de-siècle zu spreizen. Wo andere Städte eine Willensbildung oder einen Geschmack haben, da hat Zürich das Styling gegen die herrschende Weltlage.

Es herrscht die Weltuntergangsstimmung, aber es wird gekocht und gegessen in Zürich. Wenn Zürich gegessen hat, was es mariniert, peliert, sautiert, blanchiert, pochiert, braisiert, garniert, tranchiert hat, dann addiert, registriert und kassiert Zürich, rechnet ab und quittiert dankend. Die Zürcher Gaumenästhetik, um einen angenehmeren Ausdruck einzuführen, soll nach Kosten und Köstlichkeit ausgewogen sein, weshalb in der dichtbesiedelten Region die Bodenpreise auch schon empfindlich auf den Tellerservice drükken und aus räumlich verständlichen Gründen in die Vertikale schnellen, um die Geschmacksdichte entsprechend zu komprimieren: je weniger, desto teurer. So ein Menu der neusten Stimmung im Westen hat etwa drei Bissen pro Gang und kommt mit drei bis vier Gängen bei einem Tellerinhalt von ungefähr 12 Kubikzentimetern auf den Preis von 120 bis 150 Franken (etwa 200 DM). Der mit lieblichem französischen Gewässer genetzte Bissen kostet um die 12 Franken, wobei sich die Gesalzenheit lediglich auf den Preis bezieht.

Die Regisseure des Schönguten haben oft einen höheren Hang zur Kunst, sie sind Restaurateure und gleichzeitig Inhaber von Galerien, sie sammeln Kunst und Antiquitäten. Daher ist die ästhetische Verwandtschaft einer Gemüse-Terrine der Nouvelle Cuisine mit einer Lalique-Brosche des Art Déco kein Zufall. Sie liegt, statt kristallin, einfach flaumgelb und salmflauschig auf Preiselbeersamt in ihrem Prozellanbett mit Brunnenkresse. In der Konsistenz verfremdet, wie eine Hommage an Claes Oldenbourg: das Harte im Blick wird das Weiche im Gaumen, das Feste ist das Sämige, eine zu Schaum zerfließende soft-ware, die im Mund stilgeschichtlich näher bei der Pop-art weilt. Die ›mariage de loup de mer avec le saumon en champagne‹: ätherisch/fließend/gaumenarkadisch/unterkühlt/im Aggregat eines Andersen-Märchens. Die Nouvelle Cuisine liebt das Meer wie einen funkelnden trousseau. Wo sie an Land kommt, gerät sie feister und pompös zu einer, ja, ein großes Wort, zu einer Apotheose des Natürlichen: Sie weidet das Lamm an den vom Meer gesalzenen Gauen der Manche zu einem Überlamm (agneau pré-salé). Sie stopft die Gans mit Maiskörnern zu einer Hypergans, deren foie gras de Strasbourg bis zu zwei Kilo anschwillt, sie mariniert und zitroniert das Huhn zu einem Superhuhn. Und das Superhuhn

setzt nun den Maßstab für sämtliche normalen Hühner, die gegen ihren Superlativ der Nouvelle Cuisine nichts mehr ausrichten.
Die Eßkunstgesellschaft nimmt teil an einem multimedialen Akt, den die Restaurateure und ihre Leibgarde unter Führung des maître-de-service wie einen pas-de-deux inszenieren. Die Kellner, einer pro Gast, servieren wie in einer Karikatur von Daumier, Ferse bei Fuß, Teller-Haube gelüftet und simultan den Namen des gelüfteten Gerichtes hersagend: dem Herrn ein cordon-bleu de poisson en champagne, der Dame eine foie de Bresse, marinée en oseilles. Eine Dramaturgie, die der Eßkunstgesellschaft in regelmäßigen Abständen ein vollmundiges, reichbukettiertes Ooooh entlockt. Manchmal kann das auch eine Prise Entrüstung enthalten, wenn die Neigung zur Verfremdung, zum Illusionistischen und zum ironischen Zitat, welche die postmoderne Küche entwickelt, in einem sanften Klassendünkel mit der Mittagskost der Angestellten schäkert. Bei Ueli Steinle gibt es ein Gericht, das in der Glätte eines Fischweichbildes plötzlich eine panierte Bröselspur aufweist, wie die Brandmarke eines Schweins. Sein cordon bleu de poisson schäkert zum Preis von etwa 60 Franken mit dem Schni-po (Schnitzel/Pommes frites) des Lohnempfängers, inszeniert die unendliche Kluft zwischen dem Essen als Ereignis und dem Essen als Verpflegung.
Das Essen als Ereignis: ein elysischer Sinnenprozeß, aus der olfaktorischen Zone der Nüstern ins Auge gehend, über die Hypophyse in den sensorischen Gaumentrakt zitternd, jede Fiber des Geschmacksepithels Genuß absondernd, welcher als Wortpuder durch den Mund wieder entweicht. Die Eßkunstgesellschaft versucht, das Gericht, das ein Gedicht ist, in seiner sibyllinischen Wesenheit zu enträtseln, indem sie es ein Menu lang wie ein Tellerexponat interpretiert. Feinschmecker verstehen etwas vom Kochen, aber sie wissen nie, was sie essen, denn die Nouvelle hält sich in diesem Punkt an die Tradition, die in der römischen Kaiserzeit entstand: Das Rezept ist geheim, keiner weiß, was er ißt.
Die Eßgesellschaft, die wir im folgenden bei dieser Aufgabe belauschen, besteht aus Jacques, 52, Psychoanalytiker mit florierender Praxis, seiner 44jährigen Gefährtin Mireille, Galeristin, dazu Art Director Mäge mit Grit, 39, Cutterin beim Fernsehen, ferner Arthur, Kunstpublizist, 53, und Art genannt. Sie essen Gemüse-Terrine, sautierte Gänseleber mit Kiwi, die erwähnte mariage oder das erwähnte cordon bleu de poisson als Hauptgang. Der Wein ist ein Sancerre.
Grit: Wie schön das aussieht, Spitze! Die Gänseleber zerfließt auf der Zunge, wie lötiges Fleisch: total erotisch, fast wie eine Vulva.
Mäge: Diese Assoziation habe ich eher bei moules marinieres oder natürlich bei Austern. Aber von der Konsistenz her ist es tatsächlich eine weibliche Delikatesse. Interessant, daß der Kellner betont hat, es sei *keine* Stopfleber, damit wir gar nicht erst ans Nudeln denken, wo die Leber durch Mast

erweitert wird: Die armen Gänse bekommen einen Trichter in den Schnabel und müssen möglichst ohne Bewegung Spezial-Maiskörner schlucken.
Mireille: Eigentlich pervers, was wir da fressen – eine Geschwulst.
Jacques: Du siehst das immer so moralisch. Jede Kultur hat doch solche exzessiven Freßriten. Ich sehe das viel praktischer. Diese Leber ist *natürlich*, da kannst du beruhigt sein. Sie stammt aus der Bresse, der Geflügelzucht-Region Frankreichs, die für Spitzenqualität steht. Da kommen auch die berühmten Bresse-Poularden her, das sind speziell gemästete Hühner. Der Negus könnte dir stundenlang davon berichten, der ist ein Kenner.
Art: Jedenfalls war das auch fürs Auge poetisch. Die Kombination süß-sauer kommt doch sonst eher in der chinesischen Küche vor. Das geht vom Pikanten zum weichen, süßlichen Ausklang, wie ein Akkord. Das Größte (s'Gröscht) finde ich die Kombination Kiwi-Preiselbeere-Gänseleber, einfach Spitze, sensationell.
Jacques: Das ist der Kodex der Nouvelle Cuisine, das Fette wird mit dem Fruchtigen kontrapunktiert, zum Beispiel mit Himbeeressig. Gänseleber ist ja sehr fett, deshalb serviert unser Chef die Kiwi dazu, als speziell gaumige Fruchtigkeit. Das ist also keine Höchstleistung des Hauses, sondern üblich in der Haute Cuisine. Was die hier wirklich beherrschen, ist, das Elementare der Speise groß rauszubringen, wobei die Minze natürlich noch eine Top-Rolle spielt.
Mireille: Eigentlich lustig, daß die Superküche der Privilegierten ebenso vorgeht wie die Proletenküche, wo man schon immer Rösti mit Apfelmus kombiniert hat, oder Leberwurst mit Apfel, also herzhaft und fruchtig, und zwar aus ökonomischen Gründen. So originell ist diese Super-Cuisine also gar nicht. In der Normandie gibt's das ja auch, und auch in der norddeutschen Küche, also in eher kalten Regionen.
Art: Ja, aber hier spielt das Optische eine Rolle, diese Kombinationen werden wie Kunstwerke serviert. Superästhetisch angerichtet, das hat es bisher noch nicht gegeben. Mich erinnert es an die Fluxus-Kunst. Die Preiselbeersauce, in der die Leber schwimmt – dazu ist mir das Bild einer von Nitsch geschlachteten Gans eingefallen: das Produkt einer Ritualschlachtung liegt in seinem Blut auf dem Teller. Das hat für mich etwas Kultisches, Religiöses. Essen ist immer verbunden mit den letzten Dingen.
Mäge: Auf mich wirkt es eher geil, obwohl als Geilheit zu stilisiert.
Jacques: Nonsense, das ist doch eher ein Augenschmaus für verdrängte Triebe. Sublimationsküche, die vom Optischen her in den Unterleib hineinwirkt. Das große Credo der Nouvelle heißt: Essen muß ein künstlerisches Ereignis sein.
Art: Also, hier haben wir die Kombination Karminrot, Tannengrün und Lederhosenbraun. Schrill, einfach schrill.
Mireille: Lederhosenbraun! Darauf steh ich. Spitze. Und diese Leber, wie

die stromlinienförmig hindrapiert ist: ein Top-Arrangement. Schnittig gestylt, im Preiselbeerblut und mit Kresse bekränzt.
Mäge: Kiwi hast du vergessen, das ist der neue Modefurz, der schon in die Trivialküche eingefahren ist. Kiwi hat in der Nouvelle Cuisine von Anfang an eine Rolle gespielt, sicher wegen dem Styling. Dieses sauersüße Fruchtaroma ist ein Allerweltsabschmecker. Also ich halte Kiwi für überholt.
Grit: Du bist ein Snob. Im »Archestrate« in Paris haben wir einen hervorragenden Fruchtsalat mit Kiwi gegessen. Ich finde, das ist eine geschmacklich interessante Frucht, zum Beispiel mit frischen Pfefferkörnern.
Mäge: Okay, sagt der Negus auch, ich sei ein Snob. Man kann ja nichts dagegen haben, wenn jetzt auch die Normalfresser Kiwi und Avocados auftischen. Aber die Überbewertung des Optischen in der Haute Cuisine ist doch amateurhaft. Für mich sind immer noch Geschmack und Konsistenz der Ware entscheidend. Daran erkennst du den echten Kenner, der befaßt sich zuerst und hauptsächlich mit der Konsistenz, das hast du beim Negus gesehen.
Mireille: Du mit deinem Nouvelle-Guru. Und jetzt soll die Kiwi, die zuerst das Größte war (s'Gröscht), auf einmal out sein und das Optische amateurhaft. Da komme ich nicht mehr mit, Schatz.
Jacques: Das Gaumenhaptische hat hier nicht die Morbidität wie bei Witschi. Dort hatte ich den Eindruck, in das riesige Weichteil eines überzüchteten Tieres zu beißen. Die Stopfleber ist ja größer und weicher als diese Bresse-Leber.
Art: Vom gaumenhaptischen Thrill her erinnert mich das hier eher an die pelzige Bacourifrucht, die ich mit Peter damals im Belém gegessen habe. Du schälst die Frucht und triffst auf einen Pelz, als wäre außen innen und umgekehrt. Das Aroma war nicht so sensationell wie die Konsistenz, und auch diese Leber lebt doch mehr von der Konsistenz als vom Aroma.
Mäge: Ich fand die Leber von der Konsistenz her eher schlüpfrig. Sie setzt mir keinerlei Widerstand entgegen, sondern löst sich vollständig auf in Gallerte, die in den Gaumen hineinkriecht. Sie hat etwas widerlich Unterwürfiges, diese foie de Bresse de luxe.
Jacques: Die Leber vom Witschi war eher lasziv verglichen mit Steinles Leber hier. Die erinnert mich, jedenfalls in der Konnotation, weniger im Aroma, an die Lamelle eines weiblichen Geschlechtsteils, wobei das knusprig Gebratene dieser Vorstellung einen eigenen Reiz verleiht.
Mireille: Du Kannibale!
Jacques: Leber *hat* für mich etwas Kannibalisches!
Grit: Typisch, daß den Freaks der Nouvelle immer die weiblichen Geschlechtsteile einfallen, kulinarisch. Die Nouvelle ist einfach sexistisch, nie bekomme ich einen Phallus zu fressen. Und der zweite Gang hier, wie belieben den der Cuisinier zu nennen? »Mariage aux fruits de mer au cham-

pagne blanc«. Jetzt wird's aber sehr biedermeierlich in dieser Küchen-Semiotik.

Art: Aber das hat doch eine größere Dimension, Grit.

Grit: Ich assoziiere wirklich den Brautschleier, und dieses Arrangement mit dem Schaum, das ist im Unterschied zur Leber richtig keusch, wie die kleine Meerjungfrau in Andersens Märchen.

Mäge: Die Idee ist, daß die stark geschlagene und mit Butter montierte Champagnersauce die Meeresgischt darstellen soll.

Art: Das visuelle Moment ist ebenso stark wie das sensorische, das ist schon fast eine Abstraktion vom Gaumenerlebnis. Neu ist bloß die bewußte Stilisierung beim Anrichten, das Inszenatorische. Es ist eine inszenierte Küche, stark beeinflußt von der japanischen. Auch das Rohe, das ›cru‹ darin, die Gemüse und Fische peu cuits stammen aus der japanischen Küche. Verglichen mit der original Sushi-Platte, die der Max Kehl stark imitiert, ist das natürlich eine Grobheit, dieses cordon bleu de poisson. Bei den Japanern wäre so ein Fisch-cordon-bleu ein feinst ziseliertes Filigran in Seetang auf Reisklößchen. Da sind wir mit der Nouvelle immer noch Barbaren.

Mireille: Aber die Exotismen hier sind doch bemerkenswert. Dieser kanadische Wildreis zum Beispiel, der gar nicht aus der Reisfamilie stammt, aber unter den Langkornreis gemischt wird, um ihn zu verwildern. Übrigens enorm teuer, dieser Wildreis.

Jacques: Du mußt auf die Konsistenz achten. Im Gegensatz zur Grande Cuisine wird in der Nouvelle auch der Fisch nicht à point gekocht, sondern peu cuit, fast roh serviert. Banausen lassen diesen fast rohen Fisch dann als ungenießbar zurückgehen.

Mäge: Der Eigengeschmack der Gemüse ist stark akzentuiert, viel prägnanter als die Fischstückchen. Die Gemüse setzen einen geschmacklichen Kontrapunkt durch knackige Eigenheit.

Jacques: Dieses Fisch-cordon-bleu ist ein Phänomen. Ein kurz pochierter Baudroie mit Salmfiletfüllung, leicht paniert. Das ist erhabene Friture als ironische Anspielung auf die Trivialküche.

Mäge: Mir erscheint diese mariage parallelgeschmacklich. Die Partner zeigen wenig kulinarische Eigenständigkeit, keine Extreme, die sich touchieren.

Jacques: Evolutionsgeschichtlich wäre der Fisch doch eher primitiver als Fleisch, kommt in der Phylogenese einzellig vor, während das Fleisch bereits in die kannibalistische Stufe der mehrgeschlechtlichen Anziehung hineinlappt.

Mireille: Quatsch! Jetzt iß deine mariage und sei mal normal!

Art: Und der Wein! Wie ein ziselierter Eiszapfen oder ein Schwert aus Eiszäpfchen mit Fruchtkristallen, die auf der Zunge schmelzen. Der Sancerre muß ganz kalt sein, damit sich seine dezente Säurewirkung entfaltet ...

2.

Im Gold- und Geldküstenbürgertum der Zürichsee-Region wird jetzt der Abgesang auf Bocuse gekocht. Die Berufsgattin macht das wieder selbst. Beim Selbermachen wird das Gutaussehende, das ja krankhaft gut geworden war, wieder richtig gesund. Und das richtig Gesunde kann nur das Einfache sein. Nur: das Einfache riecht. Dagegen wirkt das neue Holzkohle-Traitement, dessen Fluidum wie ein sterilisierter Furz seinem Vorbild, der cucina povera, entweicht – in den neugescheuerten und frisch cheminierten Dachbalkenkomfort. Weil das Arme nicht riechen darf, kostet es viel. Aber das macht ja nichts. Das Apothekerhafte ist hier Maß- und Stileinheit einer durchprotestantisierten, enthexten mediterranen Kräuterküche. Der ›aceto balsamico‹ kostet just so viel, wie das Eichenfaß, in dem er gärte, alt ist: geradeaus 100 Franken der Deziliter. Der Ziegenkäse aus den Abbruzzen ist hingegen von seiner Ziegenhaftigkeit vollständig zu entrinden, damit das volle Aroma seiner Käsigkeit im Munde reift. Das Holzkohle-Traitement empfiehlt, das Kochgut nur mit der Fingerkuppe zu touchieren, damit der Nagellack nicht an den Klüften der Sellerieknolle zerschellt. Das Teigbrühen sollte vor sich gehen wie eine Kulinar-Maniküre.

Das Gespräch in der Attika-Küche des Privatkochkurses knistert wie eine frische Holzofenbrotkruste:

»– einen Teig müssen Sie einfach üben, täglich üben, Frau Marthaler, auch der Springroll-Teig muß die richtige Konsistenz kriegen, und die schaffen Sie nur mit der Hand. Das ist wie mit der italienischen Pasta. In Italien läßt mich meine Ziehmutter immer Pasta machen, sieben Tage lang, damit ich das richtige Pasta-Gefühl bekomme.«

»Für Gänseleber brauchen Sie einfach kalte Hände, Frau Kümmerli, mir schlüpfen sie auch immer durch …«

»… dafür haben wir doch jetzt Granit-Platten in der Einbauküche, damit Gänseleber zum Beispiel kühl und leichter zubereitet werden kann, Herr Karrer.«

»Granit, ja, das ist in, ich weiß, ist aber nur relativ kalt, nicht in der gänselebergemäßen Temperatur jedenfalls.«

»Dann haben Sie die Ihre nicht von Erb polieren lassen, es gibt nur einen Küchengranitplattenpoliteur in Zürich, der die gänselebergerechte Granitpolitur herstellen kann.«

»Ich habe einen Teighygrometer anfertigen lassen, der bestimmt die richtige Pasta-Feuchtigkeit einer Küche; sehr zu empfehlen, nicht billig, aber lohnend, Frau Bruppacher.«

»Also wissen Sie, Herr Karrer, ich habe einfach keine richtige Beziehung zur Springrollenkonsistenz herstellen können, tut mir leid …«

»Ganz unter uns gesagt, Frau Kollbrunner, mir schmeckt nichts besser als die mit frischen Gartenkräutern parfümierte Brotsuppe meiner Angelina in

der Toscana, die kriegt so eine Armeleuteküche hin, daß jeder Feinschmekker staunt.«
»Und dazu gehören gewiß Ihre berühmten sonnengetrockneten Tomaten, Herr Karrer, wann sind die denn wieder fällig?«
»Schauen Sie, Frau Gruppacher, ich kann meinen Mann in der Toscana nicht drängen. Sie müssen bedenken, mit diesen einfachen Leuten dort können Sie nicht umgehen wie mit dem Hausbursch von Sprüngli oder dem Lieferanten von Bianchi, die wollen behutsam angefaßt werden, damit man deren Küchen-Traditionen erfährt und anzapfen kann.«

3.
Das Gutaussehende (neu: das sich erholende Gute) ist das Eindeutige. Indifferenz wird in den Bereich des off-flavour spediert. Das kulinarische Volksgewissen, das für die höchsten Durchschnittsansprüche der Welt sorgt, heißt Herr Glättli und trägt einen in der Parfümerie getauften und seit dreißig Jahren witternden Schnüfflerschnauz. Herr Glättli ist Gastrotechniker im Vorhof des Prinzips des ›Gluschtigen‹. Das Gluschtige ist die Maßeinheit der Migros-Qualität und wird in Umsatzzahlen gemessen. Damit etwas gut ist, muß man es nicht unbedingt gern haben, sagt Herr Glättli. Die Macadamia-Nuß aus Neuseeland, zur Gluschtigkeits-Probe im Labor, hat keine Chance bei Herrn Glättli. Sie müßte, nach dem Gesetz des Eindeutigen, zumindest negativ bestimmbar sein. Aber eine Nuß, die weder ranzig noch seifig schmeckt, nicht fett und nicht ölig ist, jedoch auch nicht knackig oder gar mürbe, ist eine Riesenerbse in Nußgestalt, die sich in unlauterem Wettbewerb auf den Markt drängeln will. Und als Erbse überzeugt sie auch nicht, als Erbse ist sie zu schwach, sagt Herr Glättli, und wird deshalb als lichtscheues Marktschwemmgut von Herrn Glättli refüsiert. (»Die Deutschen werden sie schon schlucken, die Dänen, sogar die Franzosen. Und wenn sie bei denen nicht ankommen sollte, dann werden gewiß die Engländer sie fressen, denn die Engländer fressen schlicht alles.«)
Wäre die Macadamia eine Erbse gewesen, die in der Statur einer Sardine Herrn Glättli hätte überzeugen können, was dank der neuesten Erkenntnisse der Gastrotechnologie heutzutage möglich ist, wäre sie gleich in den olfaktorischen Sektor im Haupttrakt des Gluschtigen gelangt. Dort waltet in der spitalmäßig mit Gummibaum und Häubchenschwester bestückten Testküche Herr Kreis, der Vorschmecker, an einem textolaid-beschichteten Tresen, der mit automatisch bedienenden Spucknäpfen den Verdauungsvorgang abkürzt. Der Auftrag verlangt die Instant-Mundverdauung auf Knopfdruck, denn das Natürliche ist aus der Natur zu entfernen, um ins Prinzip des Gluschtigen zu gelangen. Herr Kreis wirkt in der tadellosen Bügelfalteneleganz des Fischgrätanzugs – wenn er die beringten Hände spreizt, die

Ellbogen anwinkelt, um mit Chirurgengeschick die Sardine aus der Dose zu zerpflücken – wie ein Korrepetitor der Gastro-Internationale. Beim Natürlichen, aus der Natur zu entfernen vom Vorschmecker, handelt es sich etwa um winzige Flecken, die sich als Blutrückstände herausstellen, oder um eine widerspenstige Thonlamelle, die sich nicht wie alle andern Thonlamellen dosengemäß krümmt.
Die Migros offeriert ihren Kunden den Grundentwurf einer Fischstatur. Fisch ist ein kodifiziertes Meer-Fabrikat, in einem bestimmten Abtropfgewicht innerhalb der Geschmacks-Koordinaten Solipeck und Fancy A quantifiziert (= qualifiziert). Gluschtiger Fisch ist die makellose Übereinkunft des marketing in Preis und Wert der Ware.

4.
Man erinnert sich: Zürich ißt mit dem Auge. Was in Zürich serviert wird, deshalb einen Augenschmaus zu nennen, wäre aber zu possierlich für ein Auge, das immer bunter, respektive schwärzer sieht. Es gibt in Zürich Esser, die Rebellion berechtigt finden, immer noch. Sie sind ein bißchen zynisch geworden und arbeiten mit Mitteln des allgemeinen Geschmacksterrors. Sie kochen die schöne neue Colour-Kost zum Vorschmaus. Sie rächen sich schrill an der Zensur der Migros, indem sie die Sardine zum Beispiel in der Farbe Überschallrot auftischen, zu königsblauen Spaghetti. Die Gäste sind Anhänger des durch den Farbenwolf gedrehten Küchenavantgardeselfstyling. Das wird entsprechend komplementär, zum Beispiel grün im Gesicht, konsumiert. Es kann sein, daß die Gastgeber in Erwägung ziehen, zu diesem Zweck ein Kontrastmittel zu schlucken, das in der Medizin zur Leberdiagnostik verwendet wird. Meistens stellt sich jedoch das passende Grün im Gesicht von selbst ein.
Am Anfang war Hulda Zumsteg, Kronenhallenwirtin selig. Die schmückte ihre berühmte mousse au chocolat immerhin noch mit echten Chagall-Farben. Dann geriet die Zürcher Eßkunst an den gestylten Tisch des Schwarzmalers und Oscarpreisträgers (Alien) H. R. Giger und wurde wie eine schwarze Messe mit Rahmtupfen zelebriert. Seit sich das Publikum nicht mehr an den schwarzen Giger-Tisch setzt, wird das jüngste Gericht im Restaurant Nouvelle direkt ab Tisch an der Wand verdaut, in den höllenkalten Kathedralen von gemalten Giger-Innereien. Die hängen dort über dem Menue.
Und so ist es gekommen, daß die gesunde Kochkunst über die Eßkunst zum Kunstkochen mutierte. In Zürich, in der Geschmacksdämmerung, im finde-siècle 84.

Micky Remann
Exotische Zungenläufe

1.

Es ist einfacher, Trüffel in Whiskeysauce zu schmecken, als einen Löffel ungesalzenen Reis. Woran liegt das? Hat der Reis keinen Geschmack, oder habe ich keinen Geschmack für den Reis?

Vor mir steht ein Napf mit blassem, unscheinbarem Reis, aber eine streunende Geschmackswolke von Whiskeytrüffel blendet sich darüber wie ein herrenloses Dia auf der Leinwand. Was hat es nur mit diesen erogenen Impulsen aus den hinteren Gaumenzonen auf sich, die mir mit unerbittlichem Magnetismus die Einteilung in Schmackhaftes und Unschmackhaftes suggerieren, lange bevor ich irgendwo reingebissen habe?

Die Mönche des Vivek Asom Samnak Vipassana-Klosters in Thailand haben mir aufgetragen, jeden Moment als einen Moment des achtsamen Meditierens zu sehen. Jeden. Das traf, denn bis dahin hatte ich zwar, so gut es ging, der Disziplin des Auf-der-Stille-Sitzens Genüge geleistet, Stunde um Stunde, aber sobald der Essensgong erschallte, war mein Geist wieder zurück auf Ottos Normalbetrieb, ließ Meditation Meditation sein und trieb mit mondänem Geratter dahin. Zum Beispiel – irreal, aber wohlig – in Richtung Pasteten, Langusten, Bambussprossen, Pralinen und die Erinnerung an damit verbundene Gelage. Das dargebotene Reisgericht mit Gemüse stopfte ich in mich rein, und es kümmerte mich wenig, ob es daran etwas zu würdigen gebe oder nicht. Ohne Bezug zu Klosterkost und Buddhismus ventilierten sich meine Gedanken in die appetitlichsten Schlaraffenländer. Dann, wenn alles weggefuttert war, saß ich wieder mit konzentrierten Arschbacken auf der Bastmatte und befaßte mich mit der an Falltüren reichen Aufgabe, den summenden Bienenschwärmen meiner Gedanken das meditative Zaumzeug anzulegen.

Die Klosterbuddhisten hatten zuerst etwas anderes vorgeschlagen: auf nichts als die Atmung zu achten, die Empfindungen der Bauchgegend bei Ebbe und Flut des Ein- und Ausschnaufens zur Kenntnis zu nehmen. Mehr nicht. Und dabei still zu sitzen, gleichmütig und aufmerksam. Selbstverständlich lauert eine stattliche Flottilla von Gedanken nur darauf, mich von der Beobachtung der Atmung wegzulenken und mit etwas ganz anderem zu faszinieren. Da ist zum Beispiel dieser zwitschernde Vogel, und wo wollte ich doch im Anschluß

an den Klosteraufenthalt hinfahren? Wie teuer wohl die Flüge nach Australien sind. Außerdem müßte ich noch mein Handtuch zum Trocknen aufhängen ... Bis mir, eher später als früher, wieder einfiel, daß die Atmung und ich zwei völlig getrennte Wege gegangen waren. Auf den alten Gedankenleim zu gehen war jedenfalls nicht das, was ich hier zu denken gedachte. Dafür hätte ich mich wirklich nicht ins Kloster zurückzuziehen brauchen. Aber das ist ja genau die Zwickmühle, sagen die Buddhisten und schlagen sich voll milder Schadenfreude auf die Schenkel: die unbemerkte Alltagskonfusion des inneren Geplappers, die Unfähigkeit, es zu lenken, zu erkennen, was es speist – und zu wissen, wie man sich davon befreit. Aber Gottseidank war ja die Anstrengung zweimal am Tag während des Essens unterbrochen. Da gab es was zum Ablenken und was zum Schmecken. Zweimal am Tag durfte ich den meditativen Hammer hinschmeißen und sagen: so, Junge, Feierabend, jetzt wird erst mal gevespert!

Schön und gut, dies geregelte monastische Arbeits- und Freizeitleben, zumindest die ersten Tage. Aber dann rückte der Chefmönch mit dieser verhängnisvollen Weisung heraus, ich solle künftig alle Augenblicke des Wachseins zum Objekt der Meditation machen. Alle. Nicht nur die formellen Meditationsstunden. Ich solle nun die Abfolge der Begebenheiten, wie sie sich den Sinnen offenbaren, genauso aufmerksam verfolgen wie zuvor die kleinen Bauchmuskelnuancen beim Ein- und Ausatmen. Jede Tätigkeit zählt: Zähneputzen, zur Toilette gehen, aus dem Fenster sehen, müde werden, besonders aber das Essen. Essen! Man hatte mich erwischt.

Und jetzt sitze ich also vor meinem Napf mit ungesalzenem, pappigem Klosterreis und soll die Geschmackspha̋nomene in meinem Gaumenlabor so gewissenhaft studieren wie ein Physiker das Hin und Her der subatomaren Partikel. Wie sie mich mit dem Löffel Reis vorm Mund unschlüssig dasitzen sehen, bemühen sich gleich etliche abendfüllende, miteinander konkurrierende Gedankenfilme um meine Aufmerksamkeit, um mich vom simplen Schmecken des Reislöffels abzuhalten. Dazu findet in der Nachbarschaft gerade ein größeres Fest statt, mit laut und jaulig verstärkten thailändischen Rockschnulzen. (Noch das mindeste aller Geschmacksprobleme.) Warum soll der Reis als Reis so schwierig zu schmecken sein?

»Hmmm, das schmeckt!« Mit diesem Ausruf schleicht sich in den Akt der Geschmackswahrnehmung bereits ein zweifelhafter Akt der Geschmackswertung ein. Wenn etwas ›schmeckt‹, heißt das, daß es gut schmeckt. Nicht ganz logisch, aber automatisch, diese Assoziation. Auf ein anderes Sinnesorgan übertragen, müßte ich dann bei einem vorzüglichen Beethovenkonzert ausrufen: »Oh, das hört!« – Ich kann hören und kann gesondert bestimmen, ob mir das Gehörte zusagt oder nicht. Anders beim Schmecken. Das deutsche Sprachinstrumentarium gestattet mir keine neutrale Beschreibung des physiologischen Vorgangs des Schmeckens. Die Tatsache, daß sich

Empfindungen auf Zunge und Gaumen einstellen, wird im Huckepackverfahren an ein Urteil über Gut- oder Schlecht-Schmecken gebunden. Schon tappe ich, mit dem Löffel Reis in der Hand, beinahe in die Falle des guten Geschmacks, indem ich mich der Erinnerung sicher wähne, daß ungesalzener Reis einfach mies schmeckt. Das Urteil ist schon gefällt, bevor die Geschmacksnerven irgendeinen Impuls erhalten haben.
Es taucht noch ein weiteres Handicap auf. Mit dem, was dem Geschmack als gut gilt, wird eine gierige Anhänglichkeit an vertraute Sinneseindrücke kultiviert, die einhergeht mit wachsender Hilflosigkeit – wenn nicht gar Phobie – vor den seltsamen Begegnungen der unschmackhaften Art. Die Identifikation mit einem statischen Gebäude von Vorlieben und Abneigungen wird der Originalität des Schmeckens zum Gefängnis. Man sieht zu, daß man dem, was schlecht schmeckt, fernbleibt, und dreht sich im Kreise dessen, was einem gut schmeckt. Die Freiheit, dem geschmacklich Angenehmen nachzulaufen, erkauft man sich mit der Unfreiheit, aus dem goldenen Käfig der Geschmacksnormen nicht mehr aussteigen zu können. Oder nur noch unter Ekel, Würgen, Erbrechen und Revolution ...
Und ich, der ich einst vehement die Fahne des delikatesten Genußsozialismus hochhielt, soll mich nun mit gesammelter Aufmerksamkeit in die Tiefe eines laschen Löffels Reis versenken. Die Phantome Trüffel, Sekt und Kaviar tanzen dabei weiter ihren Tanz und mischen sich mit Vermutungsschnipseln, die ganze Übung sei vielleicht doch eher lächerlich als illuminativ.
Man hatte mir klargemacht, daß es nicht darum gehe, den Reis zu einem Leckerbissen zu erheben, der er nicht ist, sondern den Reis zu schmecken, wie er schmeckt, bevor die Mechanik der Interpretationen sich der Erfahrung bemächtigt. Fast hätte ich jetzt schon reingebissen, da fällt mir auf, daß ich noch viel zu sehr in Reisgerichten der Vergangenheit befangen bin; abstrakte Schimären, die etwas von der blanken Klarheit subtrahieren wollen, mit der ich diesen vor mir befindlichen Reis zu dieser Stunde schmecken will. Was veranlaßt mich eigentlich zu der Annahme, den Geschmack von Reis zu kennen? Ich habe ja in meinem Leben noch nie Reis pur geschmeckt. Es gab immer etwas dazu: Bratensauce, Hühnchen, Gemüse, Geschnetzeltes, Süßsaures, Butter, Curry, Salz und Pfeffer. Und, was entscheidender ist, es gab immer einen Topf voll mentaler Beigaben dazu: Tischgespräche, Radio, Fernsehen, stilles Grübeln oder lautes Streiten, – alles in sämiger Mischung mit dem Reis. Aber nie den reinen Reis und nichts als ihn.
Wieder schlagen sich die Buddhisten auf die Schenkel und sagen, daß Achtlosigkeit Leiden erzeugt. Achtlosigkeit schafft Unwissenheit. Unwissenheit schafft Illusion. Illusion schafft Handlungen, die aus Unwissenheit und Illusion geboren sind und weitere Handlungen in Unwissenheit und Illusion nach sich ziehen. Ein Reiskorn falsch geschmeckt, und schon ist mein Karma kaputt.

Wieder setze ich den Löffel ab. Ich bin wohl doch noch nicht so weit. In mystisch vertrackte Daseins-Spekulationen abzudüdeln findet mein Geist immer noch attraktiver, als sich der Disziplin des bedingungslos banalen Reisschmeckens zu unterziehen. Naja, ich hatte schon heimlich gehofft, mit meinen Meditationen dem lieben Gott ein bißchen ins Dekolleté schauen zu dürfen, und was passiert? Man setzt mir den Reis der frommen Denkungsart vor. Nun habe ich in meinem Leben sicher schon manchen Zentner Reis verzehrt, aber jetzt stehe ich vor diesem einen, halb gehäuften Löffel wie der jungfräuliche Ochs (falls es sowas gibt) vor seinem ersten Scheunentor.
Prima! jubilieren die Buddhisten, genau darum geht es. Reis ist Reis. Nicht mehr und nicht weniger. Nähere dich ihm bedenkenlos neugierig wie ein Narr! Erwarte nichts!
Ich stelle allerdings fest, daß ich in die auto-nostalgischen Geschmacksprojektionen so klebrig verliebt bin, daß ich auch dann nicht von ihnen lassen mag, wenn sie mich ganz offensichtlich in die Irre führen. Wenn ich nicht einmal einen Löffel Reis schmecken kann, ohne zu phantasieren, wie soll ich dann je die volle Qualität von Trüffel in Whiskeysauce erfahren?
Fixe Ideen haben einen löwenstarken Überlebenswillen, zudem sind sie äußerst unwillig, etwas anderes zu sehen als sich selbst. Immer wenn es Reis gibt, so wie jetzt, schalten sich die fixen Geschmacksideen ein – und das unbeleckte Schmeckbewußtsein aus. Da hat dann der Reis keine Chance mehr. Er wird putativ verpflichtet, fad zu schmecken.
Ich weiß, wie Reis schmeckt. Die Illusion der Gewißheit macht müde. Ich weiß nicht, wie Reis schmeckt. Das macht wach. Alter, salzloser Reis, der du friedlich auf dem Löffel dampfst, ich stecke im Dilemma und habe nicht übel Lust, dir die Schuld daran zuzuschustern.
Geschmack ist ein Parasit, der sich von verkorksten Luftschlössern ernährt. Geschmack, wie jede Ideologie, ist eine Krücke für das, was gar keiner Krücke bedarf: die *Kunst des situativen Schmeckens.*
›Geschmack haben‹ im ideologischen Sinne bedeutet, über einen binären Code verfügen, mit dem die Objekte der Welt bemessen werden: ins Töpfchen hiermit, ins Kröpfchen damit. Ein besonders entwickelter Geschmack wird denjenigen nachgesagt, die über ein besonders elaboriertes Repertoire an Zuordnungen im Sinne von Töpfchen und Kröpfchen verfügen.
Entgegen der landläufigen Meinung hat man sich über Geschmack, über das Wesen des Phänomens Geschmack, noch nie gestritten. Aber es wird täglich Krieg darüber geführt, welche Hitparade der Geschmacksberurteilungen gerade die richtige ist. Mit barbarischer Vehemenz prallen die konkurrierenden Codes der Zuordnung von ›oh, wie lecker‹ bis ›igittigitt‹ gegeneinander. Etwa, ob mehrjährig verfaulte Eier igitt seien (was die Chinesen bestreiten), oder ob verfaulte Milchprodukte lecker seien (was die Schweizer behaupten). Australier werden von Kindesbeinen an zur Loyalität gegenüber dem

Universalhefe-Extrakt ›Vegemite‹ getrimmt (selbst ›Men at Work‹ besingen es) und lehnen das englische Konkurrenzprodukt ›Marmite‹ als absolut unakzeptabel ab. In Südthailand macht holzkohlegegrilltes Kakerlaken-Kebab die Münder wäßrig wie andernorts Zuckerwatte. Die nahrhafte Durian-Frucht aus Südostasien vereinigt Geschmackselemente von Engerling-Pastete und Marzipan, was die einen sie als Hochgenuß, die anderen als Brechreiz klassifizieren läßt. Der Name ›Eskimo‹ stammt aus der Sprache nordkanadischer Indianer und bedeutet ›Rohfleischfresser‹, womit sie sich darüber lustig machten, daß ihre Nachbarn Geschmack an rohem Seehund fanden. Manche Leute regen sich über andere Leute auf, die es nicht völlig ekelhaft finden, daß die afrikanischen Massai literweise warmes Rinderblut trinken und die asiatischen Mongolen gegorene Stutenmilch.
Wer will da wem mit Geschmack kommen? Jede Person ist und bleibt selbst dafür verantwortlich, mit wieviel Bewußtsein sie trinkt oder ißt, wieviel Geschmack zu schmecken sie sich erlaubt – und wieviel sie an den Mythos vom Geschmack zu delegieren willens ist.
Die Kunst des situativen Schmeckens (die ich – Buddha verzeih – angesichts des Reislöffels flink erfinde) postuliert nicht die unbedachte Geschmacklosigkeit, sondern die Geschmacksfreiheit. Freiheit vom Geschmack. Freiheit, zu schmecken. Mit bewußten Sinnen auf allen Geschmackshochzeiten zu tanzen, ohne mit einem bestimmten Schachbrettmuster positiver und negativer Beurteilungen monogam zu werden, bis daß der Tod uns scheide. Hauptsache, es schmeckt. Es schmeckt alles. Irgendwie.

2.

Selten ist der Fremde in der Fremde dieser Fremde und sich selbst so gram, wie wenn es um die Karambolage der Geschmäcker geht, wenn ganze Kontinente von lecker/igitt-Konditionierungen auf engstem Raum beieinander sitzen und hadern. Wobei für zusätzliche Verwirrung sorgt, wenn die in gesättigten Ländern verbreitete Prämisse: Nährwert ist nichts, Amüsement ist alles, sich in Gebieten zu behaupten hat, wo man sich um den Nährwertaspekt notgedrungen mehr Sorgen machen muß als um den des Amüsements.
In Juba, jener undurchsichtigen Hauptstadt der sudanesischen Südprovinzen, gibt es eine ganz passable griechische Küche, seit sich, schon vor Generationen, griechische Händler hier ansiedelten und dabei nicht vergaßen, ihre vertrauten Tsaziki, Souflaki, Feta und Ouzo mitzubringen. Nun haben sich aber die Griechen so gut wie verzogen, somit dem kleinen schwarzen Mann auf der Straße die Entscheidung überlassend, ob er und seine ganze Familie die importierte Diät auf eigene Faust fortsetzen wollte. Er wollte. Das wiederum stürzt viele weiße Besucher in Probleme, die auf der Suche nach Authentischem aller Art unterwegs sind, also auch und besonders nach

authentischer Küche, und die dann bemerken müssen, daß es hier genauso unanders schmecken kann wie beim heimatlichen Griechen um die deutsche Ecke. (Wobei offenbleibt, warum plötzlich Griechenkneipen für deutschen Eßgeschmack stehen.)
Ist griechisch zubereiteter Käse von afrikanischen Schafen im Herzen des Schwarzen Kontinents genossen nun echt griechisch oder echt afrikanisch? Oder ist die Fragestellung echt deutsch? Irgendwie echt ist es auf alle Fälle, das steht fest. Griechische Küche scheint nun mal das Mittelfeld zu besetzen, hier wie dort. Man muß natürlich keineswegs. Man kann auch nach unten zu den Camps am Nil gehen und ein bißchen Zuckerrohr kauen; oder nach oben ins vornehme Juba Hotel, um hinter Moskitotüchern bei 45 Grad Hitze zum Weihnachtsbankett mit Truthahn und Plumpudding anzutreten. Die Turmbauer von Babel sind die Köche von heute. Auf den Speisekarten begrüßen wir das global-kulinarische Kauderwelsch. Die Rezepte werden einander transparent, und die Schamschwelle vor dem, was der Bauer nicht mag, wird zunehmend niedriger, weil der Bauer immer mehr kennt.
Freimütig konstruiert sich die transkulturelle New wave der Nouvelle cuisine, jenseits von Lust und Ekel, Nährwert und Geschmack. Beziehungsweise Vorspeisen davon.
»Noch ne Dose Heineken-Bier, bitte! Hmm, schmeckt nicht schlecht, das Souflaki, endlich was Reales im Rachen. Die Afrikaner ham's echt drauf ... Aber haste schoma die Scheißhäuser hier gesehen? Also sowas Extremes is mir auffer ganzen Welt noch nicht begegnet. Da steigste rein in son Plumpsklo-Schilf-Verschlag, das geht ja noch, nich, und unten das übliche Erdloch, hat sogar 'n Deckel drauf. Ich also rin, wohlgemut, hatte'n Granatendruck aufm Darm, weißte, die vier Tage aufm Laster von Wau nach Juba hattn wir außer 'n paar Kekse mit Brackwasser nix gefressen; außerdem wär dir das sowieso gleich wieder hochgekommen, bei dem Geschuckel durch 'n Urwald. Naja, da kannste dir ausmalen, wie ich mich hier über das griechische Essen gefreut hab. Gleich drei Portionen mußt ich da wegputzen auf einen Streich. Aber dann eben dieses Scheißhaus. Also bückste dich runter, nich, nimmst den Deckel ab, freust dich schon, daß de gleich deine Ladung loswirst, und dann, was sehen meine Augen? Millionen und Abermillionen von kleinen, weißen, zappeligen Maden, die da unten inner Scheiße tanzen. Ich sach dir! Konnt ich garnicht mehr weggucken, war total fasziniert von dieser wuseligen Bewegung. Sah aus wie's Fernsehen nach Sendeschluß. Die reckten schon ganz erwartungsvoll die Hälse hoch, weil se dachten, gleich fällt was Gutes für sie ab. Na, was sollste machen; hab ich mir gedacht, raus muß der Kram auf alle Fälle, und bis zum Juba Hotel mit Wasserspülung hätt ichs garantiert nicht mehr gepackt. Also ich Hose runter, Zähne zusammengebissen, Luft angehalten und ab geht die Lucie. Und dann kam das Allertollste, nich, wie ich da noch hocke und langsam wieder zu mir komme nach der

Bombe, dreh ich mich son bißchen zur Seite, um zu sehen, was unter mir los ist, und du glaubst es nicht, das einzige, was ich sehe, ist der letzte Zipfel von der Kacke, wie die Maden gerade drüberwegziehen! Alles andere war schon im weißen Gewimmel und Gekringel auf immerdar verschwunden. Das ging ganz rucki zucki.
»Iiiii! Is ja ekelartig, sachma, kannste nich mal was anderes erzählen beim Essen?«
»Wieso, gehört doch das eine zum andern wie das andre zum einen.«
»Komisch, immer wenn mir der Bratensaft am heftigsten durch die Mundwinkel sabbert, so wie jetzt, muß ich an die glückliche Rohköstler-Kommune in Australien denken. Die ham da zwar auch en Ofen, aber aus dem wachsen nun schon die Blumen. Bei denen wird überhaupt nichts gekocht, kein Süppchen, kein Tee; alles wird im Rohzustand gegessen. Irre gesund. Die behaupten, viele Köche verderben den Brei, und zwar ganz einfach deshalb, weil se ihn kochen! Durch die Hitze geht nämlich das Beste an Vitaminen und Enzymen und was weiß ich noch alles flöten, geht glatt den Schornstein hoch. Ich hab da sechs Wochen gelebt, oben im tropischen Nordqueensland. Jeden Tag gab's nur frische Früchte, gartenfrisches Gemüse, 'n bißchen rohen Ziegenkäse und Nüsse. Kokosnuß und Papaya war sowas wie Butter und Brot. Nach ner Weile konnt ich überhaupt nicht mehr begreifen, wieso die Menschheit auf die bekloppte Idee gekommen ist, ihre Lebensmittel aufn Scheiterhaufen zu tun, bevor se se essen. Ich hab mich da regelrecht geekelt vor allem, was gekocht war. Schmeckt dann nämlich wie Asche und Leiche.«
»Hat nich der Lévi-Strauss mal geschrieben, das Rohe bedeutet das Unkultivierte und das Gekochte den Schritt zur Zivilisation?«
»Ja ja, bloß bei den Rohköstlern heißt's genau umgekehrt: das im Naturzustand Belassene enthält die größte Skala an Nährwert und geschmacklichen Subtilitäten; und der Kochvorgang killt sie, bis nur noch die gröbsten Stoffe übrigbleiben. Kein Wunder, daß wir nur so kurz und krank leben, wenn wir lauter verstümmeltes, denaturiertes Zeugs essen, wo alles Leben rausgebrannt ist. Sagen übrigens schon die alten Essener und die Hunzas im Himalaya und die Kerle im Kaukasus, die alle über 100 Jahre alt werden, auch. Mir hat da auch garnix gefehlt. Die ganze Zeit haste in Mangos, Orangen, Lychees, Avokados, Datteln, Ananas und Macademia-Nüssen geschwelgt und noch en paar Früchte, wo ich noch nie von gehört hatte, wie rollinia deliciosa, chocalate pudding fruit, ice cream bean und sone Sachen. Da krempelts dir nach ner Weile die gesamte Gaumenphysiologie um, wenn de nur noch von der reinen Saftigkeit lebst. Iii, als ich das erste Mal wieder en Brötchen gegessen habe, dacht ich, mir verstaubt's das Maul mit Streusand, absolut widerlich!«
»Aber jetzt langste hier wieder voll zu?«

»Ja, aber ...«
»Also ich weiß noch, wie ich mal in Djakarta 'n tierischen Rappel nach Pumpernickel mit Käse gekriegt hab. Tag und Nacht nur noch an Pumpernickel mit Käse gedacht. Da sagt mir dann diese Neuseeländerin, die ich auf Sumatra getroffen hatte, daß sie von einem chinesischen Supermarkt gehört hat, wo se einen deutschen Bäckerladen angegliedert haben. Na, das hat mir natürlich keine Ruhe gelassen, tagelang hab ich meine Erkundigungen eingeholt, um diesem Laden auf die Spur zu kommen. Ich mein, Djakarta ist schon ziemlich groß unter dem Aspekt. Aber tatsächlich, irgendwann fand ich ihn dann. War der helle Wahnsinn, die hatten alles da, was das Exil-Herz begehrt. Hättest du nicht von der Lebensmittelabteilung bei Hertie unterscheiden können. Warn halt nur 'n paar mehr Orientalen zwischen den Regalen. Meingott, was hab ich da reingehauen! Die Gelüste von Jahren kamen zum Ausbruch. Es blieb natürlich nicht bei Pumpernickel und Käse. Ich hab mich gleich eingedeckt mit Zimtschnecken, Mandelhörnchen, Schwarzwälder Schinken, Ritter Sport usw. Die hatten sogar Duplo im Angebot ...«
»Was, Duplo? Oh, hör mir bloß auf damit, das erinnert mich an einen Zustand, wo ich der Raserei näher war als irgendwann sonst in meinem Leben. Da wanderten wir so zwei Wochen lang durch die abgelegensten Himalaya-Täler, von Manali rüber nach Zanskar, Südtibet. Hatten auch ordentlich Proviant dabei, alles schön in Säcken verpackt. Dafür mußten wir extra ne Pferdekarawane mieten, um den Kram zu transportieren. Nun hatten wir den Fehler begangen, die Verpflegungsfrage an einen amerikanischen Missionar aus Südindien zu delegieren. Der rückte dann mit all sone praktischen Sachen an wie Götterspeise und Vanillepudding, kästenweise, und irgendwelche Massenpackungen mit Trockenmilch und Suppenpulver. Dazu en Zentner Kartoffeln, Thunfisch und Corned beef. Bloß, stellte sich natürlich so bei 4500 Meter Höhe raus, daß wir alle unsere Dosenöffner verbaselt hatten, da mußten wir die Konserven immer aufhacken wie in der Steinzeit. War immer ne ziemliche Mansche. Und dann, wenn wir mal Halt machten an einem lauschigen Plätzchen, nicht wahr, erst mal warste total geschafft, und dann ging die Suche los. Wer hat zuletzt das Pony mit den Freßsäcken gesehen? War das nicht das eine, das vorhin innen Bach gefallen ist? Ne, Quatsch, da warn nur unsere Schlafsäcke drauf. Und so. Na und wenn das Pony langsam angetrottet kam, war meistens alles völlig durcheinandergeschüttelt, die Puddingtüten stanken nach Fisch, und die Kartoffeln warn in Milchpulver getaucht. Bei der ersten Pause fing der eine von uns, das war en Fotograf, der fing also gleich wie wild an, Kartoffeln zu schälen, während unser tibetanischer Mönch versuchte, den Kerosinkocher in Schwung zu bringen. Den hatte der Missionar irgendwo in Madras aufgetrieben, wahrscheinlich antiquarisch, außerdem fehlte ein Ventil. Überall

floß da nun das Kerosin rum und stank, der Mönch schuftete wie besessen, aber die Flamme ging trotzdem nicht an. Na und wirst dir vorstellen können, wie dir der Kohldampf knurrt in soner Höhenlage nach drei Stunden Bergauf-Stapfen. Da denkste wenig an Humor. Na und die Einheimischen, die mit uns in der Karawane zogen, die ham sich natürlich halb krummgelacht, wie se unsere komplizierte Expedition so inner Bredouille stecken sahen.«

»Was ham die denn gegessen?«

»Och ja, wollt ich gerade erzählen, die warn nämlich immer schon satt und fertig gepackt, ehe wir unsere Utensilien überhaupt zu Gesicht bekommen hatten. Die tragen einfach einen Beutel mit Tsampa rum, son leicht geröstetes Gerstenmehl, und wenn Pause ist, dann holen se sich was Flüssiges, kneten die Pampe mit der Hand durch und essen das. Fertig. Je nach Angebot nehmen se Wasser, Buttertee oder Yoghurt vom Yak oder Bier dazu. Täglich dieselbe Grundsubstanz, mit wechselnden Geschmacksbeigaben. Son richtiger Vollwert-Snack, da leben die Monate lang von. Nachdem wir 'n paarmal mit unserer Exilküche ziemlich doof dagestanden hatten, sind wir auch mehr oder weniger auf Tsampa umgestiegen. Da hatten wir dann immer schnell was zu essen, außerdem hält das Zeug irre fit. Aber, was ich ja eigentlich sagen wollte, also wie wir da so saßen, am Gletscherrand unterm Vollmond mitten inner Einsamkeit, nicht wahr, die Hände voller Knetpastete und ein Täßchen Buttertee dazu, was meinste, worüber wir uns unterhalten haben? Nur übers Fressen. Die ganze Zeit. Ein Gelage nach dem anderen ham wer uns zusammenhalluziniert. Ja und dann fing eben einer mal an mit Duplo und wie gut das jetzt täte, 'n Duplo reinzuziehen. Ich sach dir, das war das Ende, wir sind fast in die Luft geflogen vor Geilhunger. Duplo! Wir waren richtiggehend krank bei dem Gedanken.

3.

»Viele unterschiedliche geistig-physiologische Prozesse finden beim Essen statt«, erzählen einem die Mönche, Radikalminimalisten, die sie sind, und lassen dabei keineswegs durchblicken, ob sie aus eigener Weisheit sprechen oder eine jahrtausendealte Zeitlupenanalyse referieren. »Es ist wichtig, der Sequenz der Prozesse gegenüber wachsam zu sein, sonst können wir nicht behaupten, wir hätten die Erfahrung gemacht, geschweige denn sie genossen. Zuerst siehst du die Speise. Notiere in deinem Bewußtsein ›sehen, sehen‹. Dann erwächst die Intention, die Speise zu dir zu nehmen. Ein neuer mentaler Prozeß, auf den du achten sollst: ›intendieren, intendieren‹. Die Intention wird zur Ursache für die Bewegung des Arms: ›bewegen, bewegen‹. Wenn die Hand oder der Löffel die Speise berührt, gibt es eine bestimmte Empfindung. Bemerke die Berührung. Dann die Intention, den Arm anzuheben, dann das Anheben des Arms. Beobachte diese Vorgänge

sorgfältig. Öffnen des Mundes, das Essen wird in den Mund gebracht. Der Mund schließt sich. Eins nach dem anderen. Wie fühlt sich das Essen im Mund an? Kauen. Verfolge die sich verändernde Beschaffenheit der Nahrung, die Bewegungen der Kinnlade, das Geräusch der Zähne. In jedem Moment entstehen unzählige Wahrnehmungen und verschwinden im nächsten. Bemerke, wie sich Geschmacksempfindungen einstellen; stürz dich nicht auf sie, wende dich nicht von ihnen ab. Nimm sie so wahr, wie sie sind. Du kaust weiter, und die Geschmacksempfindungen schwächen sich ab, wandeln sich. Jede Sekunde besitzt ihre unverwechselbare Eigenheit, laß sie dir nicht entgehen. Behalte den ganzen Fluß der Vorgänge im Auge. Sieh das Funktionieren von Geist und Körper als ein symphonisches Wechselspiel ineinandergreifender Prozesse. Intentionen, Gedanken, Sinneseindrücke und Bewegungen stellen sich gegenseitig her. Intentionen werden zur Ursache für Bewegungen, Empfindungen werden die Ursache für Intentionen, Intentionen organisieren die Erfahrungen der Sinne.«

Die intensivsten Geschmackserlebnisse sind jene, die wie ein überraschender Orgasmus in die Konvention der Vorlieben und Abneigungen fahren. Aber warum ein Leben im Stillstand des Bekannten, mit gelegentlichen, oft genug verpaßten Überraschungsdurchbrüchen, – warum nicht ein Leben in freier Nautik, wo jeder Trüffel und jedes Reiskorn so schmecken wie eine Knospe im Meer beim allerersten Mal? Was die Kiffer mit den süßen Munchies erfahren, ist ja nicht eine andere Sahnetorte, sondern eine andere sinnliche Disposition gegenüber der Sahnetorte. Bis jeder Happen wie eine unwiederbringliche, zeitlose Sensation schmeckt.

Prima, schlagen sich die Buddhisten wieder auf die Schenkel, so geht es optimal im Leben zu, rund um die Uhr. Ein lichter, nüchterner Rausch der exaltierten Wachsamkeit.

Derart ausgestattet, kann einem nicht entgehen, welche Stoffe wann mit dem eigenen Organismus in eine erfreuliche Resonanz treten und welche nicht. Vielleicht war das die ursprüngliche Rolle der Geschmacksnerven (die heute nicht mehr funktioniert): ein Seismograph zu sein für das Aufspüren bekömmlicher Frequenzen und Resonanzen im Dialog des Organismus mit der Biochemie von Mutter Erdens reichhaltigen Sonderangeboten. Ein Dialog, für den das Drehbuch nirgends festgelegt ist. So, da wären wir dann endlich: es kommt zum Sprung ins kalte Wasser, es kommt zur Kontaktaufnahme mit dem ungesalzenen Reis. Er ist schon beinahe kalt geworden.

Dann kommt es zur Begegnung mit einer Sachertorte in einem Frankfurter Kaffeehaus. Sachertorte und Milchkaffee. Klosterweisheit hin und her, von diesem mitteleuropäischen Zuckerbrot laß ich mich immer wieder gerne peitschen.

Beim ersten Biß in die weiche, dunkelsüße Substanz fällt mein Blick auf die

Zeitung. Es geht um die Kostendämpfung bei den Krankenhäusern. Gefolgt von zwei Schluck heißem Kaffee, während derer sich meine Aufmerksamkeit nahtlos den Wirtschaftsgesprächen zwischen Nord- und Südkorea zuwendet. Mitten in dem Artikel fallen mir wieder die zwei Briefe ein, die ich schon längst hätte schreiben sollen. Genauer gesagt, ich erinnere mich, daß mir, als ich vorhin mit dem Briefschreiben anfangen wollte und nicht vorankam, der chronische Gedanke an Sachertorte und Melange vor Augen stand. So heftig, daß ich das Briefschreiben bleiben ließ und statt dessen ins Café ging. Nun sitze ich hier, kaue an der Torte herum und überlege mir wiederum, was ich in den Briefen wohl schreiben werde – worüber ich allerdings die Sachertorte wieder vergesse. Beim Arbeiten ans Essen denken, beim Essen ans Vögeln, beim Vögeln ans Arbeiten – bis einem nichts mehr richtig schmeckt.

Dann wieder ein Biß. Knapp zwei Sekunden lang empfinde ich die Berührung der Geschmacksnerven mit der Sachertorte als äußerst beruhigend, ab Sekunde drei jedoch hat mein Ohr mit dem Hören des Geräuschs der Espressomaschine zu tun, und ehe die Wahrnehmung den Weg zur Sachertorte zurückfindet, drängt sich mein Auge mit dem Lesen der Todesnachricht von Landesbischof Dietzfelbinger in den Vordergrund.

Selbstverständlich bin ich fest davon überzeugt, daß ich alles gleichzeitig machen kann, essen, lesen, trinken, schmecken, denken. Über der Erzeugung dieser Überzeugung sind ein paar Minuten vergangen, ich weiß nicht wie und womit, jedenfalls muß ich weiter an der Sachertorte gearbeitet haben, denn jetzt ist nur noch ein kleines Häppchen übrig. Der Hauptteil, inclusive Genuß, wird irgendwo in einen Filmriß oder einen Müllschlucker gerutscht sein. Pech. Ich werde das Gefühl nicht los, daß ich mit der Sachertorte mein eigenes Leben verpaßt habe, zumindest einen gewissen Prozentsatz desselben, heute zwischen halb und dreiviertel vier. Gigi tritt an den Tisch und bestellt uns zwei Grappa. Er erzählt von Reiseplänen nach Sardinien. Dann zündet er sich eine Zigarette an und erzählt von Reiseplänen nach Bolivien. Der Grappa zusammen mit dem letzten Biß Sachertorte bringt mir noch einmal kurz die Existenz derselben ins Bewußtsein, beinahe schockartig, mit einem süßscharfen Kribbeln in der Kehle. Wie der finale Böllerschuß, der einen daran erinnert, daß man das Jubiläumsfeuerwerk nur mit halbem Herzen verfolgt hatte. Aber schon mache ich mir Sorgen um einen Termin, den ich verbummelt habe. Wenig später legt mir die Bedienung die Rechnung vor. Sieben Mark zwanzig.

Christiane Grefe
Hamburger Dramaturgie

Nur eine einzige fehlte an den 218 notwendigen Stimmen, um die vom Abgeordneten Romano L. Mazzoli, Kentucky, eingebrachte Resolution aus dem Unterausschuß ins Kongreßplenum zu lancieren. Der betreffende Gegenstand sei, so argumentierte Mazzoli unter anderem, Bestandteil der amerikanischen Tradition. Er werde auch vom Volk als Kulturelement empfunden, was am Beispiel jenes gewissen James Dozier erkennbar werde, der ihn nach seiner Befreiung aus dem Gefängnis der Roten Brigaden als allererstes gewünscht und erhalten habe. Deshalb sollten Kongreß und Senat den Präsidenten autorisieren, die zweite Oktoberwoche zur »Nationalen Cheeseburger-Woche« zu erklären und entsprechende Festlichkeiten und Aktionen anzuregen.

Auch wenn der arme Mazzoli mit seinem Cheeseburger-Projekt knapp scheitern mußte, freut sich die müpfige bundesdeutsche Kolonisiertenseele bei solcherart fremden Bestrebungen natürlich ebenso über neues Belegmaterial wie etwa bei Wahlkampffotos des patriotisch in einen Hamburger beißenden Alters-Präsidenten Reagan; oder über die Information, daß sich Regisseur Francis Ford Coppola bei den Dreharbeiten zu »Apocalypse Now« seine Lieblings-Hamburger, genannt »glider« (sie rutschen so schön), auf die Philippinen einfliegen ließ; oder über ein McDonalds-Plakat, erspäht in den Niederlanden, das für sogenannte Olympia-Shakes mit dem Satz wirbt: »Die Russen wissen nicht, was sie vermissen.« (»Aber die Amerikaner wissen nicht, was sie essen«, hat jemand darunter gesprüht.) Oder über den McDonalds-Deal mit der Navy und den Burger Kings mit der Armee, Soldaten auf Militärstützpunkten mit Hamburgern zu versorgen – das erste Burger King-Kasernen-Lokal wurde in Ansbach eröffnet. Der eine wirbt dabei mit »A bit of home away from home« – der andre mit »A bite of home lway from home«.

Da liegt er also, in Kunststoff, der bei Berührung Gänsehaut produziert. Beide Hände greifen zu. Gurken, Salatblätter, rote und gelbe Substanzen, die an den Seiten herausquellen und runterfließen, werden zwischen die weichen Deckel zurückgeschoben, die Lage des einseitig herauslappenden Fleisches noch einmal korrigiert. Den Finger abschlecken und jetzt von außen ganz fest zudrücken. Doch nichts hält, alles rutscht. Die weit aufge-

rissenen Kiefer knacken beim schnellen Biß in den Big Mac: Salatblatt ganz mit rausgezogen, Ketchup an der Nasenspitze. Fleisch wird noch gekaut, Semmel ist längst aufgelöst. Schnell weg mit dem zerfledderten Rest: Fast Food. 3,95 Mark der Big Mac, 1,85 die Fritten, Cola 1,35 und der Shake zum Desert: alles zusammen 9 Mark, ein stolzer Preis für's sogenannte Menu. In der Kneipe nebenan gibt es Cordon bleu für 8,90.

Immerhin gelang es McDonalds mit seinen 8,7 Milliarden Dollar Umsatz weltweit, innerhalb von nur zehn Jahren hierzulande 210 Filialen zu eröffnen, mit 500 Millionen Mark Umsatz; die US-Marktforscher Frost & Sullivan erwarten, daß sich der Fast-Food-Umsatz in der Bundesrepublik bis zum Jahre 1990 verdoppeln wird. Denn längst imitieren auch Kaufhof, Karstadt, Hertie und Horten, Nordsee, Dr. Oetker, Aral, Aldi und viele andere die Schnellversorgungs-Ausgabestellen nach amerikanischem Marketing-Muster, zumeist ebenfalls mit dem, was man ein »Hamburger-Konzept« nennt. In den USA machen die Fast-Food-Umsätze der 100 führenden Ketten mittlerweile 40 Prozent des gesamten Gastronomieumsatzes aus – Tendenz steigend.

Die entsprechenden Verkaufszahlen, sprich: der Geschmack, sind Funktion einer wirtschaftlichen Umbruchphase: »In times of Big trouble, a man's best friend is a Big Mac«, schreibt der Kommunikationswissenschaftler Marshall Fishweck. Nicht nur, weil Mac billig ist – er bietet auch Arbeitsplätze. Die »Food Service«-Branche ist mittlerweile die zweitgrößte in den USA; in einer *Time*-Analyse über die Zukunft der Arbeit in den einzelnen Industrien stehen Fast-Food-Arbeiter an der Spitze. »Vor 20 Jahren gab es noch 522 000 Stahlarbeiter. Heute sind es nur noch 340 000, und mehr Leute als in der gesamten Stahlindustrie arbeiten allein für die McDonalds-Kette«, staunte der Beinahe-Präsidentschaftskandidat Gary Hart.

Fast-Food-Paradies also, das auf die Pioniertraditionen des »Gobble, gulp – and go« (»Schling, würg – und weiter«) und auf die calvinistische Überzeugung bauen kann, daß Essen nur verunreinigt und aufhält. In einer Gesellschaft, in der Frauen arbeiten, in der Arbeits- und Wohnort immer weiter voneinander entfernt sind und Überbau-Konsum interessanter ist als hausbackenes Zubereiten von Mahlzeiten, muß sich das Essen den Erfordernissen von Mobilität und Beschleunigung anpassen. Die sich modernisierenden Nationen brauchen den Welt-Burger – als Konsumobjekt, aber auch als Technologie-Schub. Es geht, ganz speziell, um die Modernisierung des Essens – die Mahlzeit in einem Biß, effizient und rationell produziert. Im Laufe der Zeit werden durch trickle-down-Effekte weltweit immer mehr Hamburger-Initiativen kleiner Unternehmer möglich – unter Anleitung zentraler Marketing-Konzerne, natürlich mit Lieferbindung. In nationalen und regionalen Informationskampagnen lernen als Multiplikatoren zunächst die jüngeren Generationen den neuen Geschmack.

So etwa deute ich das Verständnis, das Dick Starmann, Vizepräsident der Öffentlichkeitsarbeit im McDonalds-Hauptquartier bei Chicago, von seinen Aufgaben hat. Wir treffen Starmann in der »Hamburger University«, an der »Hamburgerology« gelehrt wird und deren Campusstraßen und künstlich angelegte Seen nach Aufsichtsratsvorsitzenden und nach dem legendären Begründer des Unternehmens, Ray Kroc, benannt sind – jenem Bilderbuch-Tellerwäscher-Aufsteiger, der Spieß-Burger-Devisen ausgab wie: »Arbeit ist das Fleisch im Hamburger des Lebens.« »Ray Kroc, our founder, says ...«, ist einer der häufigsten Satzbeginne Starmanns, eines jener mit großen Augen naiv und doch kalt dreinschauenden Riesenbaby-Amerikaner mit McDonalds-Siegelring. Von Starmann weiß man, daß er zwei Jahre bei den »Special Forces« diente und bei seinen Inspektionsaufenthalten in der Außenstelle München gern im Luxus-Feinkost-Restaurant Käfer speist – das mit dem überbetont eigenständigen »McDonalds Deutschland« übrigens auch die Public Relations Agentur gemeinsam hat. Hoffentlich nur die.

»Ungefähr 14 Millionen Amerikaner besuchen täglich ein McDonalds-Restaurant. Die Leute sind mit McDonalds aufgewachsen. Nach 29 Jahren haben sie sich daran gewöhnt. Sie haben das Gefühl, daß McDonalds ein Teil ihres Lebens geworden ist. Sie hängen von McDonalds ab«, sagt Starmann im Brustton eines kaiserlichen Gesandten. So werden im Namen des Hamburger-Fortschritts-Projekts auch hierzulande zunächst vor allem die Kleinen an die neue Kultur gewöhnt. »Kinder bringen Freunde und Verwandte mit. Kinder zeigen, daß hier jeder speisen kann. Die kleinen Gäste von heute sind Ihre erwachsenen Gäste von morgen«, werden die aufgeklärten Entwicklungsland-Eliten, die McDonalds-Lizenznehmer, mit internen Werberatschlägen weitergebildet. Der Generationenwechsel wird vorbereitet; mit Höckerchen und Lätzchen und Spezial-»Menüs« (Burger, Cola, Pommes), Festen, Geschenken, Keksen und dem geschlechtslosen Clown Ronald McDonald, der sie karitativ sogar noch ins Krankenhaus verfolgt und in den USA Jesus Christus und den Nikolaus an Bekanntheit längst übertrumpft hat. »Hol dir die Wundertüte«, wirbt ein strahlendes Mädchen für McDonalds Pommes frites. Eat and run! Keine Zeit für Kochen. Hunger, holen, haben. Sehen, holen, essen. »Wir wollen, daß sie ihr Essen kaufen, es essen und gehen«, sagt Dick Starmann. 20 Minuten sind, so Schilder in McDonalds-»Stores«, vorgeschriebene Maximalzeit.

Geschmack ist Gewöhnung; je früher die Gewöhnung, desto nachhaltiger. Die Hamburger-Promotoren haben aus den früheren Fehlern totgeborener Entwicklungshilfe-Anstrengungen gelernt, bei denen Modernisierungsansätze aus Mangel an Bewußtseinsveränderungen immer wieder an den hartnäckigen kulturellen Barrieren scheiterten. Unterstützt wird das langfristige

Verhaltenstraining durch Akzeptanzförderung bei den Erwachsenen. Geschmack ist machbar, Herr und Frau Nachbar. 368 Millionen Dollar im Jahr läßt sich McDonalds in den USA die Werbung kosten – davon sind 75 Millionen für die Fernsehwerbung. Hinzu kommen Riesensummen für PR-Arbeit. Jährlich steigt der Werbeetat um rund 20 Prozent.
Wie wichtig die Ebene der Einstellungs-Veränderungen ist, erfahren wir im mondänen »Anatole Loevs«-Hotel im neureichen Dallas bei einer Konferenz der US-Fast-Food-Industriellen namens »MUFSO« – das steht für »Multi Unit Food Service Operators Conference«. Im Arbeitskreis »Internationale Märkte« plaudert dort der Vertreter von »Wendys' International« mit kleinen und größeren Unternehmern der Branche, die sich ebenfalls in der Entwicklungsarbeit in Übersee engagieren wollen, über seine Pioniererfahrungen bei uns europäischen Hamburger-Negern: »Europa ist noch vollständig unterentwickelt«, sagt Mr. Gallant, berichtet von seinen »tough problems with the Bürgermeister von Garmisch«, was die Unterbringung von Burger-Burgen unter bayerischen Dächern angeht, und davon, daß man in manchen Ländern von den Regierungen erst mal ein »flat no« zu hören kriegt. »Es wird sehr schwierig sein, ihre Eßgewohnheiten zu ändern«, sagt er über die Europäer – und in anderen Kontinenten werde es noch schwieriger werden. John Weir, Öffentlichkeitsarbeiter bei Burger King in Miami, zeigt zögernd Ansätze zur Selbstkritik: »Wir bringen eine ganze Erfahrungswelt in die verschiedenen Länder – ein hektischeres Lebenstempo; und manchmal frage ich mich auch, ob wir dem Rest der Welt damit einen Gefallen tun.« Richard Starmann dagegen ist ungebrochen: »Wir beabsichtigen, in *alle* Länder rund um den Erdball zu gehen.« Voraussetzung dafür ist die Einführung entsprechender Technologien und zentraler Strukturen. Michael Gerling, zuständig für Einkauf und Lieferantenauswahl in der Bundesrepublik und Österreich, bringt es auf den Punkt: »Das Essen muß sich der Technik anpassen«, damit man die vollständige Einheitlichkeit des Produkts garantieren kann; damit es schnell geht.
So ziehen McDonalds-Experten zunächst in die brachliegende Wildnis, um über computerberechnete Pommes-frites-Fritteusen, Milkshakemix-Spender mit exakter Meßeinheitautomatik, summende Bratflächen, Weichbrötchenback- und Fließbänder, Kartoffelschneideautomaten, Schockgefrierfleischfabriken mit computerberechneten und -gesteuerten Mischverhältnissen, Metalldetektoren und anderen Raffinessen aufzuklären. Dann begeben sie sich zu den Kartoffelbauern, Apfelproduzenten, Mehlherstellern, Rinderzüchtern und Schlachthäusern – und lassen sonderanfertigen, exklusiv für die vorhandene Produktions-, Restaurant- und Verpackungstechnologie. Damit würden, so erläuterte etwa McDonalds in einer Anzeigenserie den Bundesbürgern, viele Beschäftigungsmöglichkeiten geschaffen, und die lokale Wirtschaft werde angekurbelt, da sie einen sicheren Abnehmer habe.

Was freilich immer nur für wenige Einheitsproduzenten gilt: »Wir handeln nur mit Firmen, die uns Millionen- und Abermillionen-Stückzahlen eines Produkts liefern können«, sagt Burger Kings John Barnes in Miami. Weichbrötchen, »Soft Buns«, jener kleinste gemeinsame Nenner an Brot, kommen in der Bundesrepublik aus einer einzigen Fabrik in Pfungstadt, Fleisch aus einer einzigen in Günzburg, der Del Monte-Konzern liefert Ketchup für ganz Europa, Kraft den Käse. Äpfel werden in Südtirol gepflückt und für Europa in Großbritannien zu »Appel-Pie« verarbeitet. Ferdinand Luers, Metzgermeister aus Oldenburg, seit 28 Jahren in den USA und Mitarbeiter des McDonalds-Fleischlieferanten »Otto and Sons«, ist stolz, daß er als Entwicklungshelfer das, was er in den USA gelernt hatte, der bayerischen Tochterfirma beibringen darf. Berater wie er gehen auch zu Rinderzüchtern und Fleischfabriken in Lateinamerika, wo die Rinder nicht nur für den Einsatz in dortigen McDonalds-Hamburger-Lokalen auf McDonalds-Standards hin gezüchtet und geschnitten, sondern als magere Ergänzung zu den bewegungslos in Boxen getreidegefütterten US-Rindern mit ihrem fetten Fleisch auch an die amerikanischen Ketten verkauft werden.

Auch der perfekt durchkonstruierte Hamburger braucht mittlerweile Ergänzung durch »Menue Diversification« in Richtung auf »Gourmet« oder auf »Natural«. Das Gebot der Unterordnung des Essens gemäß den strengen Regeln der Produktionstechnik bleibt davon unberührt. Wie diese Ergänzungsarbeiten aussehen, lehrte Burger Kings vieljährige Arbeit an einem Frühstücksprogramm. Der Frühstücksmarkt blieb lange Zeit unentdeckt, ungeweckt – bis McDonalds als erster seine Hamburger-Stuben schon früher öffnete und dort die üblichen Eier briet. Es galt, sich abzuheben. So setzte John Barnes, Produktentwickler bei Burger King, auf das Croissant, nachdem die ursprünglich einmal getestete Finger-Food-»Eierrolle« (Ei mit Kartoffeln, paniert und fettgebraten) wieder verworfen werden mußte. Croissants aber sind in der Zubereitung eine durchaus komplizierte Angelegenheit. So benötigt der konventionelle Hersteller des Blätterteigs Personal, Zeit, Handarbeit: der Teig muß gerollt werden, muß gekühlt stehen; fein und zerbrechlich, wie er ist, wird er wieder und wieder gerollt und muß zwischendurch ruhen. »Ein fast unüberwindbares Problem für Fast Food«, erklärt Barnes. Doch nach langen Mühen gelang es den Innovatoren schließlich, eine Maschine zu entwickeln, die den Preis pro Croissant von über 30 auf nun noch 12 Cents herunterbrachte. »Now they fit in our system«, strahlt Barnes. Und das Besondere an Croissants: »Sie sind so wunderbar geschmacksneutral. Man kann sie mit Eiern und Speck und Thunfischsalat oder vielleicht einer italienischen Wurst belegen ...« So werden die grauen, schrumplig gefrorenen Croissants nun, in große Plastikbehälter eingeschweißt, in den Restaurants angeliefert und müssen dort – ex und hopp –

nur noch in die Mikrowelle. Ähnlichkeiten mit Croissants sind beabsichtigt.
Nicht anders erging es auch dem widerborstigen Frühstücksspeck, der nicht in Burger Kings Maschinenpark paßte – weshalb fürs »System« ein vorgebratener, knochenhart in seinem Fett verpackter, laut Barnes »revolutionärer« Speck entwickelt wurde, der jetzt nur noch – genauso ex, genauso hopp – in die Mikrowelle muß und dann nochmals mit Fleischbulette und Käse auf den Grill. Armer Speck – armer Konsument: »Die Kunden müssen tolerieren, daß das Essen etwas aushält«, sagt John Barnes. »Wir gehen immer Kompromisse ein.« »Man muß schon immer Kompromisse eingehen«, sagt auch »Chef René« Arend, ein Gourmet-Koch aus Luxemburg, der ein liebes, gebrochenes Deutsch spricht, früher im Luxus-Whitehall-Club von Chicago Hummersuppe, Langustinen und »Geschnetzeltes« für McDonalds-Begründer Kroc gekocht hat und den sich »das System« nun als Testkoch und Promotion-Gag eingekauft hat. Was bestens klappt, wie man Deutschlands Zeitungen entnehmen kann, die ausführlich Hilfestellung leisteten, als René in der Bundesrepublik für die von ihm entwickelten »Chikken McNuggets« auf Werbetournee war. »Es hat mir gedauert nur einen Tag, sie zu entwickeln«, sagt René durchaus ehrlich – denn bei den panierten und frittierten Hühnerteilen handelt es sich ja keineswegs um eine bahnbrechende Neuerung. »Aber«, fährt er fort, »es hat zwei Jahre gedauert, um die Fabrikentwicklung zu tun, daß sie immer dieselben sein.« Zu diesem Zweck, erzählt er nicht ohne Bedauern in seiner winzigen Testküche, werden seine schönen Rezepte auf Formeln umgerechnet, die man in Koch- und Meßcomputer eingeben kann. Im Nugget-Masseneinsatz gab es dann aber doch noch ein Problem: »Das, was an den Nuggets dran war, haben wir immer verloren«, erzählt René – verschollen im Fett. Die Panade leistete Widerstand: da hat das Essen etwas nicht ausgehalten. Und wir erfahren: McDonalds, bis vor vier Jahren noch huhnlos, ist inzwischen der zweitgrößte Geflügel-Verarbeiter überhaupt geworden. Dabei werden – sagt René – ausschließlich Brust und Oberschenkel verwendet, von einer Million Hühnchen pro Woche. »Und der Rest?« »Den schicken wir nach Asien. Dort sind das Delikatessen für die Leute.« So wird auf der in den USA erreichten Fast-Food-Entwicklungsstufe also nicht nur die perfekte Produktvereinheitlichung mit Verdrängungseffekt erzielt, sondern gleichzeitig die optimale weltweite Verwertung eines jeden Produkts: erst frißt der Löwe sich satt, dann kriegt die Löwin den Rest. Zwar ist dies mit gewissen Transport- und Energieaufwendungen verbunden – so ein Huhn wird zerlegt, gefroren, verpackt, in die Welt geflogen oder verschifft, der Rest maschinell in fingerfood-gerechte Ausmaße gepreßt; doch Entwicklung und Fortschritt haben eben ihren Preis.
Chef René arbeitet übrigens gerade an einem Dressing, dessen Profil ganz

auf die Zielgruppe der Natur- und Biobewußten ausgerichtet ist: das Joghurt-Honig-Dressing. Von seinem ersten Versuch war er begeistert. Doch da tauchten schon Massenproduktions-Probleme auf: wenn man das Gemisch nämlich, köstlich, wie es ist, eine Weile stehen ließ, dann setzte sich unten der Honig ab. So etwas Häßliches mögen Amerikaner nicht. »Also habe ich«, erzählt René, Lerneifer im Gesicht, »die verschiedensten Mittel und Stoffe und Zusätze probiert. Jetzt klappt's! Wir nehmen Honigpulver und Joghurtpulver. Dann haben wir einen speziellen Gummi gefunden, der beides bindet, und bei der Milch setzen wir statt Butterfett hinterher Palmöl hinzu, weil auch das nochmal festigt und schmiert.« In die Masse noch einen Schuß Konservierungsstoffe, dann hinein in das kleine weiße nackte Plastiktöpfchen, fertig! Ich denke an wundervollen fetten cremigen Joghurt mit klebrig-süßem Honig bei den Bauern auf Kreta, als die PR-Referentin von McDonalds, Joni Hegenderfer, die vor wenigen Minuten noch für Filmaufnahmen einen Karton mit weißgrau tiefgekühlten Hamburger-Patties mit dem Pinsel befeuchtet und mediengerecht drapiert hat, den Plastiklöffel noch in der Hand schwingend, uns vorschwärmt, wie traumhaft das neue Dressing schmecke.

Verhaltensänderung bei den Konsumenten, Produktions- und Produktkontrolle: entscheidend für die Entwicklungsziele Geschwindigkeit, Erschwinglichkeit und Einförmigkeit beim Hamburger-Service sind vor allem billige, schnelle und perfekt ausgebildete Arbeitskräfte. Die »Schnellservice-Fachkraft« (bisher wurde diese Berufsbezeichnung trotz eifriger Bemühungen seitens McDonalds' in der Bundesrepublik noch nicht zugelassen) erhält ein ausführliches Training für die Herstellungsprozesse, bei denen Maschinen bisher noch versagen. Zum Beispiel:
»1. Auflegen: Patties in Reihe zu max. 5 Stück von vorne nach hinten auflegen, 1. Patty über Thermostatpfeil, Temperatur 190 Grad einstellen.
2. Würzen: Patties in vertikaler Richtung salzen.
3. Timer: Sofort VP-Timer einschalten, Brotmann verständigen: ›VP Patties eingelegt!‹, Brotmann richtet Brötchen her.
4. Summer: Nach 2½ Minuten ertönt Summer, Signallampe für Umdrehen leuchtet, Fleischpresse abnehmen, Saft abstreifen, Patties so rasch wie möglich umdrehen, Patties salzen, Brotmann informieren: ›VP-Patties werden gewendet!‹
5. Abnehmen: ...«
Das sind McDonalds-Blitz-Burger.
John Barnes, Burger King: »Unsere Frauen lächeln mehr und besser.«
In der Wallstreet gestand mir der Anlagenberater für die Restaurantindustrie, Michael Culp, einen Traum: »Da könnten Sie dann mal in ein Restaurant hineingehen, und es wäre überhaupt niemand hinter der Theke, man

würde seine Bestellung in einen Computer hineintippen, oder man spricht mit Worten hinein, und der Computer nimmt die Bestellung an, und irgendeine Maschine hinten würde das Essen kochen und auf ein Transportband stellen, und dann würde es rauskommen, man läßt das Geld in einem elektronischen Kassierautomaten, und dann geht man, und man war der einzige Mensch im Restaurant.«

Nach einem ganzen Interview-Vormittag überkommen Culp plötzlich Zweifel an dem großen Hamburger-System. Er zuckt mit den Achseln: »Irgendwie kann die ganze Aufmerksamkeit, die der Hamburger in den USA und rund um die Welt genießt, und das Geld, das ausgegeben wird, um Hamburger zu entwickeln und für Hamburger zu werben, durchaus auch absurd erscheinen – weil es so ein einfaches Produkt ist, weil es eigentlich jeder machen kann und es eigentlich nicht so anders ist als all die anderen Lebensmittel, die die Leute so essen.« Aber dann muß er doch wieder anerkennen: »Was die Hamburger-Industrie in den USA gemacht hat, ist, erstmalig eine ganze Fast-Food-Generation zu schaffen. Und: sie haben den einzelnen Produkten Namen gegeben, so daß sie ihre eigene Identität haben. Und so konkurriert jedes ganz allein gegen alle anderen Hamburger.« Somit ist Vielfalt in der eintönig einheitlichen Welt-Burger-Welt wiederhergestellt: Whopper gegen Big Mac gegen Fatburger gegen Whataburger oder Burger Royal gegen den All American Burger gegen Chiliburger gegen Fishmac gegen Whaler gegen Tofuburger gegen Loveburger. Glücksburger! Baron gegen Big Foot, Belt-Buster gegen Gunsmoke, Mr. Misty gegen Double Fudgy Nutty und gegen Big Deal Meal. Sprachburger – »McLanguage« heißt übrigens die konzerninterne Sprachregelung.

Während im burgertechnisch noch unterentwickelten Brasilien eine alte Frau in den Favelas bei der Suche nach Abfall auf den McDonalds-Müllsack mit der Bemerkung deutet: »Da ist nur Pappe drin. Da finden noch nicht einmal die Ratten was«, sind amerikanische Arme schon aufgeklärter. Ein alter Mann, den ich bei der abendlichen Speisung im »Man's Shelter« von New York treffe, der mir von Verhungernden in Washingtons Straßen erzählt und den ich frage, was er davon hält, daß McDonalds Hamburger fünf Minuten nach der Herstellung wegwirft, weil sie sonst ungenießbar zusammenschrumpeln, meint: »Nun, das ist ein Teil der Geschäftswelt. Und die Geschäftswelt verstehe ich, wissen Sie. Die hat ihre eigenen Gesetze. Da rege ich mich nicht drüber auf.« Allerdings fährt er fort, daß es wohl Ronald Reagans Aufgabe sei, dafür zu sorgen, daß jeder in Amerika eine anständige Mahlzeit bekommen könne: »Die Regierung, die sollte so effizient arbeiten wie McDonalds.« Nicht der Hamburger ist pervers, sondern die Gesellschaft, in der er gart.

Dietz Taschenbuch

⑧

⑨

⑧ **Richard Löwenthal/ Patrik von zur Mühlen (Hg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933–1945.**
320 S. m. zahlr. Abb. 9,80 DM

⑨ Originalausgabe – **Alexander von Plato: „Der Verlierer geht nicht leer aus".** Betriebsräte geben zu Protokoll. 220 S. 14,80 DM

⑩ **Johano Strasser/Klaus Traube: Die Zukunft des Fortschritts.** Der Sozialismus und die Krise des Industrialismus. 448 S. 16,80 DM

⑪ **NEU – Lily Braun: Memoiren einer Sozialistin.** Ungekürzte Ausgabe. Mit einem Nachwort von Monika Maria Kramme. 832 S. 19,80 DM

⑫ **NEU – Patrik von zur Mühlen: Spanien war ihre Hoffnung.** Die deutsche Linke im Spanischen Bürgerkrieg 1936 bis 1939. Etwa 384 S. 16,80 DM. Erscheint im März

⑬ **NEU – Raymonda Tawil: Mein Gefängnis hat viele Mauern.** Eine Palästinenserin berichtet. Deutsch von Barbara Bortfeldt. Etwa 320 S. 12,80 DM. Erscheint im Mai

⑩

⑪

⑫

⑬

Verlag J.H.W. Dietz Nachf.

Goethe Institut

Heinrich Vormweg
Das Elend der Aufklärung

Lob der Veränderung

Leben mit Vernunft

Ein bestimmtes Lernen
(Brecht in Ostberlin)

Literatur als politischer Prozeß

Schreiben und Leben

Auf dem Rückmarsch
aus der Moderne

Ein deutscher Aufklärer
(zu Christoph Martin Wielands
250. Geburtstag)

Sammlung Luchterhand Band 524. DM 12,80

„Aufklärung" bezeichnet nicht einfach Wissen, den Besitz von Informationen. Sie meint eine bestimmte Art des Umgangs mit ihnen, einen Umgang, der aus Kenntnissen Konsequenzen nicht für den eigenen Vorteil, sondern für alle Menschen zieht.

Das ist eine der klassischen Definitionen des Begriffs Aufklärung. Wir aber leben in einer fortgeschrittenen Industriegesellschaft, die weit davon entfernt ist, eine aufgeklärte Gesellschaft zu sein. Was hierzulande derzeit wuchert wie ein ekliges Geschwür, ist die Gegenaufklärung: politisch die berüchtigte „Wende"; in allen schöneren Künsten kommt das Nichts wieder in Sicht und gleich gegenüber ein ziemlich dürftiger Mischmasch von Mythos und Mythen.

Davon und ganz und gar nicht in Übereinstimmung mit dem Zeitgeist handelt Heinrich Vormwegs Buch. Er fragt, weshalb uns gerade jetzt, obwohl wir endlich in einen wahrhaft menschlichen Zustand eintreten müßten, eine neue Art der Barbarei und damit die Vernichtung droht: warum das altertümlich Inhumane als Weltvorstellung so ungeheuer stabil geblieben ist: warum sich die aufklärerische Vernunft immer wieder als Herrschaft verfestigt und selbst vergiftet. Vormwegs Art zu antworten, ist lästig inmitten der herrschenden Bewußtseinslosigkeit: das einzige Mittel gegen ihren Mißbrauch bleibt die Aufklärung selbst.

Sammlung Luchterhand

Lothar Baier
Phänomenologie unserer Gifte

»›Novitäten!‹ sagte sich damals Herr Silberstein, ›nur mit Novitäten schaff ich's.‹
Er annoncierte:
›Ein Kunde muß bei seinen Einkäufen auch darauf sehen, daß er nur in hygienischen, allen medizinischen Erfordernissen der Neuzeit entsprechenden Räumen kauft, besonders bei Textilien wegen des Staubs, in dem die Bazillen sitzen. Kommen Sie zu uns!
David Silberstein & Co.
Modernstes Haus. Acht Schaufenster.
Ein Luftventilator. Ein Ozonzerstäuber.‹
Den Ozonzerstäuber bediente Herr Silberstein selbst. Wenn er durch die Räume ging und gute Luft spritzte, war jeder Käufer, der an der damals sehr verbreiteten Bazillenangst litt, überzeugt, daß Herr Silberstein ohne Unterschied der Parteien und Konfession für das Allgemeinwohl die Atmosphäre verbesserte, zumal gedruckte, von den Zerstäuberfirmen gelieferte Gutachten medizinischer Sachverständigen, die Herr Silberstein im Schaufenster aushing, jeden Argwohn einer geschäftlichen Mache kategorisch ausschlossen.«
(Ernst Glaeser, *Jahrgang 1902*, Berlin 1929, S. 56 f.)

Sokrates starb bekanntlich an einer akuten Vergiftung. Der Athener Elfmännerrat hatte ihn zum Tod durch Vergiften verurteilt und einen Diener mit dem Gifttrank aus der Schierlingspflanze zu ihm geschickt. »Wohl Bester, denn du verstehst es ja, wie muß man es machen?« fragte der Philosoph. »Nichts weiter, sagte er, als wenn du getrunken hast, herumgehen, bis dir die Schenkel schwer werden, und dann dich niederlegen, so wird es schon wirken.« (Platon, *Phaidon*, 66)
Ein Sokrates, der in unsere Welt gefallen wäre, wüßte längst, wie man sich vergiftet. Zwar wäre die Schierlingspflanze mit ihrem schnellwirkenden Gift in unseren flurbereinigten und herbizidgetränkten Landschaften nicht einfach aufzutreiben, dafür wimmelt es in der allernächsten Umgebung von Giften und Vergiftungschancen. Jedes Kind weiß, wie man's macht: Man muß nur in der Großstadt spazierengehen und tief durchatmen, und schon füllt sich die Lunge mit einem Bündel von Giften (Schwefeldioxid, Kohlendioxid, Kohlenmonoxid, Stickoxide usw.); um eine kräftige Dosis der giftigen Nitrosamine zu erwischen, genügt es schon, in einer Schnellgaststätte einen Hawaitoast zu essen (das im Pökelschinken enthaltene Nitrit verbindet sich mit den Aminen des Käses zu Nitrosaminen); eine Bleivergiftung holt man sich am einfachsten, indem man am Rand vielbefahrener Straßen

frei ausgestelltes Obst und Gemüse kauft und vor dem Essen nicht wäscht; giftige Benzpyrene nimmt man am besten in gegrilltem Fleisch zu sich, das der Rauch von verbranntem Fett durchzogen hat; eine ganz unaufwendige Form der Vergiftung besteht darin, viel und lange zu telefonieren und die Sprechmuschel möglichst nahe an den Mund zu halten, damit die giftigen Restmonomere des polymerisierten Kunststoffs ABS zahlreich und ungehindert in den Magen bzw. die Lunge gelangen können.
Gift lockt oder lauert überall. Es kennt weder räumliche Beschränkungen noch Zeitgrenzen. Wenn wir nicht schon lange vergiftet worden sind (durch das Gift HCH in der Muttermilch), so werden wir gerade in diesem Augenblick vergiftet, und wenn wir heute noch nicht ganz vergiftet sind, dann wird das Gift morgen oder übermorgen seine heimtückischen Wirkungen entfalten. Das Heimtückische an den modernen Giftwirkungen ist gerade ihre Undurchsichtigkeit; niemand kann mit Sicherheit voraussagen, woran sie sich zeigen und wie sie verlaufen, niemand könnte eine moderne Vergiftung so anschaulich schildern, wie Platon die Vergiftung des Sokrates schilderte:

»Darauf berührte ihn eben dieser, der ihm das Gift gegeben hatte, von Zeit zu Zeit und untersuchte seine Füße und Schenkel. Dann drückte er ihm den Fuß stark und fragte, ob er es fühle; er sagte nein. Und darauf die Knie, und so ging er immer höher hinauf und zeigte uns, wie er erkaltete und erstarrte. Darauf berührte er ihn noch einmal und sagte, wenn ihm das bis ans Herz käme, dann würde er hin sein.«

Im Gegensatz zu dem Schierlingstrank der Antike wirken die modernen Gifte lange, bevor sie »wirken«, oder anders gesagt: wenn das Schierlingsgift von unten nach oben steigt und den Kopf erst erreicht, nachdem es alle anderen Organe ergriffen hat, greift das moderne Gift aus der entgegengesetzten Richtung an. Zuerst agiert es im Kopf – oder besser: es scheint im Kopf zu wirken, da wir bei den modernen Giften in den Bereich der Unbestimmtheitsrelationen eintreten –, bevor es die niedrigeren Organe erreicht, sich in ihnen als Cadmium ablagert oder als karzinogene Substanz anreichert. Für diesen Richtungswechsel ist nicht in erster Linie der chemisch-synthetische Charakter der modernen Gifte verantwortlich, wie man zunächst vermuten würde, sondern die Revolutionierung der Diskurse, die das Gift umhüllen und befördern. War das Gift der Antike Gegenstand eines Geheimwissens, zu dem selbst der Philosoph keinen Zugang besaß – »Wie muß man es machen?« fragte Sokrates 399 v. u. Z. –, so hat das Gift seine Exklusivität allmählich eingebüßt, hat sich der Verfügung durch medizinische und kriminelle Geheimnisträger entzogen, ist zu einem öffentlichen Stoff geworden; und zwar lange bevor die Schlote der großen Chemiefabriken in den Himmel ragten und für eine breite, gewissermaßen demokratische Streuung der giftigen Substanzen sorgten. Die Entdeckung der öffentlichen Gifte, die wir heute »Umweltgifte« nennen, scheint auf das

zeitige 18. Jahrhundert zurückzugehen, da ein populäres medizinisches Werk aus dem Jahr 1760 auf sie zu sprechen kommt, ohne davon Aufhebens zu machen, so wie es bei säkularen Entdeckungen üblich ist. Der Regensburger Arzt Dr. Johann Gottlieb Schäffer schrieb in der Vorrede zu seiner *Haus- und Reiseapotheke* von 1760:

»Es ist bekannt, daß die Luft in den Städten, theils wegen der vielen und zum theil sehr hohen Häuser, keinen freyen und beständig abwechselnden Durchgang haben kann, theils wegen der Ausdünstungen der vielen Einwohner, theils auch wegen der mancherley Handthierungen und Profeßionen, so in Städten getrieben werden, wovon sie ganz offenbar und ungemein sehr verändert, ja gar schädlich und giftig werden muß.«

Dr. Schäffer konnte seinen Lesern ohne Wenn und Aber raten, wie der giftigen Stadtluft zu entfliehen sei, nämlich durch den Aufenthalt in ländlicher Umgebung, wobei er allerdings nicht verschweigt, daß dem Landbewohner neue gesundheitliche Gefahren drohen können, verursacht von der schlechten medizinischen Versorgung der ländlichen Gebiete. Um eben dieser Gefahr zu begegnen, soll der Reisende oder Landbewohner jene Haus- und Reiseapotheke mit sich führen, deren Konstruktion und Zusammensetzung der Autor in seinem Büchlein nebst Preisangaben beschreibt.
Die Lehre von der umweltgiftfreien Landluft hielt sich nicht sehr lange. Professor Matthieu Joseph Bonaventure Orfila, Pharmakologe, Chemiker und Physiker in Paris, Leibarzt Ludwigs XVIII. und »Königl. spanischer pensionirter Naturforscher«, eine internationale Kapazität seiner Zeit, berichtet in seinem vierbändigen, 1818 erschienenen Werk *Allgemeine Toxikologie oder Giftkunde* von verschiedenen Fällen akuter Vergiftung in einem ländlichen Ambiente. So schwollen einem Neger, der einen Zweig des Mancinellenbaums spaltete, Gesicht und Hände. Madame N. wurde beim Einnehmen oder Einatmen von Leinsamen ohnmächtig. Monsieur Vincent verlor das Bewußtsein, als er den Duft von Rosen einatmete, ein Offizier wurde in der Nachbarschaft eines Nelkenstraußes von »Convulsionen« befallen und litt unter Kopfschmerzen, als er sich unter Holunder- und Nußbäumen aufhielt. Professor Orfila zufolge sollen Kaiser Heinrich IV., ein Prinz von Savoyen und Papst Clemens VII. an einer Vorform der modernen Abgasvergiftung gestorben sein: durch Einatmen der Dämpfe, die von brennenden Pechfackeln ausgingen; andere Forscher machten allerdings den Geruch parfümierter Handschuhe für ihren Tod verantwortlich. Orfilas Giftkunde ist auch zu entnehmen, daß es bereits um 1800 üblich war, Lebensmittel durch Beimischung giftiger Chemikalien zu veredeln: so wird von Bäckern berichtet, die giftiges salpetersaures Wismuth ins Brot verbacken, »um es weißer und schwerer zu machen«.
Auf Orfilas Toxikologie geht eine Einteilung der Gifte in sechs Klassen zurück, die sich, nur wenig modifiziert, in vielen späteren Giftkunden und Lexikonartikeln wiederfindet:

1. Korrosive oder zerstörende Gifte (Quecksilbersublimate, Brechweinstein, Grünspan, salzsaures Zinn etc.)
2. Adstringierende oder zusammenziehende Gifte (Bleiverbindungen etc.)
3. Scharfe Gifte (Chlorgas, Manjokwurzel, Rizinuskörner, Rittersporn, Akkerwinde, Clematis, gemeine Küchenschelle, Buschanemone, Sumpfringelblume, Eisenhut, Ranunkel etc.)
4. Betäubende oder narkotische Gifte (Wasserstoffgas, orientalischer Mohn, gemeiner Nachtschatten, Alraun, Stechapfel, Bilsenkraut, Kirschlorbeer, Bittermandel etc.)
5. Scharfe narkotische Gifte (Kohlenstoffsaures Gas, Oleander, perennierendes Bingelkraut, Mutterkorn, Giftpilze etc.)
6. Septische oder fäulniserregende Gifte (Kontagiöse Miasmen, Ausdünstungen von Friedhöfen, Krankenhäusern, Latrinen, Schwefelwasserstoffgas, Schlangengifte etc.)

Vergleicht man Professor Orfilas Giftverzeichnis von 1818 mit einer zeitgenössischen Giftliste, fällt als erstes auf, daß die einmal dominierenden Pflanzengifte auf einen kläglichen Rest zusammengeschmolzen sind. In der neuen bundeseinheitlichen, an die EG-Richtlinien angepaßten Giftstoffliste von 1978 nehmen Pflanzengifte (von Adonisröschen über Nieswurz bis Tollkirsche) gerde noch 15 Posten ein, während allein die Phosphorsäureverbindungen 97 verschiedene Kennzeichnungen beanspruchen. Das, was zeitgenössische Giftwissenschaftler »toxische Gesamtsituation« nennen, ist gegenüber der Giftlage von Orfilas' Toxikologie völlig auf den Kopf gestellt: Die Gefahren, die von den Giftpflanzen, Giftpilzen und Giftschlangen ausgehen, erscheinen gegenüber den giftigen Chemikalien nur noch als ein »vernachlässigbares Restrisiko«. Selbst der Schierling, der Sokrates tötete, ist in der amtlichen Giftstoffliste nicht mit der höchsten Gefahrenstufe T 28 (»sehr giftig bei Verschlucken«), sondern nur mit T 25 (»giftig bei Verschlucken«) versehen. Was Wunder, daß die chemischen und pharmazeutischen Industrien, die fast die Gesamtheit der heute umlaufenden Gifte produzieren und unter dem Verdacht der Weltvergiftung stehen (DDT-Spuren am Südpol), in ihren Publikationen großes Gewicht auf die Gefährlichkeit der Naturgifte legen. Im *Spiegel* vom 22. 10. 1984 erschien neben einem ganzseitigen Farbfoto eines Paars in mittleren Jahren diese vom Bundesverband der Pharmazeutischen Industrie gezeichnete Anzeige:

»Die Neumanns hatten noch eine Chance.
Sonntagmorgen, sechs Uhr früh. Im Krankenhaus von Klagenfurt kämpfen die Ärzte um das Leben von Helmut und Erika Neumann. Ihr neunjähriger Sohn Oliver und Oma Frieda sind inzwischen über den Berg.
Den Neumanns war die Ähnlichkeit zwischen dem Wiesenchampignon und dem giftigen Knollenblätterpilz zum Verhängnis geworden: Eine Verwechslung, der bereits viele Menschen zum Opfer gefallen sind. Schon fünfzig Gramm des Pilzes wirken tödlich. Und bisher war trotz der Behandlung mit Penicillin oft genug jede Hilfe vergeblich.

Die Neumanns hatten Glück, als es bei ihnen um Leben oder Tod ging. Den Ärzten kam ein Arzneimittel aus der Bundesrepublik Deutschland zu Hilfe, das gerade klinisch erprobt wurde und seit kurzem vom Bundesgesundheitsamt zugelassen ist.«

Die Behringwerke in Marburg, die unter anderem Serumpräparate gegen Vergiftungen produzieren, haben in ihrer Schriftenreihe »Behring-Mitteilungen« 1963 einen farbig illustrierten Band *Die Giftschlangen der Erde* herausgebracht und »Der Farbwerke Hoechst A. G. zum 100jährigen Bestehen« gewidmet. Typisches Ablenkungsmanöver, wird man dazu sagen, von Pilz- und Schlangengiften reden, während Hoechst und Konsorten die Umwelt mit einem Bombardement chemischer Gifte überziehen. Schon wahr; nur wird niemand erwarten, daß die chemisch-pharmazeutische Industrie die toxischen Wirkungen ihrer eigenen Erzeugnisse auf Farbtafeln zur Schau stellt, so wie die Behring-Werke die Opfer von Schlangenbissen porträtieren. Mögen die Schlangengifte auch als Alibi dienen, so lohnt sich doch ein kurzer Blick hinter die Kulissen. Eintönig ist sie nämlich nicht, die Welt der Vipern und Ottern, die sich unserer Aufmerksamkeit fast ganz entzogen hat. 410 Giftschlangenarten in 682 Formen haben die Wissenschaftler der Behring-Werke registriert. Nach Angaben der Weltgesundheitsorganisation WHO ereignen sich weltweit pro Jahr 1,2 bis 1,6 Millionen Schlangengiftunfälle, davon 40 000 mit tödlichem Ausgang.

»Beurteilt man Schlangengift nach biochemischen Gesichtspunkten«, heißt es in den Behring-Mitteilungen, »so dürfte kaum ein anderes Naturprodukt solch ein genau aufeinander abgestimmtes Fermentgemisch in dieser hohen Konzentration aufweisen. Aber auch in toxikologischer Hinsicht kann das Gift als annähernd vollkommen angesehen werden: Bleibt nach erfolgtem Biß der Kreislauf intakt, so verendet das Beutetier an einer schnell auftretenden Atemlähmung, bleibt diese aus, so versagt wahrscheinlich der Kreislauf.«

Von dieser Vollkommenheit sind die meisten Gifte, von denen die zeitgenössischen Giftbestseller handeln, himmelweit entfernt. Sie töten ihre Opfer nicht schnell und direkt wie das Schlangengift, sondern quälen sie erst durch Leberschäden, Nierenversagen und Krebs. Je synthetischer, desto gemeiner. Der Transfer des Gifts von der Natur in die industrielle Zivilisation hat die Vergiftung in ein ungewisses Schicksal, einen Latenzzustand, eine Drohung verwandelt.

Beneidenswerter Orfila. Er wußte noch nichts von den Benzpyrenen, Nitrosaminen oder Dibenzofuranen, die den Fleischesser bedrohen. Wenn jemand nach dem Genuß von Fleisch starb, das über offenem Feuer gebraten worden war, dann ziemlich schnell und aus einem ganz bestimmten Grund: »Eine andere Person, welche Braten gegessen hatte, zu dem man sich eines Bratspießes aus dem Holz dieses Strauchs verfertigt bediente, wurde sehr unruhig, närrisch, verfiel in Ohnmacht und starb.« Der giftige Bratspieß war aus dem Holz eines Oleanderstrauchs herausgeschnitten. Oleander, im Großen Brockhaus von 1893 als Giftpflanze aufgeführt, fehlt in der amtlichen bundesdeutschen Giftstoffliste. Hat sich die Natur vielleicht in dem

Maß entgiftet, in dem sich die Umwelt der industriellen Zivilisation mit Giften füllt?
Eine Meldung im Lokalteil der *Frankfurter Rundschau* vom 18. 10. 1984 wird schon bald zu einer Sammlung publizistischer Antiquitäten gehören:

»Polizei, dein Freund und Pilzkenner. – Daß die Frankfurter Polizei sogar über einen Pilzexperten verfügt, hat sie am Mittwochabend bewiesen: Die Mutter eines fünfzehn Monate alten Sohnes hatte das 1. Polizeirevier verständigt, nachdem der Junge Pilze, die auf dem Kinderspielplatz ›Tannenwald‹ in Neu-Isenburg wuchsen, gegessen hatte. Wie die Polizei mitteilt, war der Sohn daraufhin wegen einer möglichen lebensgefährlichen Vergiftung sofort in eine Klinik eingewiesen worden. Es bestand zunächst der Verdacht, daß das Kind den hochgiftigen weißen oder grünen Knollenblätterpilz verzehrt hatte.
Die Frankfurter Beamten suchten den Spielplatz gründlich ab. Dabei fanden sie eine ganze Reihe von Pilzen. Der Dienstgruppenleiter, ein Pilzkenner, identifizierte diese als keinesfalls tödlich. Es handelte sich dabei um Räublinge, Spei- und Gallentäuflinge, Perlpilze sowie um gelbe Knollenblätterpilze. Die letztgenannten sind schwach giftig, roh genossen können sie zu Störungen des Verdauungstrakts führen. Sicherheitshalber zog die Polizei noch einen professionellen Pilzberater zu Rate, der die Analysen des Polizisten bestätigte.«

Es kann nur noch eine Frage der Zeit sein, bis dieser giftkundige Polizist von Knollenblätterpilz auf chlorierte Kohlenwasserstoffe umschulen muß. An Knollenblätterpilzen sterben heute fast nur noch Türken. An chlorierten Kohlenwasserstoffen können wir aber alle eingehen.

Waren die Kenntnisse des Toxikologen Orfila auf dem Gebiet der chemischen Gifte naturgemäß sehr lückenhaft, so besaß dieser Forscher doch genügend Weitblick, sich nicht nur mit toxikologischen, sondern auch mit den psychologischen Aspekten der Gifte zu beschäftigen. »Alle übrigen Menschen (außer den Forschern und Ärzten), theilnehmend für das Unglück ihrer Brüder, finden ein Vergnügen darin, sich über die gefahrvollen Eigenschaften der giftigen Substanzen, so wie die überraschenden Phänomene, die sie veranlassen, zu unterhalten.« Orfila mag vor allem an kuriose Unfälle – Tod durch Oleanderholz – und an raffiniert ausgeführte Giftmordanschläge gedacht haben, als er neben dem Giftwert der Gifte auch den Unterhaltungswert der Gifte erkannte. Im 19. Jahrhundert erregte die Giftmordaffäre Lafarge in Tulle bei Limoges ungeheures Aufsehen: Das Publikum drängte nicht nur in den Gerichtssaal, um die des Gattenmords beschuldigte Marie Lafarge zu sehen, sondern auch in die Autopsie, um an den Eingeweiden des Opfers zu schnüffeln und dabei eine Spur des wahren Täters zu erhaschen, des Arsengifts. Die später freigelassene Marie Lafarge zählte noch viele Jahre danach neben russischen Fürsten und Pariser Ballerinen zu den Attraktionen des südfranzösischen Thermalbads Ussat-les-Bains, in dem sie ihren Lebensabend verbrachte.
Daß sich der Giftanschlag mit der Aura des Theatralischen umgeben kann, verdankt sich nicht einfach den Capricen eines sensationslüsternen Publi-

kums. Vergiftungen sind ebenso unterhaltend wie bürgerliche Lustspiele oder Boulevardkomödien, weil sie in aller Regel auf einer Verwechslung beruhen: Der nichtsahnende Ehemann glaubt eine besonders liebevoll zubereitete, weil kräftig gewürzte Suppe zu essen, während die Gewürze nur dazu dienen, den sauren oder bitteren Giftgeschmack zu überdecken. Dem am Spieß gebratenen Schweinefleisch ist nicht anzusehen, daß es sich mit dem tödlichen Oleandergift vollgesogen hat. Obwohl wir alle aus Zuschauern zu Mitspielern des Gifttheaters geworden sind und damit zu potentiellen Giftopfern, hat das Gift nichts von seinem Unterhaltungswert verloren. Im Gegenteil: Betrachtet man die Sachbuch-Bestsellerliste des *Spiegel* im Herbst 1984, so fällt auf, daß vier von zehn Titeln explizit oder implizit von Giften handeln.

1. Grießhammer: *Der Öko-Knigge,* Rowohlt
4. Langbein, Martin, Sichrovsky, Weiss: *Bittere Pillen,* Kiepenheuer & Witsch
7. Koch: *Umweltschutz zu Hause,* Mosaik
9. *Chemie im Haushalt,* Rowohlt

Es fällt weiter auf, daß sich die Aufmerksamkeit im Lauf der vergangenen Jahre von der Großen Vergiftung (Seveso, radioaktive Emissionen der Atomkraftwerke, Olivenölkatastrophe in Spanien, Tankerunfälle, Smog etc.) abgewandt und sich der kleinen, wenn auch in großem Maßstab betriebenen Vergiftung zugewandt hat. Bhopal ist fern: die Vergiftung findet nicht mehr auf der riesigen Freilichtbühne des Industriereviers statt, sondern im intimen Kammertheater des Privatlebens. *Chemie in Lebensmitteln, Iß und stirb* und so ähnlich heißen die Bücher, von denen sich zahllose Zeitgenossen unterhalten lassen. Der Trend zur Verhäuslichung der öffentlichen Aufführungen, der am deutlichsten in Kabelfernsehen und Videokonjunktur zum Vorschein kommt, hat auch vor den Giften nicht haltgemacht. Man vergiftet sich jetzt nicht mehr so sehr draußen auf der Straße oder im Betrieb wie in der eigenen Küche. Die zeitgenössische Giftsituation nähert sich damit auf bezeichnende Weise dem Szenarium des traditionellen Giftmords an, der sich, laut der Giftmord-Monographie des Kriminologen C. Unruh, zu neunzig Prozent in vertrauter häuslicher Umgebung abspielt. Das Unheimliche, das sich unerkannt in das Vertraute einschleicht: eine Quelle schaudernder Faszination. Cadmium im prächtig gewachsenen Champignon, Nitrosamine im appetitlich duftenden Hawaiitoast, Formaldehyd in der Zahnpasta: kein Grund mehr, exotischer Gifte wegen in die Ferne zu schweifen. Den vorläufigen Höhepunkt dieser Entwicklung, die sich als fortschreitende Intimisierung der Gifte charakterisieren läßt, markiert ein im Herbst 1984 erschienener, 773 Seiten starker Wälzer, der alle Chancen hat, die nach literarischer Giftkost verlangenden Leser den Winter über zu beschäftigen und zu unterhalten und einen der vorderen Plätze auf

der Bestsellerliste zu erobern: *Wohngifte*, verfaßt von Wulf-Dietrich Rose, edition wandlungen, Vertrieb 2001.

Zur Hypochondrie neigende Naturen sollten den Stoff dieses Werks in bescheidenen Dosen zu sich nehmen, um der Gefahr eines Giftkollers vorzubeugen. Denn *Wohngifte* schlägt vor ihrer Nase das Hintertürchen zu, das ein individuelles Entkommen versprach. Konnte sich der Leser von *Chemie in Lebensmitteln* oder *Iß und stirb* noch mit der Aussicht beruhigen, daß die Reduzierung des Speisezettels, der Einkauf im Bioladen oder die direkte Versorgung bei einem verläßlichen Erzeuger einen gewissen Schutz vor häuslichen Giftattacken bieten, so nimmt ihm *Wohngifte* diesen letzten Trost. Selbst wenn er gar nichts mehr zu sich nähme, wäre er damit noch lange nicht gegen ungewollte Vergiftungen gefeit. Wer sein Heim hermetisch abdichtet, um die abgasverseuchte Umgebungsluft draußenzuhalten, macht sogar alles noch schlimmer. Denn die eigene Wohnung, dieses letzte Refugium vor den Zumutungen der Außenwelt, ist von einer derart hochkonzentrierten Giftatmosphäre erfüllt, daß ständig Smogalarm gegeben, ja daß der Aufenthalt in den eigenen vier Wänden eigentlich verboten werden müßte: »Viele in- und ausländische Untersuchungen belegen, daß die Belastung der Innenluft mit Schadstoffen nicht selten um bis zu 50mal über derjenigen der Außenluft liegt« (S. 41).

Wie der hinterhältigste, raffiniertest eingefädelte Giftmord geht diese Heimvergiftung vor: Man sieht nichts, man schmeckt nichts, man riecht nichts, man spürt nichts, und ist dabei einer Dauerberieselung durch Giftpartikel ausgeliefert. Da mag der an sich »biologisch wertvolle Holztisch« im Wohnzimmer stehen und einen beruhigenden Anblick bieten – der Anblick täuscht: was nützt biologisch wertvolles Holz, das »millimetertief mit Dioxinen getränkt ist«? Was helfen naturbelassene Rauhfasertapeten, wenn sich dahinter Gipsplatten verbergen, die Zerfallsprodukte des radioaktiven Radon abgeben? Wer sich vor Rauchvergiftungen schützen will und einen Rauchmelder installiert, holt sich eine Art Schnellen Brüter in die Wohnung, denn der Rauchmelder strahlt Plutonium 239 ab. Wer sein Telefon oder die Verkleidung seines Fernsehers anfaßt, setzt sich schweren Schädigungen aus, denn die drei Ausgangsstoffe des Kunststoffs ABS, Acrylnitril, Butadien und Styrol, »stehen in dringendem Verdacht, mutagen, also erbgutschädigend, und krebserregend zu wirken. Acrylnitril bereits durch Hautkontakt!« (S. 53). Aber selbst wer auf Telefon und Fernseher verzichtet, hat seine Wohnung noch nicht von ABS-Giften befreit, da das Styrol aus den Mauern diffundiert, die aus styrolhaltigen Backsteinen bestehen. Und auch wer vier Wände sein eigen nennt, die nicht aus styrolhaltigen Backsteinen gemauert wurden, sondern aus Ziegeln, die mit Sägemehl porosiert worden sind, ist noch nicht aus dem Schneider: »Nicht immer ist Sägemehl unbedenklich! Häufig fällt es bei der Verarbeitung von Holz an, das mit

Holzschutzmitteln behandelt worden ist« (S. 90). Schon wieder haben wir Lindan, HCH, PCP und PCB in der Wohnung, auch wenn wir unsere Holzregale nur mit einer biologisch unbedenklichen Holzessigmischung imprägniert haben. Ganz zu schweigen von Formaldehyd, dessen giftiger Wirkung sogar schon die Börsenkurse erlagen, wie die *Frankfurter Rundschau* am 24. 8. 1984 meldete:

»Die Börsenparketts sind gegenwärtig mit Formaldehyd ›verseucht‹. Die Diskussion um das chemische Produkt hat die Anleger offenbar so verunsichert, daß sie im Moment auch Aktien anderer Branchen abstoßen ... Porsche und Daimler wurden um jeweils vier Mark billiger ... Bei den Großbanken mußte die Deutsche Bank (minus 4,50) den größten Tagesverlust hinnehmen ...«

Kein Ausweg aus der Wohngifthölle? Für den Durchschnittsverdiener wohl nicht. Allein die Bestimmung der Wohngifte kostet schon ein kleines Vermögen: »Wollte man alle in einer modernen Wohnung vorkommenden chemischen Schadstoffe analysieren, würde das Kosten zwischen 50 000 und 80 000 Mark verursachen« (S. 23). Damit sind aber die formaldehydhaltigen Spanplatten nicht entfernt, damit ist das ABS-Telefon noch durch keine biologisch unbedenkliche Sonderanfertigung ersetzt, der Nachtwächter ist noch nicht bezahlt, der die Funktion des plutoniumverstrahlenden Rauchmelders übernimmt, die styroldiffundierenden Mauern sind nicht abgerissen, der Lindan-verseuchte Dachstuhl ist nicht gegen einen biologisch einwandfreien ausgetauscht. Ruft die verzweifelte »toxische Gesamtsituation«, in der sich Heim und Herd befinden, nicht nach städtebaulichen Großlösungen, etwa dem Massenabriß unserer Giftquartiere und ihrem biologisch konzipierten Neuaufbau?

Wer sich durch die Horrorwelt der Nahrungs- und Wohngifte hindurchgekämpft hat, sieht hinter sich zwar einen schauerlichen Abgrund, vor sich aber auch neue Ufer. Es zeigt sich nämlich, daß die modernen Gifte die ungewöhnliche Eigenschaft haben, sowohl zu verunreinigen, zu verseuchen und zu schädigen als auch gleichzeitig zu reinigen und zu klären. Sie vergiften zwar unsere Körper, gefährden die genetischen Codes und bedrohen lebenswichtige Organfunktionen, aber sie entlasten und läutern auch den Geist. Die Umweltgifte ersparen ihm zum Beispiel die Anstrengung, das schwierige Problem des Übergangs vom Psychischen zum Physischen zu denken, das psychosomatische Krankheitstheorien aufwerfen. Sie lassen den psychischen Anteil auf einen vernachlässigbaren Rest zusammenschrumpfen: »Es ist nicht auszuschließen, daß auch der in allen Krankenhäusern so gefürchtete ›Hospitalismus‹ mit dem reichlichen Einbau der angeblich so hygienischen kunststoffbeschichteten Spanplatten, der PVC-Fußbodenbeläge und abwaschbaren Innenwände zusammenhängt« (S. 43). Die Gifte räumen vor allem mit jenen beunruhigenden Lehren auf, wonach es sich bei

Krebs um eine körpereigene, in der DNS-Struktur ruhende Möglichkeit handelt, deren Aktualisierung von einem komplizierten psychosomatischen Ursachenbündel abhängt; wobei der Körperwärme eine bedeutende Rolle zukommen soll. Im Licht der Nahrungs- und Wohngifte wird Krebs zu etwas ganz und gar Körperfremdem, das von außen, aus einer kranken Umwelt, in den an sich gesunden Organismus hineingeschleust wird, was ja schon die Adjektive »krebserregend« und »krebserzeugend« zu erkennen geben. »Krebs wird nicht geheilt werden können durch irgendwelche teuren Wundermittel der Pharmaindustrie, sondern muß verhütet werden durch saubere Luft, rückstandsfreie Lebensmittel und gesunde Wohn- und Arbeitsbedingungen« (*Iß und stirb*, Köln 1982, S. 135). Ein bißchen vegetarische Lebensweise kann bei der Krebsverhütung auch nicht schaden, denn »Fleisch wird wegen seines Ballaststoffmangels für Dickdarmkrebs verantwortlich gemacht« (S. 87). Erotische Kontakte, die die Gefahr einer Herpes-Infektion in sich bergen, sollte man ebenfalls meiden, denn »einige Vertreter (der Herpesvirengruppe) stehen sogar im Verdacht, eine ursächliche Rolle bei der Krebsentstehung zu spielen« (S. 203). Krebs ist also, wie AIDS, eine sehr moralische Krankheit; sie erlaubt es, den Kreis zwischen Tugend und Hygiene kurzzuschließen.

Schließlich beseitigen die Gifte das Skandalöse des Todes. Endlich gibt es keinen Grund mehr, mit einem Schicksal zu hadern, das Gerechte ebenso trifft wie Ungerechte, endlich muß niemand mehr an dem Sinn eines Lebens verzweifeln, das uns erst anlockt und uns dann im Tod hinterhältig von sich stößt. Es liegt nicht mehr am Leben selbst, daß das Leben eines Tages aufhört; wären die Gifte nicht, könnte es ja weitergehen. Die alte Frage, woran wir denn sterben und wer denn der Schuldige ist, hat endlich eine Antwort gefunden. Niemand muß sich mehr den Kopf zerbrechen, was es denn mit einem Leben auf sich habe, das sowohl den Schmerz als auch den Tod in sich trägt. Das Leben ist unschuldig, die Gifte sind's. Den Giften ist es zu danken, daß der Kopf wieder frei wird für wichtigere Aufgaben.

Die modernen Gifte könnten im übrigen dazu beitragen, die Probleme der Dritten Welt zu lösen; besser als Lebensmittelspenden und Deckenlieferungen sind sie geeignet, die in den Hunger- und Katastrophengebieten ausgebrochene Unruhe zu dämpfen. Der Schrei nach Brot wird schnell verstummen, wenn sich die Parole »Iß und stirb« herumgesprochen hat. Bald wäre niemand mehr so töricht, ein Dach über dem Kopf zu verlangen, das ihn vergiftet.

»Von allen Waffen sind die chemischen die überflüssigsten«, überschrieb die *Frankfurter Rundschau* (19. 11. 84) ihren Bericht über eine Tagung von Naturwissenschaftlern, die vor einem künftigen chemischen Krieg warnten. Daß der chemische Giftkrieg bereits im Gange ist, hätten diese Wissen-

schaftler fünf Tage vorher am Zeitungskiosk erfahren können: »Schweizer Wissenschaftler schlagen Alarm: Abgas-Katalysator erzeugt Krebs!« hieß die Schlagzeile der *Abendpost/Nachtausgabe* am 14. 11. Am selben Tag schlug, ebenfalls auf ihrer ersten Seite, die *tageszeitung* zurück: »Krebs durch Formaldehyd«.

Unterschied der Toxikologe Orfila Anfang des 19. Jahrhunderts noch arglos zwischen »absoluten« und »relativen« Giften, so müßte er spätestens heute dazulernen, daß es auch linke und rechte, fortschrittliche und reaktionäre Gifte gibt. Zwischen ihnen tobt ein Kampf, der möglicherweise mit dem totalen K. o. endet, vorläufig aber noch nach Punkten entschieden wird.

Die Regel ist einfach: Beide Parteien müssen versuchen, soviel Giftpunkte wie möglich anzusammeln. Schiedsrichter ist das Bundesgesundheitsamt: Einen Etappensieg kann verbuchen, wer dort für sein Gift das Prädikat »krebserregend« oder noch besser »krebserzeugend« erhält. Die Chancen für die Nahrungs- und Wohngiftpartei stehen derzeit nicht schlecht. Zwar ist es ihr noch nicht gelungen, das auf der amtlichen Giftliste lediglich als »reizend« gekennzeichnete Formaldehyd auf die Krebserzeugerliste zu bringen, dafür hat sie auf dem Gebiet der polyzyklischen aromatischen Kohlenwasserstoffe erhebliche Erfolge erzielt: »Von mehr als zweihundert ist bereits ihre Krebswirkung bekannt« (*Iß und stirb*, S. 131). In ihrem Überschwang haben sich die Giftkämpfer von *Iß und stirb* bereits zu solchen triumphalen Verlautbarungen hinreißen lassen: »Heute aber gibt es eine unüberschaubare Fülle derartiger Stoffe, in Natur und Umwelt, die teils sicher, teils wahrscheinlich, teils *unbekanntermaßen* Krebs verursachen oder fördern« (S. 123). Stoffe, die »unbekanntermaßen« Krebs verursachen – solche logischen Innovationen sind bei der Giftpartei keine Seltenheit. »Unbestritten ist die Tatsache, daß die Zufuhr von Phosphaten beim Menschen bedenklich ist«, heißt es in *Zuviel Chemie im Kochtopf* (Reinbek 1983). Solche Sätze kann man genüßlich auf der Zunge zergehen lassen, ganz im Gegensatz zu einem Stückchen Fleisch, das mit Nitraten, Phosphaten, Antibiotika, Psychopharmaka und Beta-Blockern vollgepumpt ist und aus Mangel an Ballaststoffen sowieso Krebs erzeugt.

Wie jeder Kampf wird auch der Giftkrieg von einer Schlacht um die Superlative begleitet. Cadmium, heißt es in *Iß und stirb*, ist »nach Meinung von Wissenschaftlern das bedeutendste Umweltgift« (S. 64). »Polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe gehören zu den gefährlichsten Umweltgiften« (S. 131). »Die PCBs sind dank ihrer Stabilität heute wohl die bedeutendsten chlororganischen Umweltgifte« (S. 197). Merkwürdigerweise fehlt in allen Siegesmeldungen der Giftpartei der Hinweis auf einen Giftstoff, dessen chemisches Kürzel HCN ganz nah bei dem oftgenannten HCH liegt; seine empirisch nachgewiesene Giftwirkung stellt die Wirkung all der HCHs, PCPs, PCBs usw., bislang jedenfalls, in den Schatten. In der amtli-

chen Giftliste ist HCN, EG-Nummer 006-006-00-X, mit dem Vermerk »Sehr giftig beim Einatmen, sehr giftig bei Berührung mit der Haut, sehr giftig beim Verschlucken« versehen. In der Literatur werden die Opfer von tödlichen HCN-Vergiftungen nach Millionen gezählt. Der frühere Handelsname von HCN, auch Cyanwasserstoff genannt, hieß Zyklon B, hergestellt von der Firma Degesch in Hamburg. *Wohngifte* weiß von HCN zu berichten, daß es in der Kunststoffherstellung z. B. für Plexiglas verwendet wird und daß die Salze des Cyanidwasserstoffs in der Metallindustrie Verwendung finden. Im zeitgenössischen Giftkrieg sind historische Reminiszenzen nur störender Ballast, dafür lassen Laborversuche mit modernen Giften das schlimmste befürchten. Bei einem Formaldehyd-Test an Mäusen machten die Giftforscher diese niederschmetternde und zugleich erfolgversprechende Entdeckung: »120 der getesteten 200 Mäuse mußten schließlich vom Versuch ausgeschlossen werden, weil sie sich gegenseitig attackierten und töteten« (*Wohngifte*, S. 59). Ein Resultat, das ganz neue Perspektiven eröffnet: Vielleicht ist die Frage der menschlichen Aggressivität und des Bösen ganz allgemein nichts anderes als ein Giftproblem, das sich durch die Gesundung der Umwelt von selbst lösen wird.

Mit den Giftschlangen und Knollenblätterpilzen, die sie ins Treffen führt, steht die andere Seite fast rührend armselig da. Dem Gifttrommelfeuer, das ihr entgegenschlägt, kann die chemisch-pharmazeutische Industrie angesichts nachgebender Aktienkurse nach menschlichem Ermessen nicht mehr lange standhalten. Deutet ihre schwächliche Verteidigung darauf hin, daß sie schon aufgegeben hat, oder hat die zur Schau getragene Gelassenheit einen anderen Grund?

Es könnte nämlich sein, daß sie dank jahrzehntelanger Erfahrung im Umgang mit Giften von deren Wirkungen doch mehr versteht als ihre erst kürzlich ins Giftgeschäft eingestiegenen Gegner. Die Giftpartei nimmt allem Anschein nach an, daß der menschliche Kopf auf die Gifte reagiert wie eine Rinderleber: Er akkumuliert und speichert die Giftstoffe so lange, bis der kritische Punkt erreicht ist, bis der Kollaps eintritt; dann gnade euch Gott, Bayer & Hoechst & BASF. Daß diese Auffassung, die man als toxikologische Verelendungstheorie bezeichnen könnte, auf einem fundamentalen Trugschluß beruht, wie uns das Schicksal jener anderen Verelendungs- und Zusammenbruchstheorie lehrt, ist im Lager der Chemieindustrie offensichtlich bekannt; deshalb kann sie gelassen zusehen, wie die Giftpartei immer höhere Giftdosen über den Köpfen ausschüttet. Sie weiß, daß sich alle diese Gifte dort nicht anreichern, wie Cadmium im Champignon, sondern sich gegenseitig neutralisieren, daß in den giftgesättigten Köpfen nicht der Aufstand gegen die Vergifter gärt, sondern daß sich Überdruß und Resistenz breitmachen. Jede neue Giftschlagzeile und jeder auf den Markt geworfene Giftwälzer hämmert uns ein, daß wir in einem toxikologischen

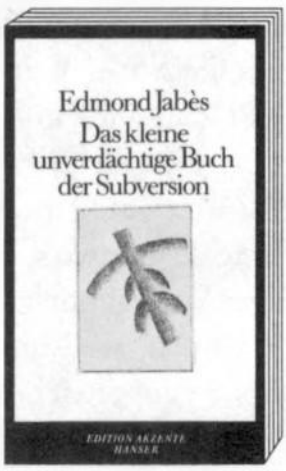
Belagerungszustand leben. Nun sind Belagerungszustände äußerst instabile Zustände; sie dauern nicht ewig, und ihr Verlauf ist schwer kalkulierbar. Wie die Belagerung schließlich ausgeht, hängt nicht nur von der Bewaffnung und den Vorräten ab, sondern auch von der Verfassung der Belagerten. Aus der Kriegsgeschichte sind Fälle bekannt, in denen intakte Festungen den Belagerern in die Hände fielen, ohne daß sie viel mehr als einen Schuß abgegeben hätten; sie hatten nur geduldig abgewartet, bis sich die Belagerten selbst außer Gefecht setzten. Die Zeit spielt in aller Regel gegen die Belagerten; jahrelang mit gleichbleibender Aufmerksamkeit auf dem Posten zu bleiben, überfordert ihre Kräfte, zumal sie sich nicht aus lauter kampferprobten Profis zusammensetzen. Wer zum fünfhundertsten Mal mit dem Alarmruf, daß jetzt der Feind wirklich angreife, aus dem Schlaf geweckt wird, der schläft darüber gleich wieder ein. Eben dieses Geschäft der Einschläferung betreiben die Giftautoren, die mit jeder Schlagzeile und Broschüre dafür sorgen, daß ihr Publikum ein klein wenig mehr abstumpft, sofern sie nicht einfach die Sucht einer Klientel befriedigen, die ohne unser täglich Gift nicht mehr leben kann. Solange das Giftstakkato andauert, besteht auf der Gegenseite kein Anlaß zur Beunruhigung. Die PR-Abteilungen können weiterhin Prachtbände über die Giftschlangen der Erde zusammenstellen. Den Rest erledigt die Giftpartei ganz von allein.

Da nicht alles Gift in Wörtern aufgeht, könnte einmal eine Situation eintreten, die von uns eine reale Antwort auf die »toxische Gesamtsituation« verlangt. Doch in diese Verlegenheit werden wir aller Voraussicht nach schon deshalb nicht kommen, weil uns die Giftpartei bis dahin längst die altmodische Angewohnheit ausgetrieben hat, zwischen Wörtern und Sachen zu unterscheiden, Sprachvergiftung und Umweltvergiftung auseinanderzuhalten. Wer das Gift nicht mehr riechen kann, merkt dann wenigstens nicht, wenn er es schluckt.

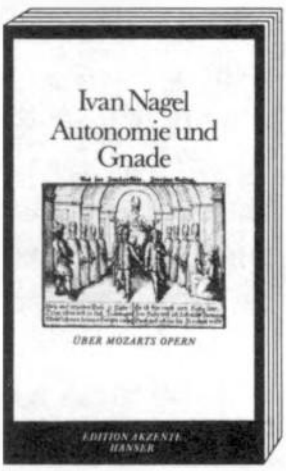
HANSER

Edition Akzente: Für Literatur.

Sabbioneta hat bis heute ihren Renaissance-Charakter bewahrt. In seinem meisterlichen Essay bringt Confurius diese Stadt wieder zum Sprechen.
266 Seiten. DM 34,–



Der Dichter-Philosoph Jabès gehört zu jenen frühen Autoren, die die französische Poesie der vergangenen dreißig Jahre maßgeblich mitbestimmt haben.
96 Seiten. DM 22,–



Ivan Nagel entwirft eine Typologie der Opern Mozarts, die zugleich eine hervorragende Analyse des zu Ende gehenden 18. Jahrhunderts darstellt.
156 Seiten. DM 25,–

»Eines der schönsten und intelligentesten Bücher seit langem«, hieß es im SENDER FREIES BERLIN über die beiden frühen Erzählungen von Botho Strauß.
108 Seiten. DM 19,80

Ernst Wendt, Regisseur und Dramaturg an großen deutschen Bühnen, untersucht hier – nachdenklich und verteidigend – Idee und Wirklichkeit des Theaters.
352 Seiten. DM 36,–

Fragen Sie bitte nach dem neuesten Prospekt **Das kleine Heft der Subversion,** mit allen Titeln der EDITION AKZENTE, in Ihrer Buchhandlung oder direkt beim Carl Hanser Verlag, Postfach 86 04 20, 8000 München 86.

Stephan Oettermann
Allesfresser, Schau-Schlucker, Hungerkünstler, Kunstfurzer

Über den Geschmack am anderen

Vorbemerkung: Über Geschmack, heißt es, läßt sich nicht streiten. Bestenfalls staunen. Wer die folgenden Geschichten liest, wird die alte Volksweisheit bestätigt finden. Die Geschichten, die hier kommentarlos zitiert oder raffend nacherzählt werden, sind alle wahr. Denn ich habe sie aus meinem Zettelkasten gezogen. Und in diesen Zettelkasten nehme ich nur Notizen auf, die ich aus Büchern großer (freilich meist längst vergessener) Gelehrter gezogen habe, die ihrerseits Bücher gefleddert haben, die auch wieder aus Zettelkästen entsprungen sind. Bei soviel hochaufgetürmter (wenn auch nicht mehr zu entwirrender) Wissenschaftlichkeit können diese Geschichten nur wahr sein. Ich jedenfalls habe sie nicht erlogen.

Also: Bis auf den Fall von Alwin Zwingmann, den persönlich kennenzulernen ich die Ehre hatte, habe ich alles nur abgeschrieben. Nach diesem freimütigen Bekenntnis der im Wissenschaftsbetrieb alltäglichen Praxis glaube ich (ausnahmsweise, bitte) auf die meisten Anmerkungen und Nachweise verzichten zu dürfen, um den Platz für das wirkliche Curiose und Merkwürdige zu sparen.

Das folgende »Ragout nach Polyhistorenart« besteht aus einem Eintopf unterschiedlichster Fundstücke, Zitate und Berichte, die nur eins gemeinsam haben. Sie handeln von Geschmacklosigkeiten in des Wortes vielfacher Bedeutung: vom ungewöhnlichen Gebrauch von Messer und Gabel, von absonderlichen Geschmäckern, von den Gelüsten der Schwangeren, vom enormen Appetit und seinen Folgen und vom Gegenteil. Sowie von allerlei Künsten, die des Leibes »Nied'r- und Unzulänglichkeit« *ästhetisch* zu veredeln suchten, indem sie seine Funktionen ins Bizarre überdehnten oder den Lauf der Natur verkehrten.

Die einzigen Zutaten, die ich selbst zu diesem Ragout beigesteuert habe (und nur dafür bitte ich mich verantwortlich zu machen), waren die Auswahl aus der Fülle, die Anordnung der Texte längs des Nahrungswegs vom Couvert bis zur Kloschüssel und die Zwischenüberschriften.

1. Merkwürdige Tischsitten

Vom zierlichen Gebrauch des Tafelbestecks. Am 3. Januar 1691 verschluckte der sechzehnjährige Bauernsohn Andreas Rudloff aus Maschwitz (nahe Halle) ein Messer mit Hirschhorngriff. Es blieb zunächst in der Kehle stekken, und da es den hilfreichen Tischgenossen nicht gelang, es herauszuziehen, »spühlen sie es ihm mit kalten Bier und Baumöhl vollends in den Magen hinunter«. Die Ärzte konnten das Messer zwar unter dem letzten Rippenbogen fühlen, wußten aber keine Abhilfe; auch »Magnet-Pflaster« half nicht. Die anfänglich stechenden Schmerzen verschwanden mit der Zeit, so daß »der Knabe wieder in die Schule und Schreibstunde gehen, auch auf der Geige spielen lernen konnte«. Am 2. August 1692 abends, »um eben die Stunde, da es vor 1 Jahr 30 Wochen und 2 Tagen verschluckt worden«, kam das Messer aus einem Geschwür unter der Herzgrube wieder zum Vorschein, von der »Magensäure ganz abgezehret«, so daß es nicht mehr zu brauchen war, wie man in W. Chr. Wesener: *Historia Adolescentis, a cultro, quem improvide deglutiverat, per abscessum feliciter liberati* (1692) ausführlicher nachlesen kann.

Das war ein Un- aber kein Einzelfall, denn »dieserley *Avanturen* kamen zu mehrmaln« vor. Neben dem »Hallischen Messerschlucker« kennt die medizinische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts, den Fall des »Böhmischen Bauern«, des »Schafhirten« aus der Gegend von Hildesheim, den »Pragischen« und den »Preußischen Messerschlucker« Andreas Grünheide (dessen Porträt mit Messer lange Zeit in einer Königsberger Kirche hing), den »Hannoverischen Delinquenten« sowie die »Harzburger« und die »Ermländische Messerschluckerin«. Dies waren alles Fälle, die einigermaßen glücklich ausgingen, so daß sich die Ärzte mit ihrer Kur öffentlich brüsten konnten. Die Dunkelziffer der Messerschlucker, die durch ungeschickten Gebrauch ihres Tafelbestecks zu Schaden kamen, muß wesentlich höher gelegen haben. Die Ärzte geißelten vergeblich die allgemein verbreitete Angewohnheit, sich nach zu vielem Essen mit dem Messer im »Gaumen zu kützeln«, um den Brechreiz zu fördern und vomieren zu können.

Die Warnung, »sich vor dem ungeziemenden Gebrauch des Messers zu hüten« (eine, wie ich mich erinnere, auch von meiner Mutter häufig vorgebrachte Tischsitten-Ermahnung), wurde immer wieder mißachtet: Nachdem Henriette Weil, aus Solingen (!) gebürtig, im Mai 1822 bereits ein »zusammengeschlagenes Taschenmesser«, dann, als sie dieses nicht bei sich behalten konnte, ein Taschenmesser mit halb abgebrochener Klinge verschluckt hatte, verspeiste sie zwei eiserne Gabeln, die eine von »7 und die andere von 7½ Zoll Rheinländisch Maß« Länge, die ein Jahr später mit dem stumpfen Ende vorweg aus einem Geschwür, etwa in Höhe des oberen Hüftbeinrandes, wieder zum Vorschein kamen. Die Gabeln waren »schon

sehr corrodiert« und nicht mehr zu gebrauchen. (*Rheinische Jahrbücher für Medicin und Chirurgie*, 1823)

Tischlein deck dich. Nicht nur Messer und Gabel, auch der Rest des gedeckten Tisches war vor den curiösen Schmeckleckern nicht sicher: Borellus hatte einen entfernten Bekannten, der bei Tisch das »dickste Glas zerbissen, davon ihm das Blut häuffig aus dem Maule gelauffen und mit der grösten Begierde ohne Schaden« verschlang, »und ein gut Glas Wein darauf getruncken«. Auch die Teller blieben nicht verschont. Steingut und Porzellan wurden »appetitlich zerknirschet und verschlucket, als wenn es scharff gebackener Zwieback wäre«. Die Tochter eines Amsterdamer Bürgermeisters aß – wie der von Rembrandt porträtierte Tulpius im Liber IV seiner *Observationes* berichtet – die Zinnteller »gantz klein geschabet«. Andere fraßen die Wachs- und Talglichter (brennend gar) vom Tisch, leckten den Dreck aus der Lichtputzschere, wenn sie nicht die damals noch gewaltigeren Gewürzbüchsen leerten. »O, wie schmeckt der Pfeffer so gut, ich meyne ich esse lauter Zucker«, soll eine vornehme Frau gesagt haben, die während ihrer Schwangerschaft auf einen Sitz mehr als 20 Pfund »gantzen« Pfeffer verschluckte. Einen weniger kostspieligen Geschmack hatte eine andere Frau, die Salz in rauhen Mengen leckte. Was ihr allerdings auf die Dauer nicht bekam: »da das häufige Saltz sie also ausgetrocknet und steiff gemacht, daß sie keinen Fuß rühren gekonnt«.

An die Substanz ging auch der Geschmack der Frau, die besonders gern »Baum- und andere Wolle« aß: kein Tischtuch war vor ihr sicher. Die Tochter eines Breslauer Kaufmanns dagegen fand die Bespannung der Stühle besonders lecker, »dahero im ganzen Haus auch fast alle dergleiche Stühle von ihr verletzt waren«. Teuer war der Japp einer Frau in Paris, »welche aus grosser Begierde und Liebe zu feinen Spitzen einstmals daselbst vor 400 Reichsthaler derselben aufgefressen; Und nach dreyen Tagen ... eben dergleichen gethan, so eben so viel, wo nicht mehr am Preiß betragen.«

Allesschlucker

Chevalier Cliquot

Mac Norton

Ratzeputz. Waren sie einmal auf den Geschmack gekommen, war nichts im Haus, auch das Haus selbst nicht, vor den absonderlichen Fressern sicher, wobei Schüsseln voller Kieselsteine vom Gartenweg, Scherben von zerbrochenen Töpfen noch zu den gewöhnlichen Speisen zählten. Ein Polter-Hanns genannter Mann in Leipzig aß besonders gern Ofenkacheln, ein »adeliches Mädchen« Streusand. Ein anderer goutierte »ungelöschten Kalck handvollweise«, der, »wenn er in dem Maule Wärme erreget, eine sonderbare *Delicatesse* gemacht«. Notorisch muß man den Knaben nennen, der, sobald er »von der Mutter-Milch entwehnet« worden, begierig Kreide, Staub, Sand und den »Kehricht aus allen Winkeln« fraß. Wenn sich nichts dergleichen fand, leckte er den Kot von den Schuhen. Einmal allein gelassen, hat er von den Wänden des Zimmers »den Kalck-Tünch fast gäntzlich heruntergeklaubet; und ob er deswegen hart *castigiret*, hat er es in den Nachbars Haus nicht anders gemacht«. Mit zunehmendem Alter nahm auch der Appetit dieses geschmäcklerischen Knaben gewaltig zu, so daß er manchmal »einen halben Hut voll Sand oder Kalck, Kohlen, Ziegelgrauß etc. verzehret« – »Dennoch lebet er vollkommen gesund, und hat täglich seinen offenen Leib, ob er gleich solch hartes Wesen zu sich nimmet, außer daß ihm die vörder Zähne ganz breit seyn und halb abgewetzet, von den vielen harten Sachen, so er zerknirschet.«

Manchmal ging die Sache nicht so gut aus. André Bazile, ein Ruderknecht gebürtig aus Nantes, der Zeit seines Lebens unter »wütendem Hunger« zu leiden hatte, kam am 5. September 1774 ins Seehospital in Brest. Er beklagte sich über Husten, Magendrücken und Kolik. Alle vom Arzt verordneten Mittel verschafften ihm keine Linderung. Man konnte sich seine Krankheit nicht erklären. Kurz, er starb den 10. Oktober um 2 Uhr nachmittags. Der Arzt vermutete eine besondere Unordnung »in den inneren Theilen und öffnete den Leichnam am folgenden Tage. In dem Magen fand man eine große Menge Dinge, die von einem eigenthümlichen Appetit zeugen und sonst eben nicht Jedermanns Speise sind.« Das vollständige Inventarium des Mageninhalts bestand »aus 44 Nummern«. Darunter ein Stück von einem großen Tonnenreifen, 19 Zoll lang und einen Zoll breit; 22 Stück Fichten-, Eichen- und Genisterholz von 2 Zoll bis 6 Zoll Länge und einem halben bis zwei Zoll Durchmesser; ein hölzerner, mehrere zinnerne Löffel, ein Pfeifenfutteral, Teile von zwei verschiedenen weißblechernen Trichtern, mehrere Nägel, Stücke von Glas, Leder, Horn, Pflaumenkerne, zinnerne Schnallen, eine gebogene Messerklinge. Alles in allem ein Gewicht von etwa 2 Pfund. (*Museum des Wundervollen*, 1805)

Am merkwürdigsten bei diesen Ratzeputz-Fresser-Geschichten ist, daß ich nirgends und niemals einen Hinweis darauf gefunden habe, daß einer den sprichwörtlichen Besen mit Stiel und Kehrschippe gefressen hätte. Der einzige Grund dafür (erst nach langem Überlegen kam ich drauf) könnte der

sein, daß sie diese Werkzeuge ja brauchten, um sich damit die Nahrung aus den Ecken zu fegen. Ein wenig stichhaltiges Argument, zugegeben, denn die Messer- und Gabelschlucker fraßen ihre Eßwerkzeuge ja auch mit auf.

2. *Gourmets*

Vorspeisen. Im Abschnitt »Ungewöhnliche Delicatessen und abgeschmackte Speisen in allen Theilen der Welt, wie auch einzelner Personen« seiner grundgelehrten *Rariora Naturae & Artis* (1737) erzählt Johann Christian Kundmann von einem Edelknaben, der im 17. Jahrhundert am Hofe des letzten Herzogs von Liegnitz »dem Läuse-Fang trefflich nachgegangen, und so bald er eine erhaschet, mit Begierde ins Maul gestecket. Die Hertzogin, so einstmals diese Sauerey aufs nachdrücklichste ihm verweiset, bekommt von ihm folgende Entschuldigung zur Antwort: Gnädige Fürstin und Frau: Ich esse sie nicht, ich sauge sie man aus.«
»Das Exempel von einem gewissen Reichs-Grafen ist notabel, welcher so wohl in seiner Jugend als in männlichen Jahren, die Spinnen begierig aufgezehret, selbige mit den Händen gefangen, gekäuet und hinab geschlucket; Wobey er versichert, daß sie wie Eyß kalt, und zugleich süsse schmeckten.«
»Ein Zimmermann hat zu Grünberg in Schlesien alle Früh-Jahr die May-Käfer in Butter geprägelt, und mit seiner Familie ohne Ekel gespeiset, wobey er sich zugleich eingebildet, mit allen Seinigen auf ein Jahr vor allen Krankheiten präservieret zu seyn. Gleich wie ein Barbier ... welcher die Raupen mit Saltz und Pfeffer ohne eintzigen Eckel genossen.«
Als merkwürdig referiert Riedl den Fall eines Mannes und einer Frau, die die Gewohnheit hatten, »den ausgetrockten Rotz, oder die Pöpel aus der Nase« zu nehmen, »Wolgern daraus« zu machen und »appetitlich hinunter« zu schlucken.

Von allerlei größeren Leckereien. Die Compilationen der barocken Gelehrten sind voll von Geschichten über Leute, »die der unordentliche Appetit zu gantz ungewöhnliche Dingen getrieben«. So berichtet z. B. Nicolaus Isthuansius in seiner Geschichte Ungarns »ein singulares Exempel von einem Minister bey dem letzten Hungarischen Könige Ludovico mit Nahmen Petro Corregio, welcher in des Königs Gegenwart, die Katzen zusammt denen lebendigen Mäusen und Ratten, bis auf den Schwantz, und die auf der Gasse liegenden halb verfaulten und madichten Hunde und andere Aesser mit grosser Begierde aufgefressen«.
Nierembergio hat (wie er in seiner *Historia naturalis,* Lib. III erzählt) selbst gesehen, »wie einer eine lebendige Katze mit Haut und Haaren, unter dem gräßlichsten Geschrey des Thieres verzehret«.

»In Breßlau fand sich vor etwan 30 Jahren [d. h. um 1700] ein Pohlnischer Kerl vor dem Ohlauischen Thore ein, welchen sein Herr vor Geld sehen ließ. Dieser fraß in meiner Gegenwart [berichtet der Arzt Kundmann] eine Katze und ein lebendiges Huhn mit allen kleinen Federn, so er aber starck saltzte, item Filtz, Werck, Tuch, rauch Leder etc. Wie er denn auch in Prag sich über einen verstorbenen Juden soll hergemachet haben; Und da ich meinen jüngsten Bruder als einen kleinen Knaben mit hinausgenommen hatte, meynete er, daß er die gröste Lust hätte, diesen Burschen aufzufressen.«

Die Gelüste der Frauen. Davon werden die absonderlichsten Dinge berichtet. Die Frau, die 12 lebenden Barben die Köpfe abbiß, und die, die es in den Monaten ihrer Schwangerschaft auf 1400 Heringe brachte, zählen da noch zu den gewöhnlichen Fällen. Auch die Frauen, die sich die Haare vom Kopf rissen, sie zu zierlichen Löckchen drehten und verspeisten, sind noch nichts besonderes. Merkwürdiger schon die, die nur Hasenbälge fressen wollte, oder die, die »das Schiffpech in Wärmde zerflossen, auf Brot geschmieret, in grosser Quantität gegessen«. Eine andere hat »Semmeln in die Wagen-Schmier-Büchse eingetuncket und mit solchem Appetit gegessen, als wenn sie in Malvisier wären eingeweichet gewesen«; eine dritte schabte sich »offt zwei Pfund Tischler-Leim klein« und verzehrte sie mit Genuß. Eine der beliebtesten und verbreitetsten Speisen von Schwangeren war Juchtenleder »klein würfflicht« geschnitten. Eine allerdings vertrug es nicht und wurde ganz »cachectisch«. Einer anderen war Juchtenleder zu gewöhnlich, denn sie war von Stand und »aptierte nichts mehr als vergoldet und versilbert Leder«.

»*Durch oder medium?*« – »*Englisch, bitte!*« Eine schwangere Frau biß einem Priester ein Stück von der Ferse, »ob er gleich schrecklich darunter geschrien, und Gott und Menschen um Hülffe geruffen«.
»Auch war der Appetit einer andern schwangeren Frau abentheuerlich, die von einem fleischichten Manne begehrte, er solte ihr erlauben, sich in den Arm beissen zu lassen; damit ihr diese Verweigerung keinen Schaden bringen möchte, resolviret er sich darzu, welche auch bald fertig ist, ihm ein ziemliches Stück aus dem Arme zu reissen, wenig zu käuen und hinunter zu schlucken. Als ihr das Mannsfleisch sehr wohl geschmecket, begehret sie von ihm, noch einen Biß auszuhalten, da es aber der Mann nicht zulassen will, gehet sie traurig hinweg und gebieret zwey Kinder, da das eine lebendig, das andere todt gewesen.« (Levin Lemmius: *De occultis Naturae miraculis* Lib. I, Cap. V, pag. 24)
»Ein schrecklicher Casum von einem schwangeren Weibe, die ihren eigenen Mann ermordet, damit sie ihn aus Liebe auffressen könnte«: Die Frau

machte sich mit der größten Begierde über den Körper her, »benagte mit ihren Zähnen das blutige Fleisch von den Beinen«, den Rest pökelte sie ein. Vor Gericht sagte sie aus, daß sie »Zeit ihres Lebens keine so delicate Mahlzeiten genossen« habe. (Philipp Salmuth: *Observationes Medicarum*)

3. Was rumpelt und pumpelt ...

Von den bösen Folgen, die es haben kann, wenn man derart mänadischen Schwangerschaftsgelüsten nicht nachkommt, berichtet das *Leipzigische Jahrbuch:* »Diese Michaelis-Messe (1701) hat sich ein Vielfraß oder Vielfresser um Geld allhier sehen lassen, er war eines Hirten Sohn, dessen Mutter von Prag gebürtig war, und sich an einem Wolff, als sie mit ihme schwanger gegangen, versehen hatte, indem sie darzu kommen, als sein Vater ein todt angebissenes Schaaf dem räuberischen Wolffe abgejaget, und an dem rohen Fleische des Schaafes nicht weniger als der Wolff ihren Appetit gern stillen wollen, welches sie auch gethan, im Fall ihr dasselbe nicht mit Gewalt vom Manne wäre aus den Zähnen gerücket worden. Dieser verwahrlosete Mensch [d. h. der Sohn] hatte einen so (...) unordentlichen Appetit, daß er lebendige Katzen, Hunde und Schaafe mit Fell und rohen Fleische fressen kunte. Ansonderlich wenn er sich recht sättigen wolte, verschluckte er Steine, so groß als Castanien, und fraß auch Werck dazu. Man kunte gar eigentlich bey ihm die Steine im Halße und Bauche hörte kollern und klappen. Dieser Steinfresser muste ein paar Tage in dem neuen Zucht-Hause (...) Brodt essen, und er bekam hernach seinen Lauff-Zettel, damit sich niemand an ihm versehen mögte.«

Rauhe Kost. Auf den Jahrmärkten in Venedig und Ferrara zeigte sich Mitte des 17. Jahrhunderts ein Mann namens Lazarus, der unter dem Kunstnamen »Vitrivorax« oder »Der Glaß-Fresser« auftrat. Dieser habe, berichtet Realdus Columbus in *De re Anatomica, Lib. XV.*, »gar keinen Geschmack gehabt, und weder widriges, noch angenehmes von Speise und Trank empfunden, auch süsse, bitter, sauer, fett, gesaltzen, oder auf andere Weise schmeckendes zu unterscheiden nicht gewußt; über dieses für Geld Glaß, Steine, Holtz, Kohlen, lebendige Thiere insonderheit Fische, die erst aus dem Wasser kommen, Leim, Leinwand, Tuch, Heu, Stroh, ja alles was man ihm vorgeleget, begierig verschlucket. Einst sey es in der Apothecke zum Engel in Padua geschehen, daß er ein Säckgen mit Kohlen angetroffen, da er die Kohlen zusamt dem Sacke hineingefressen. Als dieses der Apothecker Martinus Aromatarius gesehen, sey er hefftig erschrocken, ihm ein gutes Trinck-Geld gegeben und bedräuet, sich ja nicht weiter bey ihm finden zu lassen, damit ihn nicht etwa der Appetit ankäme, daß er ihn zusamt der Apothecke und allen Artzeney-Büchsen auffrässe. Als nun dieser Lazarus

gestorben, und ihn Columbus seciret, hätte er gefunden, daß bey ihm die *quarta conjugatio nervorum*, so den Geschmacke mache, gantz anders situiret gewesen, als bey andern Menschen.«

Alfonso, »der menschliche Strauß«, auch das »afrikanische Wunder« genannt, trat um 1900 bei *Barnum & Bailey – the Greatest Show on Earth* auf. Er fraß Glas, Kiesel wie Kartoffeln, scharfkantige und spitze Nägel wie Spargelstangen, Putzwolle als Salat und Schmierseife als Nachspeise. Dieses Menü spülte er mit Portico-Öl und Salmiak-Geist hinunter.

»Kolnicker (ein Bayer aus Passau), der im Jahre 1771 in Ilefeld (Grafschaft Hohenstein) starb, soll schon in seinem dritten Jahre Steine des Hungers wegen gefressen haben. Auch seine Eltern und seine Großmutter sollen Steinfresser gewesen sein. Weil er niemals habe satt werden können, trug er beständig eine Portion Steine bei sich, und als er einstmals nach Holland gehen wollte und erfuhr, daß dort wenige Steine seyn, so nahm er einige Zentner mit dahin. Kolnicker war in seiner Jugend Soldat gewesen, und bei Einquartierungen wurde er wegen seiner Gefräßigkeit jedesmal für acht Mann gerechnet. Einst retteten ihm die Steine, die er gefressen hatte, das Leben. In einem Treffen nämlich bekam er einen Schuß in den Unterleib, und da dieser gerade voller Steine war, so prallte die Kugel ab, und er wurde bloß an der Haut verwundet. Er war so wenig ekel, daß er sich, wenn er nichts anders hatte, bei den Schweinen zu Gaste bat, wenn ihr Futter nur warm war; kalt wollte ers nicht haben. Indessen hatte er doch vor Stockfisch und Käse einen großen Abscheu, und war so empfindlich in disem Punkte, daß er selbst seinen Schnupftabak nie bei einem Krämer kaufte, welcher mit diesen Dingen handelte.« (*Museum des Wundervollen*, 1804 und 1807)

4. O Gargantua ...

»Drey Reihen Zähne« soll Lepräus Elaus, genannt Buphagus, im Munde gehabt haben, anders wußten sich die antiken Autoren nicht zu erklären, warum er »bey einer Mahlzeit einen ganzen Ochsen« verzehrte. »Milon von Kroton trug in den olympischen Spielen einen Stier auf seinen Schultern, und verzehrte denselben ganz allein in Einem Tage. Astidamas Milesius, welcher dreymal bei Olympia gesiegt hatte, aß mehr als neun andere starke Männer. An der Tafel des Königs in Persien, Ariobarzanes, fraß er alles allein auf, was für die ganze Gesellschaft aufgetragen war. Vom Kaiser Maximinus lieset man, daß er sehr groß und stark gewesen, aber auch täglich 40 bis 60 Pfund Fleisch und einen ganzen Eimer Wein verzehren konnte. Aurelianus hatte einen Fresser, der in Einer Mahlzeit ein wildes Schwein, einen Hammel und ein Ferkel zu sich nahm. Claudius Albinus konnte auf einmahl 500 Feigen, 100 Pfirsichen, 10 Melonen, 20 Pf. Weintrauben, 100 Schnepfen und 40 Austern verzehren. Dem Kaiser Maximilian ward im J. 1511 ein sehr

großer und dicker Nordländer vorgestellt, welcher mit einem mahl ein ganzes rohes Kalb und ein Schaf auffraß. Im J. 1765 fand sich in Dresden unter der königl. Leib-Garde ein Mensch, der bey Einer Mahlzeit beynahe 20 Pfund Rindfleisch, die Hälfte eines gebratenen Kalbes, mit anderen Gerichten in gleicher Menge vermischt, aufzehren konnte.« (Krünitz: *Ökonomisch-Technologische Enzyklopädie,* 1778)
Die Nummer 476 der *Philosophical Transactions* enthält den wissenschaftlichen Bericht, daß ein zwölfjähriger Knabe in England »binnen sechs Tagen in seiner natürlichen Freßsucht, 277 Pfund und 12 Unzen, nähmlich jeden Tag nicht unter 52 Pfund, 8 Unzen, und nicht über 77 Pfund gegessen habe«.

»Iß langsam, Junge! Es nimmt dir keiner was weg.« Alwin Zwingmann, im Normalleben Schrotthändler aus dem Fränkischen, bessert für eine Gage von 120 Mark pro Tag plus Spesen seine Einkünfte auf, indem er mit einem Impresario über die deutschen Dörfer tingelt, der, je nach des jeweiligen Schützenvereins Gusto, auch Damen-Schlamm-Catchen, Reiz-Wäsche-Modenschauen, bayrische Schuhplattler, Oben-ohne-Bauchtanz, eine »Horror-Show«, Lufu den Grimassenschneider, einen Mann, der Wärmflaschen aufbläst und zum Zerplatzen bringt, sowie noch viele andere tolle Attraktionen anzubieten hat.
Alwin Zwingmann, geb. 1945 – ein hungriges Nachkriegskind also –, ist anerkannter »Weltmeister im Biertrinken und Würstelessen«. Er ist, obwohl inzwischen von stattlicherer Statur als am Beginn seiner Karriere, nicht etwa einer von jenen barbarischen Kraut- und Knödelfressern, die sich in gewissen rückständigen Gegenden der BRD den Wanst zum Gaudi der Zuschauer vollknallen, bis die Hirschhornknöpfe von der Krachledernen platzen. Nein, Alwin Zwingmann hat sich die Parole der *modern times* auf die Fahnen geschrieben: Schnelligkeit. Er trinkt 1 Liter Bier auf einen Sitz und ohne zu schlucken, bevor seine Herausforderer, die ihm allabendlich den Titel streitig zu machen versuchen, auch nur ein kleines Halbes gekippt haben. Dann ißt er 1 Meter Wurst in 6 Sekunden oder etwas mehr, denn seitdem er bei einer Wirtshauskeilerei die Schneidezähne eingebüßt hat, hat er Schwierigkeiten, die Weltbestleistung zu halten. Doch noch trägt Alwin Zwingmann Namen und Titel zu Recht.

5. Laßt dicke Menschen um mich sein

»Liebe auf den ersten Blick« sei es gewesen, erklärte die Australierin Joy, als sie (um 1950) Mr. Barney Worth heiratete. Gemeinsam brachten sie ein Gewicht von 1157 Pfund aufs Standesamt. Für seinen Hochzeitsfrack benötigte er (178 cm groß, Taillenweite 190 cm) 8½ Meter Stoff, und sie (165 cm

groß) brauchte die dreifache Menge. Die gewöhnliche Tagesration des dicksten Ehepaares der Welt sah folgendermaßen aus:
Frühstück: 12 Eier, 3 Pfund Fleisch, 1½ Laib Brot, 4 Pfund Butter, 1 Marmeladekrug, 2 Pfund Würstchen, 8 Tassen Tee oder Kaffee, 2 Liter Wasser.
Mittagessen: 4 Pfund Roastbeef, 2 Pfund Erbsen, 2 große Kohlköpfe, 3 Pfund Kartoffeln, 3 Büchsen eingemachter Fruchtsalat, 3 Tassen Tee, 2 Liter Wasser.
Abendessen: 2 Hühner, 4 Pfund Schweinebraten, 4 Liter Suppe, 2 Pfund Erbsen, 2 große Salatköpfe, 1 Plum-Pudding, 4 Tassen Tee, 2 Liter Wasser.

»Während dem Schillerfest auf der Bleiche.
Viktorine Collignon
aus Paris
die größte Abnormität der Welt!
Das schwerste und schönste
Riesenmädchen der Welt!
17 Jahre alt, hat ein Kolossalgewicht von 416 Pfund. Der Taillenumfang beträgt 2 Meter 6 Zentimeter. Die Wade ist stärker als eine Taille einer normalen Dame. Die Riesin kann in keinen Eisenbahnwagen einsteigen und gebraucht zwei Stühle zum Sitzen. Die Direktion«. (*Lokalanzeiger*, Oberursel 6. Mai 1905)

Es wogen:

John Hanson Craig (1856-1894)	676 Pfund
Robert Earl Hughes (Hüftumfang: 254 cm)	648 Pfund
Eduard Bright (im Jahr 1750)	616 Pfund
Die Negerin Werra	592 Pfund
Der Stadteinnehmer von Durlach (1665)	600 Pfund
Ein dickes Kind (das Linné in Amsterdam besichtigte)	500 Pfund
Anna, das »Kolossalmädchen« (18 Jahre alt)	492 Pfund
Emil Naucke (geb. 1855)	470 Pfund
Prof. Schack (Anfang 18. Jahrhundert)	400 Pfund
Der Buchhändler John Love	368 Pfund

Eine rechte Last konnten die Dicken schon werden, so gemütlich sie auch sonst waren: Der Bischof Stanislai zu Löbau in Preußen (gest. 1571) soll so dick und schwer gewesen sein, daß ihn zwei Leute beim Gehen stützen mußten, während zwei andere seinen Bauch auf einer Art Trage vorwegschleppten.
»Man hat dieser Tage (Okt. 1721) einen Brauer, Namens Martin, zu West-

münster zu Erden bestätiget, welcher einen so dicken Bauch gehabt, und so schwer gewesen, daß er von 18 Personen auf einer expresse dazu verfertigten Todten-Bahre getragen werden müssen. Und man war wenig besorget, daß dieselbige brechen würde, ehe man den Kirch-Hof erreichte, welches aber gleichwohl nicht geschehen. An dem Grabe war eine Treppe gemacht, weil es nicht möglich war, die Leiche mit Seilen niederzulassen, denn man versichert, daß die Leiche mit dem Sarge 1700 Pfund soll gewogen haben. Weil es auch nicht möglich war, den Sarg durch die Tür zu bringen, so mußte man einen Fenster-Rahm ausnehmen, und ihn mit einer Winde hinaus lassen.« Elise Marie Gheurie aus Laeken bei Brüssel, die 1908 an einem Herzschlag starb, wog 429 Pfund. An ihrer Leiche hatten zwölf Männer schwer zu schleppen, der Totengräber mußte ein ungeheures Grab schaufeln, in das der Sarg mit einer eigens konstruierten Apparatur hinabgelassen wurde.

Daniel Lambert

Claude A. Seurat

Die »dick Seyllerin«

6. *Suppenkasper*

Buchstäblich brotlose Künste zeigten die Hungerkünstler. Dr. Tanner aus Amerika war der erste, der diesen »Hungersport der Neuzeit« durch ein vierzigtägiges Fasten im Jahre 1885 populär machte. Das Schauhungern, bei dem große Wetten darüber abgeschlossen wurden, wie lange der Künstler durchhalte, gewann zwar eine gewisse Volkstümlichkeit, aber richtig beliebt wurde dieser Sport nie. Tanner hatte nur zwei Nachfolger, die sich an seinen Leistungen messen konnten. Der Italiener Giovanni Succi, der eine Hungertournee mit Fasten-Stationen von je dreißig Tagen rund um die Welt unternahm (was ihm jedesmal rund 15 000 Francs eintrug), konnte 1890 Tanners Vierzig-Tage-Rekord brechen. An dem selbstgesteckten Ziel, 52 Tage zu hungern, allerdings scheiterte er; nach 44 Tagen mußte er »sein selbstauferlegtes Martyrium abbrechen«. Sein Rivale Francesco Cetti, trotz seines Namens ein Norweger, hungerte unter Aufsicht eines Ärzteteams, dem auch Rudolf Virchow, der Chef der Charité, angehörte. Außer ein

wenig Bitterwasser durfte der Hungerkünstler nichts zu sich nehmen. Die Aufsicht war streng, denn das Publikum war argwöhnisch und wollte für sein Eintrittsgeld nicht betrogen werden.
»In den letzten Jahren ist das Interesse an Hungerkünstlern sehr zurückgegangen«, schrieb Franz Kafka 1924 in seiner Erzählung, die das Unverständnis des Publikums gegenüber dieser hohen Kunst zum Thema hat. In der Tat wurden den Zuschauern, nachdem der Reiz der ersten Curiosität verflogen war, die Hungerkünstler immer unheimlicher, weil sie so hartnäckig gegen alle Versuchungen und Freuden des Lebens gefeit schienen. Man bezeichnete die Hungerkünstler als »krankhaft ehrgeizig«, sie erhielten anonyme Briefe mit anzüglichen Gedichten, die Presse verfolgte sie mit Verdächtigungen, die die Reinheit ihres Bestrebens in den Schmutz zogen. Der Hungerkünstler, der vor rund 80 Jahren inmitten von Kraut und Schweinshaxe kauenden Gästen in einem Bierzelt auf dem Münchener Oktoberfest fastete, ging den Essern so sehr auf den Nerv, daß sie den Glaskasten stürmten, in dem der Hungerkünstler saß, und ihn in eine nahegelegene Bäckerei verschleppten, wo er mit Kuchen vollgestopft wurde.

Nur Haut und Knochen. Während den Dicken stets mit Sympathie begegnet wurde, erregten die Skelettmenschen, die sich in den Sideshows ausstellten, bestenfalls Mitleid: zum Beispiel Claude Ambroise Seurat, der um 1825 als »L'homme squelette vivant« in England und Frankreich zu sehen war, oder der Amerikaner Harry Jones (geb. 1860), der mit 35 Jahren bei normaler Körpergröße nur 19 kg wog, um nur zwei von ihnen zu nennen.

7. Eßkünstler

Von der Verfeinerung der Sitten. Schon Apuleius berichtet sehr anschaulich von einem professionellen Schwertschlucker, der in Athen auftrat und gar eine Lanze, jedenfalls soweit es ging, tief in den Schlund stieß. Im mittelalterlichen Abendland scheint diese Kunst dann allerdings verlorengegangen, und man verschlang die Messer und Gabeln gierig und besinnungslos, wie oben berichtet. Erst die koloniale Bekanntschaft mit indischen Fakiren scheint die Europäer wieder mit der Möglichkeit eines zivilisierteren Gebrauchs der Eßwerkzeuge vertraut gemacht zu haben. Jedenfalls tauchen die ersten Schwertschlucker, deren Produktionen nichts Unästhetisch-Gieriges mehr anhaftete, erst im 19. Jahrhundert auf. Berühmt war der Chevalier Cliquot, ein Kanadier, der Rasiermesser, zweiseitig scharfgeschliffene Dolche, Bajonette, Spazierstöcke und 13 Degen auf einmal bis zu 62 cm Tiefe verschluckte. Seine Leistungen wurden noch überboten von Miss Clifford, die ihm dies alles nicht nur nachmachte, sondern auch Sägeblätter bis zum Griff im Schlund verschwinden ließ. Das Versenken goldener und silberner

Taschenuhren, die man an der Kette hängend in ihrem Magen ticken hören konnte, betrachtete sie als unerhebliche humoristische Einlage.
Schwertschlucker könnten als hochnäsig gelten, weil sie sich beim Applaus nicht verbeugen. Aber sie können nicht anders; wären sie höflich, würden sie Ösophagus und Magenwand riskieren. Um so erstaunlicher müssen daher die Leistungen von P. Widowski erscheinen, der es wagte, mit verschlucktem Schwert Flic-Flac zu springen.
Betrug ist bei der Degenschluckerei selten im Spiele, das jedenfalls haben die beiden ausführlichen medizinischen Untersuchungen ergeben, die Hans Virchow, der Sohn des berühmten Vaters, an Charles Benedelli (vulgo: Eugen Heinicke aus Berlin) vornahm: anatomisch ist das Verschlucken sogar eines Stockschirms möglich – nur das Aufspannen nicht. Und so darf man getrost glauben, was Dan Mannix in seinen *Saberslugers Erindringer* (København 1960) behauptet und durch Photographien belegt, daß er nämlich auch eine Neonröhre verschluckte. Die leuchtete so schön von innen heraus. Die Sache hatte zumindest mehr Stil, wie man zugeben wird, als das gierige Verschlingen von Talglichtern, von dem oben berichtet wurde.

Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird. Unter dem 6. Januar 1684 notierte sich John Evelyn in sein *Diary:* »Ich dinierte bei Sir St. Foxes; nach dem Essen unterhielt uns ein Künstler, der hell-glühende Kohlen fraß; er stopfte sie sich in den Mund & zermalmte sie & schluckte sie herunter. Außerdem war da noch ein Hund, der, wie es schien, wesentlich vernünftigere Kunststücke machte.« Berühmte Nachfolger dieses Feuerfressers waren die Engländer Powel und Richardson. Über letzteren berichtete das *Journal des scavans* mehrmals mit größter Verwunderung. Richardson nahm ein Stück glühende Kohle auf die Zunge und ließ darauf ein Stück rohes Fleisch oder eine Auster garen. Um die Kohlen glühend zu halten, ließ er sich sie von Zeit zu Zeit im Mund wieder anblasen. Dann verschlang er geschmolzenes Glas und brennenden Schwefel, »so daß ihm die Flamme aus dem Munde floß«. Von Isidor Roger, der sich »Espagnol incombustible« nannte, berichtet Karl von Holtei ausführlich in seinen Erinnerungen. Er »naschte« flüssigen Siegellack, »schlürfte siedendes Öl« (+235° Reaumur) wider den brennenden Durst und biß Stücke vom weißglühenden Eisen ab, das dann auf einem Amboß geschmiedet wurde, den sich seine Frau auf die Brust setzen ließ.

8. Vom Vomieren

Die Hochzeit zu Kanaan. »In der Ostermesse (1677) war allhier (zu Leipzig) ein künstlicher Taschenspieler und Wassertrincker umbs Geld zu sehen, welcher einen ganzen Zober voll Wasser austrincken, und darauff nach Be-

gehren Brandtwein, Roten Wein, Rosen Zimmet und andere dergleichen gebrandte Wasser Stromweise mit Verwunderung herausspeien konnte.« Der Wasserkünstler Manfredi aus Malta, von dem in diesem Bericht die Rede ist, war nicht der einzige, der den Weg allen Alkohols auf wunderbare Weise umkehren konnte. Ein Schüler des Fillippo Guilano aus Rom war Floram Marchand, »le grand Boyeur de Tours«, der Mitte des 17. Jahrhunderts in London auftrat. Die ehrenwerten Herren T. Peedle und T. Cozbie – offenbar zwei mißtrauische Blaukreuzler – fanden die Sache nicht koscher und ließen 1650 eine mit dem Porträt des Wundermannes gezierte Broschüre erscheinen: *The Falacie of the Great Waterdrinker discovered,* in der man nachlesen mag, mit was nach ihrer Ansicht Floram Marchand seinen Magen präparierte. – Keinen Branntwein, sondern einfach nur Wasser, allerdings in hoher Fontäne, konnte auch der Deutsche Hans Röhrl von sich geben, der als »The Great Waldo« auftrat.

Cuisse de Grenouille à la Mac Norten. »Ein Fischer zu Zürich hat einen lebendigen Aal verschlungen, und denselben auch unversehret und lebendig wieder von sich gegeben«, berichtete Daniel Ernsten 1674 in seinem *Neuauffgerichteten historischen Bilderhaus.* Paullini weiß von einem Mann, der das gleiche mit Flußkrebsen versucht haben, aber daran gestorben sein soll. Der Franzose Mac Norten (der in Wirklichkeit schlicht Delair hieß) verfeinerte die Darbietung zweihundert Jahre später. Das »lebende Aquarium« rühmte sich, in zweieinhalb Stunden 220 Liter Wasser trinken zu können. Dann verschluckte er lebende Fische, Laubfrösche und Salamander. »Ich behalte sie bei mir in den Magensäcken während 2 Stunden, wie Jonas im Walfische, dann kommen sie wieder aus meinem Halse heraus, zappelnder und lebendiger denn je.« Auch lebende Mäuse wurden verschluckt und wieder ausgespien, allerdings erst nachdem man sie mit Zigarettenrauch leicht betäubt hatte. Weil die Mäuse sich trotzdem vor Angst oft festbissen, sollen tödliche Unfälle vorgekommen sein.

9. *Luthers Tischreden*

»Warum rülpset ...« Omikron, der »Gasmensch«, nannte sich ein Schausteller, der auf deutschen Jahrmärkten vor den Augen des Publikums aus einer Druckflasche 20 bis 24 Liter-Menge Gas schluckte und dann an seinem Mund eine Flamme entzündete. Seine Glanznummern waren das Entflammen eines achtarmigen Gaskronleuchters und die Gasversorgung eines zweiflammigen Herdes, auf dem er sich Spiegeleier briet.

... und furzet ihr nicht? Joseph Pujol (1857-1945) begann seine Karriere in den 1890er Jahren. Auf ihrem Höhepunkt zwischen 1906 und 1910 wurde

dem Star des Moulin Rouge, der sein Publikum immer wieder zu Beifallsstürmen hinreißen konnte, eine Tagesgage von 20 000 Franc gezahlt. Das war mehr als doppelt soviel, wie die gefeierte Sarah Bernhardt bezog. Doch – Ungerechtigkeit der Geschichte! – während »die göttliche Sarah« noch heute unvergessen ist, wurde die Erinnerung an Josef Pujol und seine Kunst verdrängt.

Und das nur, weil er mit dem falschen Ende seines Körpers sang: Pujol war Kunst-Furzer; seine Stimmbänder waren der Sphinkter. Doch was diesen zum Vibrieren brachte, waren mitnichten stinkende Darmwinde, sondern saubere, reine Luft. Denn als echtes Phänomen verfügte »le Petomane« über die Fähigkeit, durch das Arschloch zu »atmen«, um es deutlich, wenn auch nicht ganz in der Terminologie der medizinischen Gutachten, zu sagen.

Für gewöhnlich begann der Petomane, das Hinterteil dem Publikum zugewandt und über die Schulter die einzelnen Nummern ansagend, seine Darbietungen mit einer Reihe von »Charakter-Fürzen«. Vom »verklemmten Jungmädchen-Furz« über den bellenden »Schwiegermutter-Furz« steigerte er sich zum »runden Maurer-Furz« (trocken). Den Höhepunkt bildeten die zu einer kleinen Szene ausgebauten Fürze »einer Braut in der Hochzeitsnacht« (verschämt) und »am Morgen danach« (sehr laut).

Die nächste Abteilung könnte man, auch wenn die Variationsbreite damit nicht ganz abgedeckt wird, »Berufsbilder« nennen: »Fanfaren«, »Feuerbrigade«, »Donnergrollen«, »Artilleriekompagnie« und »Beim Schneider« (10 Sekunden lang das Geräusch wie von zerreißendem Calico).

Blasius Manfredi, Wasserkünstler

Joseph Pujol, Petomane

Tierstimmen-Imitation war die dritte Abteilung: Amsel, Hahn, Ente, Bienengesumm, Wachhund, Schwein u. a. m.

Auf eine Erholungspause, in der der Künstler genüßlich – natürlich ärschlings – eine Zigarette oder Pfeife rauchte, folgte der musikalische Teil des Abends. Zunächst bot er eine »Furz-Fantasie«, um den gewaltigen Stimm-

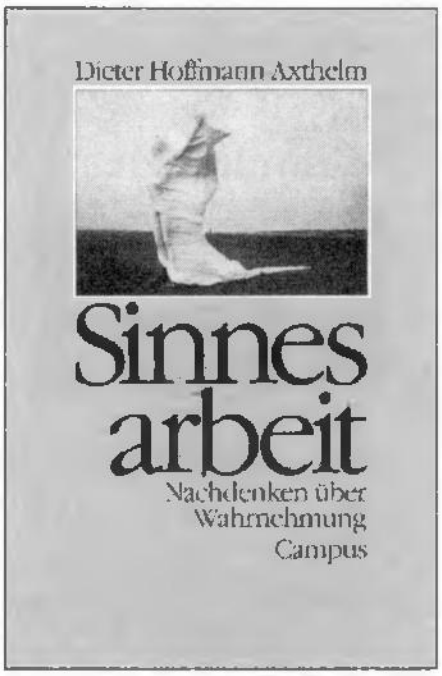
umfang seines bemerkenswerten Organs zu demonstrieren: Baß, Tenor, Alt, Sopran. »Das Wort Furz«, meinte sein Sohn in der Erinnerung, war eigentlich »etwas zu vulgär« für die »Stimme« des Petomanen, die zu Klangmodulationen von »feinsten, kaum hörbaren bis zu distinkten, durchdringend lauten und scharfen Tönen« und melodiösen Tonfolgen fähig gewesen sei.
Um den musikalischen Genuß seiner Zuhörer zu erhöhen, steckte sich Pujol einen Schlauch in den Hintern, der mit einer Okarina verbunden war, auf der er schmachtende kleine Liedchen zu spielen verstand, z. B. *Au clair de la Lune, Le Roi Dagobert* oder *O sole mio.* Auf den geschlossenen Herrengesellschaften, bei denen der Kunstfurzer, um eine genauere Inspektion zu ermöglichen, auch seine eigens konstruierten Patenthosen ablegte, gab er manchmal auch die *Marseillaise* zum besten.
Den grandiosen, »atemberaubenden« Abschluß bildete eine artistische Darbietung: Das Ausfurzen einer Kerze auf 20 cm Entfernung.
Josef Pujol, das sei noch angefügt, dürfte der einzige Mensch gewesen sein, der reinen Gewissens von sich sagen konnte, daß er mit »Windmacherei« und der Produktion warmer Luft ehrlich und anständig sein Geld verdiente, denn alle Nachahmer entpuppten sich früher oder später als windige Betrüger und Blender, als wirkliche Windeier.

... *Hat es Euch nicht geschmecket?* Zu guter Letzt, in jeder Beziehung am Ende dieses Durchgangs durch die Geschmacklosigkeiten des Nahrungskanals, stehe ein Fall, den die Gelehrtenwelt einhellig als »abgeschmacktestes« Beispiel für die Absonderlichkeiten des menschlichen Appetits anführt. Der Polyhistor Antonio Paullini, dessen *Ephem. Nat. Curios.* (Dec. II, Appendice, pag. 16) wir sie verdanken, verbürgt sich für die Wahrheit der Geschichte, ja, er will ihre Heldin, eine Bauersfrau aus Haßfurt am Main, sogar persönlich gekannt haben: »Nachdem sie mit ihrem Manne auf den Jahrmarkt gegangen, und sie ihm vieles von ihrem ungewöhnlichen Appetit erzehlet, (bekam sie) von selbigen endlich zur Antwort: Ey Aenle friß ein Dr. . . Da er denn auch kurz darauf seine Hosen hernieder gelassen, und eine stinckende natürliche Taubmannische Erdbeere hingesetzt. Hierbey hat sich sein Weib gestellet, als wenn sie gleiches thun wollen, die aber hinterrücks des Mannes, den warmen Koth mit grossen Appetit aufgefressen, und dem Manne gefolget; der denn von dem Gestanck, und denen noch im Gesichte und Händen vermercklichen reliquiis erschrocken, sein Weib angeredet: Ey Aenle was ist das. Und sie nicht wenig ausgescholten, die ihn aber durch gute Worte wiederum besänfftiget.«

Dieter Hoffmann-Axthelm

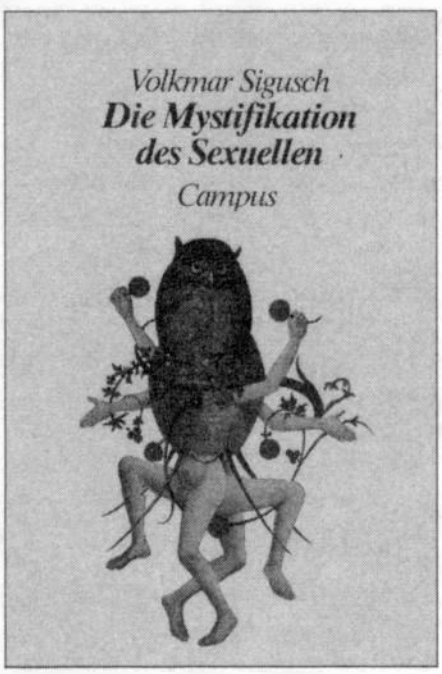
Sinnesarbeit

Nachdenken über Wahrnehmung
1984. 528 Seiten, geb., DM 78,–
ISBN 3-593-33008-3



Die Hoffnung auf Befreiung, Veränderung und Glück ist immer an das Denken gebunden. Das Denken selber aber hat sich diese Hoffnungen abgewöhnt, heute hängen sie am Wahrnehmen. Wir wachen auf wie aus einem jahrhundertelangen Schlaf der Wahrnehmungsverdrängung, ohne uns sogleich zurechtfinden zu können, denn unsere Wahrnehmungsweisen gehören nicht zu uns. Wir müssen sie erst wieder zu unseren eigenen machen: nicht indem wir uns in einen irrationalen Wahrnehmungstaumel stürzen, sondern indem wir im Denken die Spielräume des Wahrnehmens neu entdecken und dabei das Denken selber verändern. Dieses Buch schlägt eine Brücke zwischen alltäglicher Wahrnehmung und wissenschaftlicher Wahrnehmungsforschung.

Neues von Campus



Volkmar Sigusch

Die Mystifikation des Sexuellen

1984. 132 Seiten, DM 18,–
ISBN 3-593-33419-4

Volkmar Sigusch geht aus dem Gebetsmühlensatz linker Abhandlungen: daß unsere Sexualität zur Ware geworden ist. Er will diese vorgebliche Gewißheit irritieren, indem er auf dem Doppelcharakter des Sexuellen besteht und dessen gesellschaftliche Mystifikationen herleitet. Im Mittelpunkt steht dabei der Begriff des Festischcharakters, der Ökonomisches und Nichtökonomisches miteinander vermittelt: In der Welt der Ware erscheint gerade Liebe als unmittelbar und Moral als ein Bollwerk gegen Versachlichung. Aber es ist genau dieser Schein, der das Sexuelle unter das Diktat der Wertform zwingt.

Bei Ihrem Buchhändler

campus
Verlag Frankfurt

Hagen Bastian
Mummenschanz

Syndikat

Hagen Bastian
Mummenschanz
Sinneslust und Gefühlsbeherrschung im Fastnachtspiel des 15. Jahrhunderts.
1983. 130 S. Kt. DM 29,80

Hartmut Kiltz
Das erotische Mahl

Syndikat

Hartmut Kiltz
Das erotische Mahl
Szenen aus dem „chambre séparée" des 19. Jahrhunderts.
1983. 130 S. Kt. DM 19,80

Syndikat
Autoren- und Verlagsgesellschaft

Das Motto des Buches ist ein zenbuddhistischer Spruch:
»Das Leben nicht verschmähen, den Tod nicht verschmähen, nicht im Nirvana verweilen.«

HANS PETER DUERR
SEDNA
ODER DIE LIEBE ZUM LEBEN
SUHRKAMP

Welche Kulturen haben das Leben geliebt und welche haben es gehaßt? Unter welchen Voraussetzungen bilden sich optimistische Weltanschauungen heraus? In welcher Weise prägen diese Weltanschauungen die Geschichte der Menschheit? In welcher Beziehung stehen die gegenwärtigen Intellektuellen-Ideologien zu den menschheitsgeschichtlich relevanten Weltanschauungen? Diese Fragen stehen im Mittelpunkt des neuen Buches von Hans Peter Duerr, in dem er eine Geschichte und Ethnographie der Weltbilder entwirft.

Hans Peter Duerr
Sedna
oder die Liebe zum Leben
536 Seiten. Gebunden. DM 38,–

Suhrkamp

Karl Markus Michel
Der Butzen vom Apfel des Paris
Rückblick auf die Urteilskraft

1. Für YSL

> »Schon seit Jahren war er in der Wissenschaft der ›feinen Nase‹ geübt; er war der Meinung, daß der Geruch die gleichen Genüsse verschaffen könne wie das Gehör und das Gesicht, da jeder Sinn durch natürliche Begabung und sorgsame Übung empfindlich genug sei, neue Eindrücke aufzunehmen, sie zu verzehnfachen, zu koordinieren und die Gesamtheit daraus zu bilden, die ein Werk ausmacht ...« (Joris Karl Huysmans, *A Rebours*, 1884)

Begleiten wir Renée, die schöne, kapriziöse Frau des reichen Spekulanten Saccard, ins Atelier des großen Worms, »zum genialen Modeschöpfer, vor dem die Königinnen des Zweiten Kaiserreichs auf den Knien lagen«.

»Seide, Atlas, Samt und Spitzen hatten hier ihren leichten Duft mit dem der Haare und der mit Ambra parfümierten Schultern vermischt; und die Luft des Salons bewahrte stets etwas von diesem lauen Hauch, diesem Weihrauch der Haut und des Luxus, der den Raum in den Tempel einer geheimen Gottheit verwandelte. (...)

[Worms] ließ Renée vor einen Spiegel treten, der vom Parkettboden bis zur Decke reichte, und sammelte sich mit leicht zusammengezogenen Augenbrauen, indes die junge Frau ergriffen den Atem anhielt, um sich nicht zu bewegen. Und nach einigen Minuten schilderte der Meister, wie von einer Eingebung gepackt und geschüttelt, in großen, oft abgebrochenen Zügen das Meisterwerk, das er soeben ersonnen hatte, stieß in dürren Sätzen hervor:

›Robe Montespan aus aschgrauer Faille ... Schleppe beherrschend, vorn ein abgerundeter Schoß ... an den Hüften mit großen grauen Atlasschleifen gerafft ... und dann Vorderbahn aus gerüschtem perlgrauen Tüll, die einzelnen Bäusche durch graue Atlasschleifen voneinander getrennt.‹ (...)

Bei anderen Gelegenheiten aber zeigte sich die Inspiration widerspenstig. Worms flehte sie vergebens an, vergeudete nutzlos seine Kräfte. Er malträtierte seine Augenbrauen, wurde blaß, preßte die Hände an seinen armen Kopf, schüttelte ihn voller Verzweiflung und sank dann geschlagen in seinen Sessel. ›Nein‹, murmelte er klagend, ›nein, heute nicht ... es ist unmöglich ... Die Damen verlangen zuviel. (...) Kommen Sie an einem andern Tag ... Heute morgen habe ich Sie nicht im Gefühl.‹« (Emile Zola, *La Curée*, 1871)

Wer für Hegels »Weltseele« ein historisches Subjekt suchte, könnte das Gefühl des großen Worms anführen. Eine Romanfigur? Mag sein. Aber der soziale Ort, die geschichtliche Stunde dieses Genies sind nicht erfunden, und der Rahmen seiner Inspiration ist, wenn schon fiktiv, so doch stofflich im edelsten Sinn: Worms »macht« Mode. Freilich nicht nach freiem Belieben. Denn selbst angenommen, Worms sei der König der Modemacher, so muß er doch die vielen Königinnen seines Reiches gleichermaßen befriedigen, und gleichermaßen heißt hier unabdingbar: unterschiedlich; einmalig und dennoch angemessen, tragbar in der jeweiligen Saison. Verlangen die

Damen zuviel? Gerade das ist die Chance eines Worms, ja aller Haute Couture. Denn hier kommt Renée ins Spiel. Geadelt durch Schönheit, Vorwitz und neuen Reichtum, verkehrt sie zwar nicht in den besten Kreisen (die eines Worms' nicht bedürfen), aber in den elegantesten, modischsten. Und Renée liebt die Extravaganz: eine Herausforderung für die Inspiration des Couturiers. Er kann, mittels dieser Protagonistin, die Grenzen des Tragbaren verändern, was seinen Ruf befördert. Und wenn die neue Robe zu gewagt ausfällt oder die Trägerin aus vielleicht ganz kontingenten Gründen keinen Erfolg damit hat, ist weniger Worms blamiert als Renée. Die anderen Königinnen setzen das Maß.

In diesem Dreierverhältnis – ich möchte es das *Geschmacksdreieck* nennen – steht ›Worms‹ (sein Gefühl, seine Inspiration) für das Besondere, die anderen Damen vertreten das Allgemeine, und ›Renée‹ leistet die Vermittlung; sie ist das entscheidende Glied, selbst dort, wo ›Worms‹ und ›Renée‹ in einer Person zusammenfallen (die dann als ›Worms‹ ihre Kleider entwirft, aber als ›Renée‹ damit vor die Öffentlichkeit tritt); erst recht dort, wo ›Worms‹ für eine ganze Industrie steht, aus deren vorgefertigten Erzeugnissen ›Renée‹ nur auswählt, was ihr angemessen ist (anstatt sich eigens etwas anmessen zu lassen). Die anderen Damen hingegen können ihrerseits gegenüber einer breiteren Öffentlichkeit als Geschmacksprotagonistinnen auftreten, auch wenn sie gar nicht Vorbilder sein, sondern sich von anderen Kreisen, Gruppen, Klassen abheben wollen. So wie ›Renée‹ als Individuum: wenn ihr Auftritt gelingt, wird sie Nachahmerinnen finden, die sie nötigen, sich ihrerseits wieder zu distinguieren.

»›Marie‹, sagte Madame de Chaverny, ›die Taille von meinem blauen Kleid ist viel zu lang! Ich habe heute Gelegenheit gehabt, Madame de Bégy zu sehen, die einen ausgezeichneten Geschmack hat: ihre Taille war mindestens zwei Fingerbreit kürzer! Hier, machen Sie mir doch, bitte, mit Stecknadeln eine Falte, damit wir gleich sehen, ob es dann besser aussieht.‹« (Prosper Mérimée, *La double Méprise*, 1833)

Das Neue ist das Besondere, das Subjektive (›Worms‹), das durch ›Renée‹ zum akzeptierten Geschmack, zum Objektiven wird: zu dem, was besser aussieht, was passender ist, was ›man‹ jetzt trägt. Ohne die Vermittlung durch ›Renée‹ (die ohne den Chor der Damen auch nichts wäre) bleibt ›Worms‹ ein Spinner, und ›man‹ bleibt Provinz. Das bezeugte, laut Friedrich Theodor Vischer (1859), »jener ernste Berliner Meister, dem ein Kunde einen kühn konzipierten Frack zeigte, den er von einem revolutionären Künstler in Paris mitgebracht. Er umwandelt ihn mit prüfendem Auge und ruft dann aus: ›Der Frack ist gut, aber zu subjektiv gedacht!‹«

> »Die Geschichte [der Parfüms] folgte Schritt für Schritt der unserer Sprache. Der parfümierte Stil Ludwigs XIII., der die seiner Epoche teuren Bestandteile aufwies: Irispuder, Moschus, Zibet, Myrtenwasser, das schon damals unter dem Namen ›Eau des Anges‹ bekannt war, reichte gerade aus, um die ritterliche Anmut und die etwas rohen Farben jener Zeit auszudrücken ...« (Huysmans, *A Rebours*)

Im Geschmacksdreieck ist das Prinzip ›Renée‹, das zwischen dem subjektiven und dem objektiven Pol vermittelt, zwischen ›Worms‹ und dem ›Man‹, das treibende Moment. Es erzeugt den Innovationszwang in der Mode und ebenso in allen anderen Bereichen, die dem Geschmacksurteil unterliegen. Es bewirkt damit auch die ständige Wiederkehr des Neuen – oder des Alten als Neuen –, die seit Benjamin mit soviel Inbrunst wie Ingrimm der Mode angelastet wird, als wäre nicht eben dies ihr Begriff; und als ginge es zum Beispiel in der Kunst oder der Küche ganz anders zu. Problematisch ist nicht der Geschmackswechsel, vielmehr das Urteil, daß das jeweils Neue schön sei, schöner als das, was gestern – in der letzten Saison, in der vorigen Generation, in der vergangenen Stilepoche – als schön galt.

Warum ist das Neue schön? Das ist auch die Kardinalfrage der Kunstkritik, sofern sie nicht in der Nachahmung der Alten das Heil sieht. In der Neuzeit stellte sich diese Frage zum erstenmal in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ein Ideal war erreicht, das Problem der Schönheit theoretisch wie technisch gelöst. Was nun? Der Künstler wurde – wie man heute sagen würde – autonom. Er verstand sich als Genie. Während noch die Hochrenaissance von keinem Widerspruch zwischen Genie und Regeln oder Genie und Natur gewußt hatte, wurde jetzt – in der später als »Manierismus« diffamierten Epoche – die künstlerische Genialität hervorgekehrt und gegen die Regeln ausgespielt, auch gegen die Natur, jedenfalls die schöne, weniger die häßliche. Der Künstler berief sich, ganz ›Worms‹, auf seine Inspiration, das »innere Auge« seines Geistes. Wie aber ließ sich das, was er mit dem inneren Auge sah, das »disegno interno«, in seinem übersubjektiven Anspruch auf Richtigkeit und Schönheit rechtfertigen? Die theoretischen Antworten, die beispielsweise Lomazzo und Zuccari gaben, sind komplizierte neuplatonische Spekulationen, die darauf hinauslaufen, daß das Genie des Künstlers in Gott gründe und dessen Schöpfungsakt wiederhole: Die Kunst ahmt die Natur nur insofern nach, als sie ebenso vorgeht wie diese. Damit war zwar die Genesis, nicht aber die Geltung der individuellen künstlerischen Produktion gerechtfertigt. Daß sie überhaupt einer Rechtfertigung bedurfte, lag daran, daß das Geschmacksdreieck sozusagen zerquetscht war. In der Renaissance hatten sich die bildenden Künste endlich aus dem Zunftzwang lösen und den Status der »artes liberales« erreichen können. Dieser Stärkung des Worms-Schenkels entsprach eine Schwächung des Renée-Schenkels: die

Bindung an die Auftraggeber lockerte sich; an deren Stelle traten zwar (seit 1562 in Florenz, seit 1577 in Rom) Akademien, aber die Vermittlung zum breiten Publikum war gestört. Im späten Quattrocento und frühen Cinquecento hatte die den Künstlern und Laien gemeinsame Bildung diese Vermittlung geleistet. Leonardo zum Beispiel sprach verächtlich von jenen Malern, die danach strebten, den Unwissenden zu gefallen; ein Urteil stehe nur den Gebildeten zu, die aber *sollten* urteilen. Der manieristische Künstler hingegen, der die Regeln verhöhnte, konnte sich nicht auf eine gemeinsame Bildung berufen, oder nur auf die eines kleinen Kreises von Kennern und Gönnern, was bedeutete, daß das Geschmacksdreieck nun in anderer Weise defizitär wurde: ›Worms‹ arbeitet ausschließlich für ›Renée‹.

Damit war zum erstenmal das Verhältnis von Kunst und Gesellschaft (oder Politik, Religion, Moral) problematisch geworden. Es kam zu Reibereien und zur Zügelung der Kunst. Das ihr angelegte Geschirr war die Theorie des *Decorum*. »Beachte das Decorum, das heißt das Schickliche der Handlung, Kleidung, Örtlichkeit und der Umstände, wie sie der Würde oder dem niedrigen Rang der Dinge, die du darstellen willst, zukommt.« So hatte Leonardo gelehrt, noch ganz im Sinne von Horazens *Ars poetica* und ihres *convenientia*-Begriffs. Aber seit dem Tridentinum herrschte ein anderer Dekor. Als Montaigne 1580 nach Rom kam, fiel ihm auf, daß – trotz aller religiösen Exhibitionismen – in den Kirchen »fast gar keine Bilder vorhanden waren, wenn sie nicht ganz aus jüngster Zeit herrührten. Mehrere alte Kirchen haben kein einziges aufzuweisen.« Sie waren leergefegt – nicht von protestantischen Bilderstürmern, sondern vom Besen der Gegenreformation, die in dem überkommenen Bilderschmuck einen Anreiz zu unfrommer Versenkung sah, so wie 80 Jahre früher Savonarola in Florenz. Das Decorum gebot jetzt auch, daß den Figuren auf Michelangelos Jüngstem Gericht immer neue Schamtücher verpaßt wurden; es bewog Sixtus V., unter den »häßlichen Antiquitäten« aus unchristlicher Zeit aufzuräumen, mit frommer Wut; es erheischte schließlich, daß Giordano Bruno verbrannt wurde, »nicht allein als ein Ketzer, sondern als ein Häresiarch, der einige Sachen geschrieben, welche die Religion betreffen und die sich nicht *geziemen*« – Bruno, der radikaler als seine Zeitgenossen erklärt hatte, allein das Genie sei der Urheber der Regeln.

Hier also das Genie mit *seinen* Regeln, dort die Gesellschaft (respective die Herrschaft) mit den *ihrigen*, und in beiden Fällen geht es (noch ohne den späteren Ausdruck) um Geschmack, im Namen des *disegno interno* oder des Decorum. Und hinter beiden steht – irgendwo – Gott. Damit aber verliert die scheinbar so klare Dichotomie – hie Besonderes, hie Allgemeines – ihre Eindeutigkeit. Denn der *ingegno* der Künstler zielte letztlich ebenso auf ein Allgemeines, wie das allgemeine Prinzip des Schicklichen sich in den verschiedenen Milieus auf je besondere Weise ausprägte. Als Augenzeugen will

ich wieder Montaigne bemühen, der 1580/81, zur Zeit Gregors XIII., sich neugierig in Rom umsah.

»Während dieser Tage [Karneval] ließen sich die schönen römischen Edelfrauen in aller Ungezwungenheit sehen: In Italien tragen sie nämlich keine Maske wie in Frankreich und zeigen sich ganz unverhüllt. (...) Der Kopf ist unvergleichlich vorteilhafter geputzt, ebenso der unterhalb des Gürtels befindliche Teil der Kleidung. (...) Unsere Gewänder lassen sich an Reichtum gar nicht mit den ihrigen vergleichen: Alles ist hier voll Perlen und Edelsteinen.«

»(...) die Kurtisanen, die sich an ihren Jalousien mit einer so durchtriebenen Kunst zu zeigen verstehen (...). Und die Männer scheinen nur auf der Welt zu sein, um vor diesen Fenstern den Hut zu ziehen, tiefe Verbeugungen zu machen und im Vorübergehen einen feurigen Blick zu erhaschen. Wenn man die Nacht für einen Taler oder für vier bei ihnen geschlafen hat, dann darf man ihnen am nächsten Tag die Cour auf die gleiche Weise öffentlich machen.«

»Irgendjemand lag mit einer Kurtisane im Bett und versagte sich nichts von allem, was in dies Handwerk fällt, als es vierundzwanzig Uhr schlug und das Ave Maria zu läuten begann: Mit einem Satz war sie aus dem Bett und kniete auf dem Boden, um ihr Gebet nicht zu versäumen.«

»Rom ist wirklich päpstliche Hofstadt: sein Prunk und seine Größe nehmen in diesen Tagen [vor Ostern] das Aussehen von tiefer Demut an. Es ist ein schöner Anblick, diese grenzenlose Glut, mit der ein Volk jetzt nur an die Religion denkt. (...) bei Anbruch der Dunkelheit [schien] die Stadt gänzlich in Feuer zu stehen, als die Brüderschaften in geordnetem Aufzug gegen St. Peter marschierten und jeder eine Kerze in der Hand trug. (...) In der Mitte des Zuges kam eine Schar von Büßern, die sich mit Stricken geißelten; es waren mindestens fünfhundert Menschen, die sich den Rücken ganz zerfleischt hatten und erbärmlich bluteten.« (Montaigne, *Tagebuch einer Badereise*)

Sind das alles nicht auch Motive der manieristischen Malerei? Ingenium und Decorum scheinen hier so zusammenzuwachsen, wie es die Geistesgeschichte gemeinhin unterstellt, das Spannungsverhältnis verkennend, das zwischen den einzelnen Verkörperungen des Genialen wie des Schicklichen herrscht; erst recht zwischen dem Besonderen mit seinem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und dem Allgemeingültigen mit seiner Tendenz zur Besonderung, bis ins Individuum hinein – wodurch erst das Geschmacksdreieck, dessen Krise in dieser Zeit gerade seine Dynamisierung bewirkt, in den Alltag eindringen und ihn kultivieren kann; bis heute.

Die Epoche des Manierismus dauerte nicht lange. Die Welt wurde nüchterner – politisch durch den Absolutismus, geistig durch den Rationalismus, der auch die neue, die *klassizistische* Kunsttheorie prägt. Sie bekämpft am Manierismus – ähnlich wie die Frührenaissance am Mittelalter – das Subjektive, Phantastische, aber auch das krud Naturalistische. Die *maniera particolare* gilt jetzt als verächtlich, an ihrer Stelle werden *stilo* und (zunächst gleichbedeutend) *gusto* gefordert und an die Nachahmung der Natur geknüpft, nicht freilich im naturalistischen Sinn (»Kunst als Affe der Natur«), sondern im idealistischen Sinn (Kunst als »Verbesserung der Natur«). Systematisch begründet hat die klassizistische Theorie Giovanni Pietro Bellori in seiner Akademierede von 1664, »L'Idea del Pittore, dello Scultore e dell'Architetto«. Die künstlerische *idea* hat, Bellori zufolge, keinen meta-

physischen Ursprung, sie entstammt der sinnlichen Anschauung, ist (mit Goethe zu reden) »Resultat der Erfahrung«, aber auch deren Überhöhung, Verklärung – sie ist ein *Ideal*, das Allgemeingültigkeit beansprucht und folglich auch allgemeinverbindliche Regeln setzt. Diese Regeln helfen dem Künstler, die Unvollkommenheit der Natur zu überwinden im Streben nach der idealen Schönheit, für die in der Wirklichkeit kein Beispiel zu finden ist; weshalb auch der homerische Bericht über den Ursprung des trojanischen Krieges für Bellori nicht glaubwürdig ist: Helena, als bloß natürliche Person, könne unmöglich schön genug gewesen sein, um Griechen und Trojer in einen zehnjährigen Kampf um ihren Besitz zu verwickeln. In Wahrheit sei der Krieg nicht wegen der unvollkommenen Schönheit der wirklichen Helena geführt worden, sondern wegen der vollkommenen Schönheit einer Statue, die Paris nach Troja entführt habe.
So wird das Ideale mit dem Schicklichen versöhnt, zugunsten des dynastischen Prinzips, das jetzt Hof zu halten beginnt. Zugleich wird das Schickliche idealisiert im Blick auf eine Vollkommenheit des Körpers und der Seele, der die wechselnden Moden den Hof machen. »Es gibt nur ein Original der Liebe, aber tausend verschiedene Kopien« (La Rochefoucauld).

3. Der Weg zum Leibnegerlein

> »Später wurden mit der Myrrhe, dem Oliban und den mystischen, kräftigen und strengen Wohlgerüchen die pomphafte Art des großen Jahrhunderts, die weitschweifigen Feinheiten der Redekunst, der breite, getragene, wortreiche Stil Bossuets und der Kanzelredner möglich; noch später fanden die erschlafften, kunstvollen Reize der französischen Gesellschaft unter Ludwig XV. ihren Dolmetscher in der Frangipane und der Maréchale, die gleichsam die Synthese dieser Epoche wiedergaben ...« (Huysmans, *A Rebours*)

Das künstlerische Streben nach idealer Vollkommenheit gleicht der gesellschaftlichen Orientierung auf den absolutistischen Hof als Zentrum und Gipfel des Geschmacks, *buen gusto* und *bon goût* geheißen, denn jetzt geben Spanien und (zunehmend) Frankreich den guten Ton an. In beiden Fällen scheint es wenig Möglichkeiten für individuelle Abweichungen und Besonderheiten zu geben; aber das Gegenteil ist der Fall: Da man das Ideal nie ganz erreichen kann, muß man es immer wieder neu anstreben, um dadurch seinen Witz, seinen Geschmack zu beweisen. Tatsächlich ist der Run auf das Neue, Überraschende, Ausgefallene, der gemeinhin dem späteren 19. Jahrhundert angelastet wird, schon Mitte des 17. Jahrhunderts Gegenstand der Zeitkritik.

»Groß ist der Zauber, der in der Neuheit liegt; denn da wir alles schon genau gesehen haben, begeistern wir uns für neues Spielzeug – in der Natur wie in der Kunst – und belegen die alten Wunderdinge mit vulgären Schmähungen, weil sie bekannt sind. Was gestern zum Erstaunen

war – heut wird es verächtlich, nicht etwa, weil es an eigener Vollkommenheit, nein, weil es bei uns an Schätzung eingebüßt hat; nicht weil es sich etwa gewandelt, nein, weil es das nicht getan hat.

Solche Gewöhnlichkeit des Geschmacks machen die Weisen wieder gut, indem sie über die alten Vollkommenheiten neue Erwägungen anstellen, zugleich mit dem Staunen die Freude an ihnen wiederherstellend.« (Baltasar Gracián, *Criticón oder Über die allgemeinen Laster des Menschen*, I, 1651)

Die Neuheit ist die Banalität? Dann wäre das Geschmacksdreieck aus den Angeln gehoben. Aber Graciáns Kritik zeigt ja gerade, daß es sich kräftig regt: Es ist alltäglich geworden. Dafür spricht auch, daß das ›Man‹ im höfischen Leben vielfach gestaffelt ist, bis hin zum Souverän; der steht für das (ideale) Allgemeine, durchaus im Sinne des Decorum, aber nun nicht mehr partikulär, sondern absolutistisch bestimmt. Welche Rolle spielen in diesem Spannungsfeld ›Worms‹ und ›Renée‹? Graciáns *Handorakel* lehrt es uns:

»12. (...) Jeder Mensch hat, ohne künstliche Bildung, etwas Rohes und bedarf, in jeder Art von Vollkommenheit, der Politur.

28. *In nichts gemein:* Erstlich, nicht im Geschmack. (...)

65. *Erhabener Geschmack:* Er ist der Bildung fähig wie der Verstand. Je mehr Einsicht, desto größere Anforderungen, und werden sie erfüllt, desto mehr Genuß. (...) Durch fortgesetzten Umgang teilt sich der Geschmack allmählich mit, weshalb es ein besondres Glück ist, mit Leuten von richtigem Geschmack umzugehn. (...)

270. *Was vielen gefällt, nicht allein verwerfen.* (...) Die Absonderung ist stets verhaßt und, wenn irrtümlich, lächerlich. Man wird eher dem Ansehen seiner Auffassungsgabe als dem des Gegenstandes schaden, und dann bleibt man mit seinem schlechten Geschmack allein. (...) Was alle sagen, ist oder will doch sein.«

›Worms‹ und ›Renée‹ sind auf Bildung und Urteilskraft, auf Witz und Politur verwiesen. Alleingänge, gar Ausschweifungen, werden nicht honoriert. Der Weg zur Vollkommenheit – von der schlechten zur guten Allgemeinheit – ist kompliziert, voller Fallen und Gruben. »Die gemeine Kritik der Welt wird dir nicht, was dir gelungen, sondern was du verfehlt hast, nachrechnen« (169). Das gilt noch mehr für ›Renée‹ als für ›Worms‹, der ja, gewitzt Neues ersinnend, ebenso zu den Verführern zählt wie das gemeine ›Man‹. ›Renée‹ muß jeweils entscheiden, ob das Gewitzte nicht das Gemeine ist, und umgekehrt.

Nach der Aufwertung des Worms-Schenkels im Manierismus nun also die Beförderung des Renée-Schenkels im Klassizismus. Oder ist es eher eine lustvoll-peinliche Exponierung ›Renées‹ vor den Blicken von außen und innen? Beiläufig zitiert:

»Monsieur de Nemours ist der Meinung (...), daß ein Ballbesuch der geliebten Frau für einen Liebhaber, möge er nun wiedergeliebt werden oder nicht, etwas furchtbar Quälendes sei (...), denn während der Vorbereitungszeit denke jede Frau weit mehr an ihre Toilette als an ihn, und die Absicht, sich schön zu machen, gelte jedem anderen Manne mindestens ebensosehr wie dem Liebhaber. Und auf dem Balle selbst wünsche die Geliebte *allen* Blicken zu gefallen, nicht nur den seinen; der Triumph ihrer Schönheit bereite ihr ein Vergnügen, an dem der Freund kaum den Hauptanteil habe.« (Madame de La Fayette, *Die Prinzessin von Cleves*, 1678)

Ach, seufzte La Rochefoucauld, der Freund der La Fayette, »die Weiber können ihre Koketterie weniger beherrschen als ihre Leidenschaft«. Gerade das war wohl die Triebfeder des Geschmacks im Zeitalter der Vernunft. Denn: »Wir lieben alles nur im Hinblick auf uns, auf unseren Geschmack«; und damit der nicht in den Sumpf der Subjektivität abgleite, wachen die Kunst- und die Sittenrichter über der Einhaltung von Regeln und Konventionen, die sie gern selbst definieren, freilich im Blick auf *den* guten Geschmack, der letztlich undefiniert bleibt, aber mehr und mehr in eine verdächtige Nähe zum Naturgefühl rückt, wie in der These von La Bruyère: »Es gibt in der Kunst ein Stadium der Vollkommenheit wie in der Natur ein Stadium der Güte und der Reife: wer es empfindet und liebt, hat den vollkommenen Geschmack; wer es nicht empfindet und bald hier, bald dort liebt, hat einen defekten Geschmack.« Dieser Hinweis auf das reife Obst ist zwar nur eine Metapher und noch weit entfernt von einer biologistischen Auffassung der Stilentwicklung, wie sie ein Jahrhundert später vor allem von Winckelmann vorgetragen wurde (freilich immer noch unter Bevorzugung des Reifestadiums, des »idealen Schönen«); aber solches Liebäugeln mit der Natur bezeichnet doch schon die Einbruchsstelle der sensualistischen Ästhetik, die dann am Anfang des 18. Jahrhunderts – das sich als »siècle du goût« verstand – einem anderen, »natürlichen« Geschmack Bahn brach: Geschmack soll nicht mehr eine Sache der Regeln sein, sondern der Sinne und Empfindungen, ja der Leidenschaften, gezügelt nur durch die Urteilskraft. Das wird in einer Flut von geschmackspsychologischen Abhandlungen und Lehrgedichten erörtert, zum Beispiel in Anne Daciers *Des causes de la corruption du goût* (1714), Voltaires *Temple du goût* (1731), Cartaud de la Vilattes *Essai historique et philosophique sur le goût* (1736) usw., bis zu Montesquieus Enzyklopädieartikel.

Woher kommt der Geschmack? Aus der Natur, sagt Cartaud de la Vilatte; sie hat bestimmte Organe mit dem Vermögen begabt, die Eigenschaften und Vorzüge der unsere Empfindungen berührenden Gegenstände zu unterscheiden: sei es nun »le ragoût le plus profonde« oder »une grande Musique«. Der Geschmack, fährt Montesquieu fort, ist die Quelle des Überraschenden, der Anmut, des Reizes – all dessen, was vom Gefühl unmittelbar erfaßt wird, während es für den Verstand unfaßbar bleibt: er kann nur Regeln setzen und ihnen folgen, nicht aber Sinne und Denken verbinden wie der naturgezeugte Geschmack.

Diderot hingegen, dessen Artikel »Génie« im selben Band der Enzyklopädie erschien wie Montesquieus Artikel »Goût« (1757), kontrastiert nicht Verstand (Regeln) und Geschmack (Natur), sondern Geschmack (Regeln) und Genie (Natur). »Soll eine Sache schön nach den Regeln des Geschmacks sein, so muß sie geschliffen, vollendet, ausgearbeitet sein, ohne so zu scheinen. Soll sie genial sein, so muß sie zuweilen nachlässig sein und unregel-

mäßig, zerklüftet, wild aussehen.« Aber Diderot ist nicht gar so streng: »Das Genie ist nicht immer Genie. Manchmal ist es eher liebenswürdig als erhaben. (...) Es empfindet weniger Entzückung als sanfte Rührung und läßt diese nachempfinden.«
Das alles schlägt bei ›Worms‹ zu Buche. ›Worms‹ wird entfesselt. Aber auch ›Renée‹ wird frei von lästigem Regelzwang, ist nur noch – immerhin – an die Bereitschaft der anderen gebunden, ihre Geschmackskapricen mitzumachen. Und sie machen mit, in dem bunten Maße, wie der Hof nun aufhört, der privilegierte Sitz der Sonne zu sein: Die Sonne scheint in Hunderten von Salons.

»Es ist bereits ein Weilchen her, seit das Schoßäffchen, in das die Dame von Welt eine Zeitlang derart vernarrt war, daß sie es selbst bei ihrer Toilette um sich wissen wollte, ins Vorzimmer verstoßen wurde. Auf seinem Vorzugsplatze (...) haben sich seither abgelöst: der Wellensittich, die Windhündin, der Spaniel und die Angorakatze. Doch passé sind nun auch diese Schnuckiputzis, und zwar, seitdem sich die Frauen von Lebensart um kleine Neger reißen. (...) Nicht einmal für den kleinsten Augenblick trennt sich die zärtliche Herrin von ihrem Leibnegerchen. Je dunkler es von der Sonne gebrannt wurde, desto schöner dünkt es sie. Es klettert seiner Holden auf die Knie, es preßt ihr sein wolliges Köpfchen an die Brust und seine Lippen an einen Rosenmund, seine ebenholzfarbenen Arme umschlingen einen blütenweißen Hals, und sie läßt es voller Wonne gewähren ...« (Louis Sébastien Mercier, *Tableau de Paris*, 1787)

4. Puder fürs Genie

»Dann warf sich die Parfümerie, nach der Langeweile und Gleichgültigkeit des ersten Kaiserreichs, in dem man mit Eaux de Cologne und Rosmarinpräparaten Mißbrauch trieb, den Spuren Victor Hugos und Gautiers folgend auf die Länder der Sonne; sie schuf orientalische Wohlgerüche, scharfgewürzte ›Bouquets‹, entdeckte neue Klänge, bis dahin niemals gewagte Gegensätze, wählte unter allen Nuancen, steigerte und verfeinerte sich und schuf neue Kombinationen ...« (Huysmans, *A Rebours*)

Mercier war Aufklärer genug, seinem Porträt des Hausnegerleins strafend hinzuzufügen: »Doch während das Kind auf den Knien seiner Herrin lebt (...), stöhnt sein Vater unter den klatschenden Peitschenhieben eines gnadenlosen Antreibers. Und aus seinen, dieses geschundenen Vaters Händen kam der Zucker, den das Negerkind soeben aus der Tasse seiner lachenden Gebieterin zu schlürfen bekam.« Aber solche literarischen Effekte gehörten ebenfalls zum Geschmack der Zeit. Mehr noch: der Ausbruch der Französischen Revolution zwei Jahre nach Erscheinen des *Tableau de Paris* (freilich auch das spätere Scheitern der Sansculotten) war in gewissem Sinn eine Folge der von Mercier gegeißelten Putzsucht der Pariser, dieser Dynamisierung der neben ›Worms‹ und ›Renée‹ dritten Instanz des Geschmacksdreiecks: des Volkes.

»Nichts kommt dem würdigen Ernste gleich, mit dem die Modeschöpferinnen Rüschen, Schleier und künstliche Blumen miteinander kombinieren und dabei deren Wert verhundertfachen. Wer auf diesem Felde Erfindungsgeist beweist, ist seines Ruhmes sicher. (...) Von Paris aus regieren die profunden Erfinderinnen dieses Tands die Welt. Einmal im Monat reist die berühmte Puppe, das kostbare, nach dem letzten Schrei der Mode zurechtgemachte hölzerne Mannequin, kurz gesagt, das ›inspirierende Muster‹, von Paris nach London, um von dort seine Anmut über ganz Europa auszustreuen. (...) Gewiß mutet das reichlich verrückt an; aber so ist's nun mal ...« (Mercier, a. a. O.)

(Nota bene: In Deutschland mangelte es noch sehr an Geschmack, an eine Revolution war deshalb gar nicht zu denken. Immerhin hatte es in Leipzig 1768 Studentenunruhen gegeben. Warum? Philosophieprofessor Crusius wußte den Grund: weil gewisse Dozenten die jungen Leute »an Hochachtung vor [= für] die Freigeisterei, die vermeinte Galanterie, den sogenannten Geschmack, das ist vor Nichtswürdigkeiten, die aufs Feine, Kostbare und sinnlich Gefällige gebracht sind, gewöhnen«. Da haben wir's.)
Mercier fährt fort:

»Die Putzsucht der Vermögenden hat unzähligen Arbeiterinnen Verdienst gebracht; ärgerlich ist dabei nur, daß die Kleinbürgerin glaubt, was sich die Marquise und die Gräfin leisten können, sei auch gut genug für sie. Um ihre Launen zu befriedigen, muß der arme Gatte Blut und Wasser schwitzen. Nie kommt sie vom Spaziergang ohne eine neue Grille ...«

Damit mischt sich Mercier in die Luxus-Diskussion ein, die im ganzen »Jahrhundert des Geschmacks« geführt wurde. »Wenn man bedenkt«, sagt er, »daß das Puder, mit dem sich 200 000 Leute ihre Köpfe einstäuben, den Armen zur Nahrung dienen könnte, (...) daß dieses Mehl zehntausend Hungernde satt machen könnte ...« Aber er präsentiert auch die Gegenrechnung: in Paris verdanken 1200 Friseurmeister samt 6000 Gesellen, dazu 2000 ambulante Figaros und 6000 Kammerdiener dem Umgang mit Haaren, Talg, Puder ihr täglich Brot; und dann die vielen tausend Modistinnen ... »Für die Mode gibt man heutzutage mehr als für Speise und Trank und für die Equipage aus« – »hier führt mit fester Hand die Gewohnheit das Zepter, sie entscheidet, sie bestimmt, und gegen die Worte ›so sagt man, tut man, denkt man, kleidet man sich‹ gibt es keine Argumente«.
Was als Befreiung des Geschmacks vom Korsett der Regeln begonnen hatte, endet als Herrschaft neuer Konventionen, die nicht anstehen, sich auf subjektiven Geschmack zu berufen. Eine Verschwörung des Worms- mit dem Man-Schenkel, gegen ›Renée‹? Jedenfalls ist um 1800 der sensualistische Einspruch gegen die rationalistische Strenge zu einem »Geschmack« erstarrt, gegen den nun das »Genie« aufgerufen wird – zum Beispiel von Germaine de Staël. Als sie Anfang des 19. Jahrhunderts durch das zurückgebliebene Deutschland reiste, fiel ihr beständig »der Gegensatz zwischen den Empfindungen und den Gewohnheiten« auf; sie traf viele geniale Männer und Frauen, aber nur wenig Geschmack, während es in Frankreich umgekehrt sei:

»Die Franzosen beurteilen die schönen Künste wie die gesellschaftliche Schicklichkeit, die Deutschen die gesellschaftliche Schicklichkeit wie die schönen Künste. Im Verkehr mit der Gesellschaft aber muß man auf seiner Hut sein, während man sich in der Poesie offen hinzugeben hat. Betrachtet man alles als Weltmensch, so spürt man nicht die Natur, und betrachtet man alles als Künstler, so fehlt der Takt, den nur die Gesellschaft lehren kann. (...)
In der Literatur bedarf es allen Geschmacks, der mit dem Genie verträglich ist, denn wenn das Wichtigste im Staate die Ruhe ist, so ist das Wichtigste in der Literatur gerade im Gegenteil das Interesse, die Bewegung, die innere Erregung, deren Feind der Geschmack oftmals ist.« (Germaine de Staël, *De l'Allemagne*, 1813)

Das Ideal, das Madame de Staël vorschwebt, ist natürlich eine Versöhnung von französischem Geschmack und deutscher Genialität – eine liaison dangereuse. Machen wir die Probe: schicken wir um die Zeit, als Madame von Paris aufbrach, ein deutsches Genie, nämlich Heinrich von Kleist, eben dorthin. Also er verabscheute es, »das stolze, ungezügelte, ungeheure Paris«. Am 16. August 1801 schrieb er an Luise von Zenge:

»Eine ganz rasende Sehnsucht nach Vergnügungen verfolgt die Franzosen und treibt sie von einem Orte zum andern. Sie ziehen den ganzen Tag mit allen ihren Sinnen auf die Jagd, den Genuß zu fangen. (...)
Überdrüssig all dieser Feuerwerke und Illuminationen und Schauspiele und Possenreißereien hat ein Franzose den Einfall gehabt, den Einwohnern von Paris ein Vergnügen von einer ganzen neuen Art zu bereiten, nämlich das Vergnügen an der Natur. (...) Von Zeit zu Zeit verläßt man die matte, fade, stinkende Stadt und geht in die – Vorstadt, die große, einfältige, rührende Natur zu genießen. Man bezahlt (im Hameau de Chantilly) am Eingange 20 sols für die Erlaubnis, einen Tag in patriarchalischer Simplizität zu durchleben. Arm in Arm wandert man, so natürlich wie möglich, über Wiesen, an dem Ufer der Seen, unter dem Schatten der Erlen, hundert Schritte lang, bis an die Mauer, wo die Unnatur anfängt – dann kehrt man wieder um ...«

Und so weiter, samt Diner in einer primitiven Hütte, wo »die raffiniertesten Speisen und die feinsten Weine« aufgetragen werden, aber in hölzernen Näpfen und irdenen Gefäßen; und am Abend fährt man auf einem See spazieren, der 20 Schritte im Durchmesser hat – erzählt angewidert der deutsche Besucher und bricht dann in die Beschwörung aus:

»Große, stille, feierliche Natur, du, die Kathedrale der Gottheit, deren Gewölbe der Himmel, deren Säulen die Alpen, deren Kronleuchter die Sterne, deren Chorknaben die Jahreszeiten sind, welche Düfte schwingen in den Rauchfässern der Blumen gegen die Altäre der Felder, an welchen Gott Messe lieset und Freuden austeilt zum Abendmahl unter der Kirchenmusik, welche die Ströme und die Gewitter rauschen, indessen die Seelen entzückt ihre Genüsse an dem Rosenkranze der Erinnerung zählen – so spielt man mit dir?«

Wenn zwei Geschmacklosigkeiten, eine banale und eine genialische – wobei die letztere wohl doch die peinlichere ist – aufeinandertreffen, wie in diesem Fall, regt sich das Verlangen nach ›Renée‹. Es gab diese Mittlerinnen, in Deutschland wie in Frankreich, aber nur in geringer Zahl, in der Regel waren es Frauen. Frauen waren es andererseits auch, die zu dieser Zeit ›Worms‹ unmittelbar für sich reklamierten – in Frankreich in der Kleidermode, in Deutschland in der Lesemode, das macht fast schon den ganzen Unterschied. Die deutsche Lust am Text (gegenüber der französischen an

Textilien) bahnte den Weg in eine gegen alle äußerlichen Eitelkeiten gefeite schöne Innerlichkeit. Wenn Jean Paul in seiner Ästhetik (1804), die er als »Geschmackslehre« verstand, dem Talent und dem Genie eine dritte Spezies zur Seite stellt: das »weibliche, empfangende oder *passive Genie*«, vergleichbar dem Träumer, dem »das Fliegen leichter wird als das Laufen«, so trifft das noch mehr als den Dichter den Leser. Der von Jean Paul geschätzte Roman *Die Wahl der Braut* von Heinrich Frohreich (1809) hat das Thema launig entfaltet:

»Der Geschmack der Frauen ist abhängig vom Geschmacke des Zeitalters überhaupt; man liebt in Hütten und in Palästen, in Paris wie in Augsburg nach der Mode. Geschickte Schriftsteller können sich zu Damen-Königen machen, wenn sie es verstehen, sich selbst an die Mode zu bringen. – In den sechziger Jahren schlich man mit Gellerts Schäferspielen in das Herz der Schönen; in den siebenzigern trug man Gesicht und Rock wie Werther, erfaßte mit seligen Gefühlen die ganze Natur und gewiß die Geliebte auch. Weiter hinab in die Trivialität gab man Siegwart, Herfort und Klärchen, weidete im Mondenscheine unter Rosen, (...) schmachtete unter Fenstern, in Gärten, auf Kirchhöfen, und die Liebe trug ein Madonnengesicht.
Die biederherzige Deutschheit ächter Ritterromane machte dem Weinen, den Elegien und Nachtmusiken ein Ende. (...) Spiele der Liebe und Eitelkeit nahmen den Charakter der altdeutschen Turniere an (...). Die Zeiten setzten sich endlich auf das Reelle, und man muß wenigstens jetzt ein Dienst haben, um mit Lafontaine zu werben oder seiner Geliebten mit Kotzebues unwiderstehlicher Brutalität ein kurzes Ja abzuzwingen.«

Bleibt da noch Platz für ›Renée‹, wenn der Worms- und der Man-Schenkel sich fast berühren? ›Renée‹ lebt in der Theorie. Sie hört auf den Namen »Urteilskraft«. Die ist, laut Kant, das Vermögen, das Besondere unter das Allgemeine zu subsumieren, und zwar nach Wohlgefallen oder Mißfallen (Lust oder Unlust), aber ohne alles Interesse. Kants *Kritik der Urteilskraft* (1790) – ein rätselhaftes Werk, das ständig sich selbst zu widersprechen scheint und dadurch den unfaßbaren Reiz des Schönen nicht sistiert – kämpft an zwei Fronten: einmal gegen die sensualistische Ästhetik der Aufklärungsphilosophie, deren Bindung des Schönen an den Sinnengeschmack er zurückweist: aber er hält an der psychologischen Begründung des Geschmacksurteils fest; zum anderen gegen die rationalistische Ästhetik des Klassizismus, deren Bestimmung des Schönen durch Regeln er ablehnt: aber er will die Idee des vollkommenen Schönen retten.
Einerseits also ist das Geschmacksurteil nicht logisch, sondern ausschließlich *subjektiv* begründet, durch Lust und Unlust, jedoch nur dann »rein«, wenn es frei ist von *empirischem* Wohlgefallen:

»Was das Interesse der Neigung beim Angenehmen betrifft, so sagt jedermann: Hunger ist der beste Koch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt alles, was eßbar ist; mithin beweiset ein solches Wohlgefallen keine Wahl nach Geschmack. Nur wenn das Bedürfnis befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe, oder nicht.« (§ 15)

Entsprechendes gilt für Reiz und Rührung oder andere »interessierte« Reaktionen:

»Wenn mich jemand fragt, ob ich den Palast, den ich vor mir sehe, schön finde, so mag ich zwar

sagen: ich liebe dergleichen Dinge nicht, die bloß für das Angaffen gemacht sind, oder, wie jener irokesische *Sachem*, ihm gefalle in Paris nichts besser als die Garküchen; ich kann noch überdem auf die Eitelkeit der Großen auf gut Rousseauisch schmälen, welche den Schweiß des Volks auf so entbehrliche Dinge verwenden (...). Nur davon ist jetzt nicht die Rede.« (§ 2)

Die Rede ist vielmehr davon, »ob die bloße Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohlgefallen begleitet sei« und »was ich aus dieser Vorstellung in mir selbst mache«. Andererseits aber soll mit diesem Selbstgemachten »ein Anspruch auf subjektive Allgemeinheit verbunden sein«. Denn es wäre lächerlich, von einem Gebäude, einem Kleid, einem Konzert oder Gedicht zu sagen, sie seien »*für mich* schön«; folglich »kann man nicht sagen: ein jeder hat seinen besonderen Geschmack. Dieses würde so viel heißen als: es gibt gar keinen Geschmack, d. i. kein ästhetisches Urteil, welches auf jedermanns Bestimmung rechtmäßigen Anspruch machen könnte« (§ 7). Wie aber gelangt man zu »gemeingültigen« Urteilen, wenn es »keine Regel geben [kann], nach der jemand genötigt werden sollte, etwas für schön anzuerkennen« (§ 8), weil ja der Bestimmungsgrund des ästhetischen Urteils »das Gefühl des Subjekts und kein Begriff eines Objekts« ist (§ 7)? Wir haben also weder Regeln noch Begriffe, ja nicht einmal ein faßbares Ideal, denn: »Ein Ideal schöner Blumen, eines schönen Ameublements, einer schönen Aussicht läßt sich nicht denken.« Dennoch gibt es, sagt Kant, »das höchste Muster, das Urbild des Geschmacks«, er nennt es »das Ideal des Schönen«, das wir, »wenn wir gleich nicht im Besitze desselben sind, doch in uns hervorzurufen streben. Es wird aber bloß ein Ideal der Einbildungskraft sein« (§ 17). Und die Einbildungskraft – alias Genie – ist der Urteilskraft unterworfen:

»Denn aller Reichtum der ersteren bringt in ihrer gesetzlosen Freiheit nichts als Unsinn hervor; die Urteilskraft ist aber das Vermögen, sie dem Verstande anzupassen.
Der Geschmack ist, so wie die Urteilskraft überhaupt, die Disziplin (oder Zucht) des Genies, beschneidet diesem sehr die Flügel und macht es gesittet oder geschliffen (...); und indem er Klarheit und Ordnung in die Gedankenfülle hineinbringt, macht er die Ideen haltbar, eines daurenden, zugleich auch allgemeinen Beifalls, der Nachfolge anderer und einer immer fortschreitenden Kultur fähig. Wenn also im Widerstreite beider Eigenschaften an einem Produkte etwas aufgeopfert werden soll, so müßte es eher auf der Seite des Genies geschehen.« (§ 50)

Das alles ergibt keinen richtigen Sinn und ist doch faszinierend: das Geschmacksdreieck schnurrt zusammen auf *einen* Punkt, besteht fast nur noch aus ›Renée‹, die aber zugleich als verallgemeinertes Subjekt inthronisiert wird, das alle unsinnigen Ansprüche und unsittlichen Wucherungen von ›Worms‹ beschneidet und den anderen, dem ›Man‹ nur die Chance der Nachfolge läßt – ohne Regeln, ohne Begriffe, ja ohne Idee des Schönen, geleitet nur von interesselosen Lust- und Unlustempfindungen; die aber, so scheint es, gar nicht immer die des Subjektes sind, sondern dumpf einem interiorisierten ›Man‹ verpflichtet bleiben, wie Kant, wenn er mal gemütlich wird, fast naiv verrät: »Der, welcher sein parfümiertes Schnupftuch aus der

Tasche zieht, traktiert alle um und neben sich wider ihren Willen und nötigt sie, wenn sie atmen wollen, zugleich zu genießen; daher es auch aus der Mode gekommen ist« (§ 53).

5. »Unmöglich!«

> »Aber seit der Periode von 1830 war diese Sprache nicht stehengeblieben. Sie hatte sich (...) den Wünschen der Kunstfreunde und Künstler gefügt und sich auf die Chinesen und Japaner gestürzt, duftende Stammbücher erfunden, Blumensträuße von Takeoka nachgeahmt, durch Mischungen von Lavendel und Goldlack den Geruch der Rondeletia, durch eine Verbindung von Patschuli und Kampfer den sonderbaren Duft chinesischer Tusche erreicht, durch eine Mischung von Zitrone, Levkoje und Orangenblüten das Parfüm der japanischen Hovenia gewonnen.« (Huysmans, *A Rebours*)

Kants »Geschmack« ist weniger eine ästhetische als eine geschichtsphilosophische Kategorie – gleichsam ein Atemholen angesichts zweier Eruptionen, die am Ende des 18. Jahrhunderts die Idee des mündigen (bürgerlichen) Individuums bedrohten: der Aufstand der Massen und der Ausbruch der Genialität. Und in der Tat wurde »guter Geschmack« im 19. Jahrhundert zunehmend zu einer Abwehrhaltung gegenüber den durch soziale Mobilität und intellektuelles Vagantentum bedingten »Geschmacklosigkeiten«, die auch in Deutschland lieber mit französischen Namen belegt wurden – Kompromittierung, Encanaillierung, Skandal, Blâme, ridikül, ordinär, méchant usw. –, um zu verdammen, was geschieht, obwohl es »unmöglich« ist.
Julie de Chaverny – wir sind ihr schon begegnet, als sie ihre Taille um zwei Zentimeter kürzen ließ – hatte sich, »nicht ohne Mühe«, für einen Premierenabend der Grand Opéra eine Loge mit sechs Plätzen besorgt. Einen davon wollte sie ihrem Verehrer, dem Major Châteaufort anbieten. Da sie aber »schicklicherweise« mit diesem nicht allein in die Oper gehen konnte, bewog sie ihren Mann, den sie gründlich verabscheute, sie zu begleiten.

»Gleich nach dem ersten Akt entfernte sich Chaverny, die Frau und den Freund in der Loge zurücklassend. Die beiden wahrten zunächst ein gezwungenes Schweigen: Julie, weil sie seit einiger Zeit bei jedem Alleinsein mit Châteaufort in Verlegenheit geriet, und dieser, weil es im Rahmen seiner Strategie lag, eine Miene romantischer Zerrissenheit zur Schau zu tragen. (...)
Eben sollte der zweite Akt beginnen, da öffnete sich die Logentür und Chaverny erschien. Am Arme führte er eine sehr hübsche und sehr herausgeputzte Dame mit herrlichen rosa Federn im Haar. Ihnen folgte der Herzog von H...
›Liebe Freundin‹, sagte Chaverny zu seiner Frau, ›ich fand den Herzog und Madame in einer ganz schrecklichen Seitenloge, die nicht den geringsten Ausblick auf die Bühne freigibt. Man hat aber die Güte gehabt, einen Platz in unserer Loge anzunehmen.‹
Julie grüßte mit frostiger Neigung des Kopfes: der Herzog von H... mißfiel ihr. (...)
Die unbekannte Dame neigte sich über Julies Bukett und sagte mit reizvollem Lächeln: ›Sie haben da einen entzückenden Veilchenstrauß, Madame! Er muß – in dieser Jahreszeit – min-

destens seine zehn Franken gekostet haben, dessen bin ich sicher! Vermutlich haben Sie ihn geschenkt bekommen? Damen pflegen sich ihre Buketts ja niemals selbst zu kaufen.‹
Julie betrachtete die Sprecherin mit großen Augen: aus welchen Tiefen der Provinz mochte dieses Wesen hereingeschneit sein? (...)
Während der ganzen weiteren Vorstellung trommelte die Federdame mit ihren Fingern gegen den Takt der Musik – das heißt: ohne jedes Taktgefühl – auf die Logenbrüstung und redete dabei unaufhaltsam von musikalischen Dingen. Zwischendurch erkundigte sie sich nach dem Preis von Julies Kleid, von ihren Juwelen und Pferden. Niemals war Madame de Chaverny mit solchen Manieren in Berührung gekommen. (...)
Endlich war die Vorstellung zu Ende – zur großen Erleichterung Julies, die sich in der Nachbarschaft der eigentümlichen Frau höchst unbehaglich gefühlt hatte. Der Herzog bot ihr den Arm, Chaverny nahm den Arm der rätselhaften Dame. Châteaufort ging, verdrießlich und verdüstert, hinter Julie drein und grüßte die Bekannten, denen er auf der Treppe begegnete, mit verzerrtem Lächeln.
Einige Damen, die Julie von Ansehen bekannt waren, kamen vorbei. Ein junger Mann flüsterte ihnen etwas zu und kicherte. Neugierig wandten sich die Damen nach dem Ehepaar Chaverny um, und eine von ihnen rief: ›Ist es die Möglichkeit?!‹ (...)
Da Chaverny eben wieder erschien, so hatte Châteaufort gerade noch Zeit, Julie zuzuflüstern: ›Diese Dame heißt Mélanie R... und ist die Geliebte des Herzogs von H...‹
›Großer Gott!‹ rief Julie und blickte mit äußerster Betroffenheit auf Châteaufort, ›das ist doch unmöglich!‹« (Mérimée, *La double Méprise*, 1833)

Das alte Problem: die Kontamination mit dem Peinlichen. Der Tort, den Chaverny seiner Frau antut, indem er den Herzog in ihre Loge führt, der Skandal, den der Logenkontakt mit der seltsamen Dame bedeutet, selbst der auf »Schicklichkeit« bedachte Umgang Julies mit ihrem Verehrer mögen uns heute fast komisch vorkommen: tempi passati! Aber die schrille Aufmachung, das ordinäre Gebaren, die peinlichen Aussprüche dieser Mélanie berühren uns noch unmittelbar: Unmöglich! Geschmack ist eine Frage der Nuancen. Die Sitten, die Gesetze, die Standesschranken mögen sich ändern, aber die kleinen Unterschiede des Geschmacks, die Welten trennen, scheinen selbst den Einbruch der Barbarei zu überleben. Wäre Mélanie von anderem Format, könnte sie vermutlich, der guten Gesellschaft zum Trotz, neue Geschmacksmaßstäbe setzen, wenn auch zunächst nur in der Demi-Monde, zu der die ehrbaren Damen keinen Zutritt haben, sofern sie sich nicht encanaillieren wollen. Aber die Versuchung, eben dies zu tun, wurde immer stärker. Damit kommen wir zu Renée, der wirklichen, das heißt der von Zola erfundenen. Mittlerweile – unter Napoleon III. – ist manches möglich geworden, was unter Louis Philippe noch unmöglich war, doch keineswegs alles. Andererseits benötigt man immer mehr ›Worms‹ und eigene Einfälle, um sich zu profilieren und zu amüsieren. Renée geht bis an die Grenze:

»Eines Abends eröffnete sie [ihrem Stiefsohn] Maxime, daß sie für ihr Leben gern auf einen Ball gehen würde, den Blanche Muller, eine gerade sehr beliebte Schauspielerin, den Rampenprinzessinnen und den Königinnen der Halbwelt gab. Dieses Geständnis überraschte sogar den jungen Mann und setzte ihn in Verlegenheit, obwohl er durchaus nicht gerade prüde war. Er

hielt seiner Stiefmutter eine Rede: das sei wirklich keine Gesellschaft für sie; übrigens würde sie dort nichts Besonderes zu sehen bekommen, und wenn sie dort erkannt würde, gäbe es einen Skandal.« (Zola, *La Curée*, 1871)

Maxime gibt endlich nach. Er führt die in einen Domino gehüllte Dame von Welt in die Wohnung der Halbwelt-Dame. Dort prägt sich Renée jede Einzelheit ein, »um sie später ihren Vertrauten beschreiben zu können«. Die anwesenden Männer sind ihr bekannt: dieselben Finanzleute, Politiker, Lebemänner, die zu ihren Donnerstag-Empfängen kommen. Auch bei den Damen fühlt sie sich an ihren Salon erinnert: die gleichen Toiletten – aber sonst! »Marktweiber«, schmält sie später, »ekelhaft und dumm«, und sie beklagt sich bei Maxime, der mit diesem Milieu intim ist:

»›Nein wirklich, ich begreife euch nicht (...). Und dabei habe ich mir die wunderbarsten Dinge vorgestellt (...). Die Sünde müßte schon etwas Auserlesenes sein, mein Lieber ... Wenn ich, die ich eine anständige Frau bin, aus Langeweile die Sünde begehe, das Unmögliche zu erträumen, erfinde ich ganz gewiß sehr viel hübschere Dinge als sämtliche Blanche Mullers.‹ Und mit ernster Miene schloß sie voll kindlichem Zynismus mit dem tiefsinnigen Ausspruch: ›Das ist eben Sache der Erziehung, verstehst du?‹«

Und schlitterte hinein in den Inzest mit Maxime im schwülen Gewächshaus mit seinen tausend exotischen Düften ... In anderen Kreisen gab es andere Exaltationen, zum Beispiel schwarze Messen, die Tröstungen eines mystischen Katholizismus, die Regression in eine vergangene Epoche: um sich abzusondern von den anderen, den Vielen, die jetzt immer unverschämter herandrängten mit ihren Leibern, ihren Gerüchen, ihren Worten und Waren. Vor allem mit ihren Waren, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts aus den Manufakturen und Fabriken strömten und nicht nur die bürgerlichen Salons, sondern auch Kleinbürgerstuben füllten.

»Wir sind entzückt, wenn wir unter all den wohlfeilen Herrlichkeiten, diesem falschen Geschmack und falschen Luxus, eine sauber gearbeitete Bank finden, einen ordentlichen Tisch aus Eichenholz, der gerade auf seinen Beinen steht, wollene Gardinen, die wie Wolle aussehen, einen bequemen und soliden Stuhl, einen Schrank, der sich gut öffnen und schließen läßt (...). Hoffen wir auf eine Rückkehr zu solchen gesunden Ideen, und daß wir im Bezug auf Möbel wie auf alle anderen Dinge wieder begreifen lernen: guter Geschmack besteht darin, zu zeigen, was man ist, und nicht, was man sein möchte.«

So proklamierte es um 1870 Viollet-le-Duc. »Zeigen, was man ist!« Aber warum dann die »Rückkehr« zu etwas, was man offenbar nicht mehr war oder hatte? (Angesichts des kurz zuvor zerstörten Hôtel de Ville schrieb Edmond de Goncourt 1871: »Diese Ruine ist ein Wunderwerk des Pittoresken, das man wahrhaftig bewahren müßte, wenn das Land nicht verurteilt wäre, ohne Gnade verurteilt, zu den Restaurationen des Herrn Viollet-le-Duc.«) Trotzdem, die Mahnungen des großen Restaurators machten Schule: den immer neuen Weltausstellungen mit ihren wohlfeilen Herrlichkeiten folgten immer neue Geschmacksbreviere, die eklektizistisch die Rückkehr zu diesen oder jenen »gesunden Ideen« propagierten, sie zugleich als neueste Errungenschaften preisend. Umsonst.

»›... Laß mich also wissen, Schatz, was du noch weiter auf dem Herzen hast?‹
›Nichts, Mama. (...) Wenn es aber doch am Ende was sein sollte ...‹
›Nun ...‹
›So müßt' es ein japanischer Bettschirm sein, schwarz und goldene Vögel darauf, alle mit einem langen Kranichschnabel ... Und dann vielleicht auch noch eine Ampel für unser Schlafzimmer, mit rotem Schein.‹
Frau von Briest schwieg.
›Nun siehst du, Mama, du schweigst und siehst aus, als ob ich etwas besonders Unpassendes gesagt hätte.‹
›Nein, Effi, nichts Unpassendes. Und vor deiner Mutter nun schon gewiß nicht. Denn ich kenne dich ja. Du bist eine phantastische kleine Person (...). Aber meine liebe Effi, wir müssen vorsichtig im Leben sein, und zumal wir Frauen. Und wenn du nun nach Kessin kommst, einem kleinen Ort, wo nachts kaum eine Laterne brennt, so lacht man über dergleichen. Und wenn man bloß lachte.‹« (Theodor Fontane, *Effi Briest*, 1895)

Diese Einbrüche des Geschmacks – bei Möbeln wie der Moral und quer durch die Stände – waren in Deutschland besonders drastisch, weil hier »das Moderne« später und heftiger auftrat als anderswo und kaum auf konventionelle Barrieren traf. Fontane, der Chronist solcher Verirrungen, läßt in *Frau Jenny Treibel* (1892) sein Ebenbild Professor Schmidt im Blick auf einen jüdischen Kollegen sagen: »Ich bedaure mitunter, Urgermane, der ich bin, daß wir nicht auch irgend welche Bezugsquellen für ein bißchen Schliff und Politesse haben; es braucht ja nicht gerade dieselbe zu sein. Diese schreckliche Verwandtschaft zwischen Teutoburger Wald und Grobheit ist doch mitunter störend.« Aber Schmidt war Ironiker. Im Bemühen um Distinktion trug in Deutschland, oben wie unten, eher der Teutoburger Wald den Sieg davon, während die Masse, der Man-Schenkel, sich dort arrangierte, wo ›Worms‹ billig zu haben war.

6. *Hummer oder Krebse*

> »Mit seinen Zerstäubern zerspritzte er im Zimmer eine Essenz aus Ambrosia, Micham-Lavendel, Wicke und ›Bouquet‹ (...), eine bestimmte Mischung von Tuberose, Orangenblüten und Mandel (...), einen leichten Regen menschlicher und gleichsam katzenartiger Essenzen, die nach Röcken dufteten und gepuderte und geschminkte Frauen ahnen ließen: Stephanotis, Ayapana, Opopanax, Chypre, Champaka und Sarcanthus (...). Eine schwache Brise, die er mit Fächern anfachte, brachte einen starken Geruch von Fabriken, von chemischen Produkten, während die Natur selbst in dieser verpesteten Luft noch ihre süßen Düfte ausströmte.« (Huysmans, *A Rebours*)

Die Elemente sind versammelt, die Triebfedern sind gespannt, die das Geschmacksdreieck immer neue Formen annehmen lassen. Und jede in der kulturellen Entwicklung einmal erreichte Konstellation bleibt virtuell wirksam, kann unter veränderten Bedingungen wiederkehren, unabhängig vom Inhalt. Wie überhaupt die Gegenstände für den Geschmack zwar aktuell

alles, strukturell aber beliebig und auswechselbar sind. Um nochmals Professor Schmidt zu zitieren: »Ein eigen Ding, daß man aus Fragen der Art nie herauswächst, sie wechseln bloß ab im Leben. Ist man jung, so heißt es ›hübsch oder häßlich‹, ›brünett oder blond‹, und liegt dergleichen hinter einem, so steht man vor der vielleicht wichtigeren Frage ›Hummer oder Krebse‹.«

Was aber ist »besser«, »schöner«, »schicker«? Diese Frage beantwortet der Geschmack immer nur punktuell, unter Bevorzugung des Neuen, das auch ein Altes sein kann, sofern es bewußt gewählt wird (weshalb ein nur ererbtes Altes selten geschmacksbesetzt ist). Der Drang nach dem Neuen ist als Wertschätzung des Seltenen und darum Kostbaren zwar eine anthropologische Konstante, aber als Lust am Wechsel ein relativ spätes geschichtliches Produkt, in unserer Kultur seit vier- bis fünfhundert Jahren anzutreffen. Erst wenn die Gesellschaft selbst dynamisch ist, kann der individuelle Veränderungstrieb sich entfalten; er bedarf der Gratifikation, ja der Institutionalisierung, die ihn fachmännisch – durch Maler, Coiffeure, Modistinnen, Designer usw. – bindet und kultiviert. Nunmehr kann das Neue der individuellen oder sozialen Differenzierung dienen. Es entstehen lange, mittlere und kurze Wellen, dank der entsprechenden Triebkräfte aus dem Lebenszyklus oder dem Generationswechsel, der sozialen Mobilität oder dem Prozeß der Zivilisation. Schon im 17. Jahrhundert sprach man (ohne etwas von Zellenabbau zu wissen) von einem Sieben-Jahre-Rhythmus:

»Man sagt, daß von sieben zu sieben Jahren die Gemütsart sich ändert: nun, so sei es ein Verbessern und Veredeln seines Geschmacks. Nach den ersten sieben Jahren tritt die Vernunft ein: so möge nachher mit jedem Stufenjahr eine neue Vollkommenheit hinzukommen. (...) Mit zwanzig Jahren ist der Mensch ein Pfau, mit dreißig ein Löwe, mit vierzig ein Kamel, mit fünfzig eine Schlange, mit sechzig ein Hund, mit siebzig ein Affe, mit achtzig – nichts.« (Gracián, *Handorakel*, § 276)

Hinter diesem Reife- und Alterungsprozeß steht natürlich der Druck der nachwachsenden Generationen. Aber wenn man, wie seit dem 19. Jahrhundert üblich, den Generationenkonflikt bemüht, um den Geschmackswandel zu erklären, setzt man diesen schon voraus: man bündelt nämlich stillschweigend mehrere Jahrgänge (bis zu 35) zu *einer* Generation, was nur dann gerechtfertigt ist, wenn diese Jahrgänge durch ein Geschmacks- oder Identifikationsmuster verbunden sind (so wie in jüngster Zeit etwa die Nachkriegs-, die Protest-, die Punk-Generation, wobei immer noch viele Nachwachsende unter den Identifikationstisch fallen). In Wahrheit ist der als Generationswechsel verstandene Geschmacks- oder Stilwandel oft die Reaktion auf ein Modell, das so perfekt, so artikuliert oder so starr erscheint, daß die Nachwachsenden es sich nicht aneignen mögen, sondern – wie die Expressionisten auf den Spätimpressionismus, die Neuen Wilden auf Minimal Art – mit einem juvenilen Brutalismus dagegen antreten. In solchen längeren (Stil-)Wellen spielen und hüpfen mancherlei kurze Wellen, wäh-

rend es im Bereich der sozialen Differenzierung eher umgekehrt ist: hier summieren sich die kurzen (Mode-)Wellen zu der gesellschaftlichen Bewegung von Gruppen, Ständen, Klassen.

Nach Georg Simmel (*Über soziale Differenzierung*, 1890) ist dieser Prozeß kumulativ, sofern er nicht durch politische Eingriffe gestört wird, was in der Regel zu einer Nivellierung führe. »Der geistige Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten ist in solchen Zeiten der größte, wo auch die letzteren schon ein höheres Maß von Bildung besitzen« – daher das Hase-und-Igel-Spiel von Nachahmung und Unterscheidung. Es hat eine Form geschaffen, »die alle Vorteile der Nachahmung und sozialen Anlehnung, zugleich aber auch einer wechselvollen Differenzierung besitzt: die Mode«. Indem die Mode, ihrem Inhalt nach, einem steten Wechsel unterliegt, befriedigt sie das Bedürfnis nach Verschiedenheit:

»Sobald die unteren [Stände] sich die Mode anzueignen beginnen und damit die von den oberen gesetzten Grenzmarkierungen überschreiten, die Einheitlichkeit in dem so symbolischen Zusammengehören jener durchbrechen, wenden sich die oberen Stände von dieser Mode ab und einer neuen zu, durch die sie sich wieder von den breiten Massen differenzieren und mit der das Spiel von neuem beginnt. (...)

Vor allem muß die ökonomische Aufwärtsbewegung der unteren Schichten in dem Tempo, das sie in der Großstadt nimmt, den raschen Wechsel der Mode begünstigen, weil sie die Tieferstehenden so viel schneller zur Nachahmung der höheren befähigt (...). Auf den Inhalt der Mode hat dies bedeutsame Einflüsse. Vor allem bewirkt es, daß die Moden nicht mehr so kostspielig und deshalb ersichtlich nicht mehr so extravagant sein können. (...) Ein eigentümlicher Zirkel also entsteht hier: je rascher die Mode wechselt, desto billiger müssen die Dinge werden; und je billiger sie werden, zu desto rascherem Wechsel der Moden laden sie die Konsumenten ein und zwingen sie die Produzenten.« (Georg Simmel, »Die Mode«, in: *Philosophische Kultur*, 1923)

So war es am Anfang unseres Jahrhunderts. Und an seinem Ende? Mittlerweile gab es Entwicklungen, die zeigen, daß der von Simmel beschriebene Prozeß selbst dann noch weiterläuft, wenn sein Movens, die soziale Differenzierung, vor der sozialen Nivellierung kapituliert, die ein Ergebnis eben der Kräfte ist, die das Geschmackskarussell weiterhin in Gang halten, vielleicht schneller kreisen lassen denn je: ›Worms‹ ist zur Industrie geworden, ›Man‹ ist ihr verfallen, und ›Renée‹ läuft ins Leere, wenn sie Geschmack etablieren will. Ihr fehlt die Bezugsgruppe, in der sich Geschmack erproben ließe und die ihrerseits wieder als Geschmacksträger gegenüber anderen gesellschaftlichen Ebenen oder kulturellen Sphären auftreten könnte. Rezepte zur Abhilfe wirken reaktionär und elitär, weil es in der »freiheitlichen Demokratie« undenkbar geworden ist, Geschmack an bestimmte soziale oder berufliche Milieus zu binden und entsprechende Differenzierungen zu pflegen, die immer auch »Disziplin« erfordern: Bildung und Erfahrung. Ausnahmen gibt es nur in gewissen Subkulturen, die aber entweder bald von der herrschenden Kultur vereinnahmt werden oder in ihrer Nische verkümmern.

Ob man nun in kürzeren Zeiträumen denkt – das Ende der »Moderne« vor Augen, die heute schon fast als ein Zwischenspiel erscheint, so weiträumig und kurzlebig wie einst der Manierismus – oder den Blick über Jahrhunderte schweifen läßt, wie beispielsweise Benedetto Croce, der bereits am Anfang des Jahrhunderts eine seit 150 Jahren, also seit der Epoche der Empfindsamkeit anrollende Welle des »großen Bekenntnisses« ausmachte: eine autobiographische Mode, die sich in »Ergüssen« erfüllt statt im »Stil«, in einer »Sucht nach Aufrichtigkeit, die eben, weil Sucht, nicht Aufrichtigkeit ist« –: die Diagnose bleibt sich gleich. ›Renée‹ ist endlich abgetreten, was dasselbe heißt wie: ›Renée‹ ist alle Welt.

Eben dies ist in Kants Theorie der Urteilskraft schon angelegt: als er ›Renée‹ zu retten versuchte vor der drohenden Verschwörung von Worms-Unsinn und Man-Barbarei, dachte er sie als generalisiertes Subjekt, ein Besonderes als Allgemeines. Man könnte nun, mit gebrochenem Blick auf Kant, die ebenfalls innersubjektive Trias von Es, Ich und Überich in das Geschmacksdreieck einsetzen, so daß Es für ›Worms‹, Ich für ›Renée‹ und Überich für das interiorisierte ›Man‹ steht, freilich mit der (schon in der Freudschen Theorie vorgegebenen) Nuance, daß Es und Überich in heimlichem Kontakt zueinander stehen. Dann würde der berühmte Freudsche Imperativ so lauten: »Wo ›Worms‹ (Es) war, soll ›Renée‹ (Ich) werden!« und seiner heutigen Umkehrung nicht entgehen: »Wo ›Renée‹ war, soll ›Worms‹ werden!«, nämlich ›Worms‹ im Konsens mit dem ›Man‹. Im Sinne von Warhol oder Beuys; im Sog der Neuen Wilden oder der Neuen Deutschen Welle; im dumpfen Takt des Psychokultes und der gesamttherapeutischen Parole »Laß ES raus!« ...

KLETT-COTTA

Doris Lessing: Die viertorige Stadt

Roman

Aus dem Englischen übersetzt von Karin Kersten und Iris Wagner
975 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag,
44,– DM
ISBN 3-608-95085-0

Der Kalte Krieg, die Ostermärsche, das »Swinging London«: dies macht die Atmosphäre bis zum Ende der 60er Jahre aus, die Doris Lessing in ihrem Roman »Die viertorige Stadt« noch einmal heraufbeschwört. Wie unter Zwang steuert die Menschheit in eine weltverwüstende Katastrophe, die zwar alle fürchten, die jedoch nur wenige für möglich halten. Martha wird gerettet, und kurz vor ihrem Tod im Jahre 1996 erlebt sie die Hoffnung, daß die Welt sich erneuern wird.
In diesem Roman, in dem sie die Grenze vom traditionellen Erzählen zum visionären Erzählen überschreitet, ist Doris Lessing auf ihrem schriftstellerischen Höhepunkt.
Die Pentalogie »Kinder der Gewalt« ist damit abgeschlossen: ein erschreckendes Porträt unseres Jahrhunderts, in dem die Gewalt immer nur rascher neue Gewalt hervorbringt.

Doris Lessing: Das Tagebuch der Jane Somers

Roman

Aus dem Englischen übersetzt von Barbara Schönberg
294 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, 36,– DM
ISBN 3-608-95252-7

Mit 49 zieht Jane Somers das Resümee ihres erfolgreichen Lebens: Sie ist vital, wohlhabend, akzeptiert und steht auf dem Höhepunkt ihrer Karriere – noch. Denn wie mag es in zehn Jahren sein? Es könnte ihr passieren, daß sie von heute auf morgen angewiesen ist auf fremde Hilfe. Sie, die ihr Leben lang unabhängig war und den Beruf an die erste Stelle gesetzt hat, wird nun zum erstenmal konfrontiert mit Armut und Krankheit, und sie ist betroffen. Ihr bleibt die trostlose Erkenntnis: »Sich mit unermeßlich bedürftigen Menschen abzugeben, heißt eine Last an Schuld auf sich zu nehmen. Sie brauchen so viel, man kann so wenig geben.«
»Das Tagebuch der Jane Somers« ist ein mit feinen Zwischentönen geschriebener Alltagsroman, der betroffen macht, der oft witzig ist, manchmal bitter, doch immer warm und herzlich.

Katherine Anne Porter: Judasblüten

Erzählungen

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Helga Huisgen
224 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, 39,80 DM
ISBN 3-608-95136-9

»Judasblüten« enthält zum erstenmal sämtliche Erzählungen in neuer Übersetzung, die Katherine Anne Porter für diesen 1930 erschienenen Band vorgesehen hatte: Es sind Geschichten aus ihrer mexikanischen Zeit, die die Fremdheit, die Unvereinbarkeit der beiden Welten, die indianische und die moderne amerikanische, zum Thema haben.

»Katherine Anne Porter ist eine Stilistin von hohem Rang; ihre äußerst komprimierte Prosa besitzt den seltenen Glanz der Präzision, der vollkommenen Treffsicherheit des Ausdrucks. Die rhythmische Differenziertheit, die kühle Musikalität, die dichterischen Metaphern stützen lediglich diese Präzision, die keine Lyrismen, keine Rhetorik, nicht das leiseste Abgleiten, Abschweifen, die geringste Wortschwäche duldet.«
Barbara Bondy
Süddeutsche Zeitung

KLETT-COTTA

Seamus Heaney: Ausgewählte Gedichte / Selected Poems 1965–1975

Übertragung und Nachwort von Henriette Beese

250 Seiten, Pappband mit Schutzumschlag, 58,– DM
ISBN 3-608-95156-3

›Er hat gezeigt, daß es mehr Arten gibt, Dinge neu zu machen, als jenen Lyrikinterpreten bekannt ist, die bloß jeweils neuen Theoriemoden folgen. Er besitzt in hohem Grade das, was Robert Lowell die ›Gnade der Genauigkeit‹ genannt hat, und in seinem Werk finden sich Echos jener frühen irischen Naturgedichte, die er so bewundert: einer Dichtung, die – wie Heaney in seinen Essays zeigt – nie unter romantischem Einfluß stand und die ›bestimmte Sinneseindrücke registriert und aus bestimmten Gefühlen Quellwassermusik macht in einer Weise, wie es keiner anderen europäischen Sprache gelungen ist‹.‹
(Brian Moore in der London Review of Books)

Sven Delblanc: Samuels Buch

Roman
Aus dem Schwedischen übersetzt von Hans-Joachim Maass
388 Seiten, Linson mit Schutzumschlag, 39,80 DM
ISBN 3-608-95176-8

›Samuels Buch‹ ist ein Roman von epischen Konturen. Delblanc versteht es, in der Lebensgeschichte Samuels und seiner Familie vom Menschen zu erzählen, von seinen Leidenschaften, seinen Erniedrigungen und Niedrigkeiten, und seinen Hoffnungen. Die Kraft des Buches liegt in seiner Genauigkeit. Gestalten und Ereignisse ätzen sich mit überwältigender Schärfe dem Gedächtnis ein. Seine atmosphärische Dichte, die zärtliche Behutsamkeit seiner Menschenschilderungen und die zugleich unversöhnliche Empörung machen ›Samuels Buch‹ zu einem großen Roman.

›Sven Delblanc hat einen wunderbaren Roman geschrieben. In diesem Buch sind soviel Liebe, Bitterkeit und Haß enthalten, daß man es schließlich mit dem Gefühl aus der Hand legt, während des Lesens annähernd ein Jahr älter geworden zu sein.‹
Lars Gustafsson

Ramón del Valle-Inclán: Barbarische Komödien

Dramatische Trilogie
Silbergesicht – Wappenadler – Wolfsballade

Aus dem Spanischen übersetzt von Fritz Vogelgsang
480 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag, 85,– DM
ISBN 3-608-95190-3

›Er war einer jener überragenden Geister, deren ganze Größe sich nur am Rande in ihren Tätigkeiten erweist. Valle-Inclán war vom Schlage eines Leonardo da Vinci, eines Michelangelo, eines Benvenuto Cellini und anderer großer Künstler der Renaissance. Seine Werke sind, wie die griechische Tragödie, ein Kompendium aller Künste: Poesie, Musik, Malerei…; sie sind eine ganze Kunst, eine ganze Literatur.‹
Jacinto Benavente, Nobelpreisträger 1922

Michael Sontheimer
Post-Punk und Neo-Rokoko

1.

Vor nunmehr zehn Jahren – er war gerade 20 – wollte Norbert B., Arbeiter in einer Bürsten- und Besenmacherei, ein Zeichen setzen gegen die vielfältige Schlechtigkeit der Welt. Als seine Arbeitskollegen ihm dann 200 Mark dafür boten, daß er sich eine Glatze scheren lasse, ergriff er die Gelegenheit beim Schopfe. In einer heruntergekommenen Armee-Tarnjacke, die er seit früher Jugend trug, hatte er sich gegen jede modische Anregung immunisiert, doch jetzt wollten die Kollegen was sehen für ihr Geld. In einer Traube standen sie grölend vor Freude auf dem Bürgersteig, als er enthaart aus der Mittagspause zurückkam. Sein Wohngenosse, der ihn von der Arbeit abholen wollte, fuhr mehrmals an ihm vorbei, seine Geliebte, sein Vater und seine Freunde konnten es nicht fassen, daß er sich so entstellen lassen konnte, sie assoziierten Alcatraz bis Auschwitz.

Aus heutiger Sicht muß man sagen, daß die Glatze des buddhistisch orientierten Bürstenmachers eine isolierte Einzelaktion war. Die eigentliche Geschmacksrevolution bricht erst im Sommer 1977 in London aus und wird mit geringer Zeitverzögerung auf dem Hochglanzpapier der hiesigen Illustrierten reflektiert. Gleichermaßen Abscheu wie Faszination erregen die schrillen und sinistren jungen Leute, ihre rauhe Musik hebt sich kraß von dem gängigen Geplätscher der angefetteten Hippie-Superstars ab. Eine anarchistische Ästhetik blüht auf, doch bereits ein Jahr später klagt die Londoner Sängerin Siouxsie: »Today's punks just copy each other ... but real punk means being an individual.« Punk ist schon zur Mode erstarrt, Kleiderordnung engt die Phantasie ein. Die Sicherheitsnadel, das Symbol der allgemeinen Zerrissenheit, wird zum Markenzeichen, die Revolte gegen die mittlerweile etablierte Antimode der sechziger Jahre wird zur neuen Antimode.

Punk und seine gemäßigte Vermassung unter dem Titel »New Wave« bedeuten die radikale Negation der Hippie-Ästhetik, der Hippie wird bildlich gesehen auf den Kopf gestellt. Seine weichgezeichnete tannenbaumförmige Idealsilhouette verwandelt sich in eine hart kontrastierte mohrrübenförmige. Menschen, Kleidern und Haaren ist es auf einmal strengstens untersagt, sich entspannt hängenzulassen, sie müssen stehen; je steiler, desto besser. Um die Schwerkraft zu überwinden, wird auf Köpfen mit den verschie-

densten Rezepturen experimentiert: Zuckerwasser, Bier oder Kernseife bei Sonnenschein, Bohnerwachs oder Lack für den regenfesten Stand.
Und nicht nur die Haare streben in die entgegengesetzte Richtung. Statt Naturfarben und Naturstoffen müssen es plötzlich Neonfarben und Nyltest sein, statt Kuschelweichem Hartes und Spitzes, statt Henna Crazy Colours, statt Bart höchstens Stoppeln, statt Öko-Apfelsaft Yankeebrause alias Coca Cola, statt Haschisch Bier, statt Kreisen Dreiecke, statt Spitzendeckchen Plastikfolie, statt Folklore Maschinensound, statt alternativer Idylle No future ...
Von ihrer eigenen Kultur gelangweilte Hippies laufen reihenweise über und erhoffen sich von der rohen, rebellischen Kraft der Jugend eine Frischzellenkur. Vorsichtig verschmelzen diese Deserteure neue mit alten Stilelementen zu einer Art Softpunk. Desgleichen lassen sich Modedesigner, Werbegrafiker, Friseure oder Musiker inspirieren und machen Symbole hoffähig. »Heute fragen mich ja schon die Omas auf der Straße, wieviel Uhr es ist«, bekennt ein Berliner Punk, einigermaßen ratlos, weil Provokation sich so schnell verkauft und verbraucht. »Punk is tot«, meint er lapidar.
Norbert B., der erwähnte Bürstenmacher, hatte mit Punk zwar nie viel zu schaffen, aber er ist ein Nutznießer der Geschmacksrevolution. Als einer, der seine Gewohnheiten nicht so schnell ändert, läßt er sich seit mittlerweile zehn Jahren immer, wenn der Frühling kommt, eine Glatze schneiden. Die Reaktion auf seinen kahlen Schädel hat sich dank Punk deutlich gewandelt. »Heute wird eine Glatze viel mehr nach ästhetischen Gesichtspunkten beurteilt, die Leute sind neugierig statt entsetzt. Sie akzeptieren ungleich mehr, ja, den meisten gefällt es.« Ihm wiederum gefällt der Liberalismus der Post-Punk-Ära.

2.

Im ›Hollywood‹ am Kurfürstendamm gibt Dr. John the nightripper aus New Orleans ein Konzert, das Publikum wartet noch im Foyer. Die Mäntel und Jacken haben sich dem Grau der Winternächte angepaßt, doch etwas stört das homogene Bild: An einem der kleinen Marmortische sitzt ein Wesen wie von einem andern Stern. Aus einem voluminösen pinkfarbenen Teddyplüschmantel quillt eine blonde Mähne mit rosa Stich. Um die dünnen Arme schlingen sich mit Metall beschlagene Bänder aus schwarzem Leder, das Gesicht ist nahezu weiß. Eine Kindfrau mit den Zügen einer Dreißigjährigen, ganz und gar Diva, wenn ein Bekannter sie mit einem Handkuß begrüßt. Ihre Füße stecken in weiten, schwarzen Knobelbechern, um die Ketten gewunden sind. Wie eine Punk-Prinzessin aus der Muppetshow kommt sie in ihnen daher, das Showbusiness ist auch ihr eigentliches Metier. Sie ist Schauspielerin und hat als Rocksängerin unter dem Namen ›Lilli Berlin‹ eine begrenzte Berühmtheit erlangt.

Die weitläufige Altbauwohnung mit Wintergarten und großen Flügeltüren, in der sie zusammen mit ihrem Freund residiert, ist hingegen viel irdischer, ja nachgerade konventionell ausgestattet: auf lindgrünem Teppichboden eine Couchgarnitur aus dunklem Leder, an der Wand ein Druck von Hundertwasser und mehrere Ölbilder Kurt Mühlenhaupts. In einem erleuchteten Glasregal stehen chinesische Vasen neben Puppen mit Porzellanköpfen; insgesamt eine recht krude Mischung. Nur weil sie schräge Klamotten anhabe, müßten doch die Töpfe nicht schräg in der Küche stehen oder die Bilder schief an der Wand hängen, kommentiert sie meine Überraschung. Sie könne einfach nicht im Chaos leben. Bei mit Honig und Orangensaft veredeltem schwarzen Tee erklärt sie, daß sie zwar nie eine Schauspielschule besucht, aber schon bei einigen Filmen mitgemacht habe. Bei Rosa von Praunheim und Robert van Ackeren, und – darauf ist sie schon stolz – Fellini hat sie für eine kleine Rolle in »Casanova« einfliegen lassen.
Daß sie daraufhin mehr und bessere Rollen angeboten bekommen würde, erwies sich als Irrtum. Das Stichwort ›Fellini‹ brachte sie in den Geruch eines Monsters, und wenn sie sich in ihrem schon immer etwas ungewöhnlichen Aufzug vorstellte, wollten ihr Regisseure oder Produzenten nie abnehmen, daß sie auch ein ganz normales Mädchen spielen könnte. Müde, herumzusitzen, auf Rollen zu warten und sich dann etwas Konventionelles anzuziehen, um einen guten Eindruck zu machen, verfiel sie schließlich auf den Gedanken, es mal als Rocksängerin zu probieren.
»Ich mußte mich ja immer verkleiden, und da dachte ich mir, jetzt kann ich endlich mal was machen, wo ich ich sein darf. Schräg auszusehen ist ja in der Rockszene unheimlich angesagt. Das Outfit ist bei Musikern schon immer extrem wichtig gewesen. Musiker machen Mode, man denke nur an die Beatles. Die Gruppen, die Erfolg haben, werden von ihren Fans nachgemacht. In England ist es ja mittlerweile so, daß die großen Gruppen von Modedesignern ein eigenes Styling entwickeln lassen, das dann sofort in die Läden gebracht wird. In Berlin gab's oder gibt's auch ein paar, die so rumlaufen wie ich, aber ich fand das ehrlich gesagt nur bescheuert, denn ich nehme meine Sachen gar nicht so ernst. Ich ziehe mich ja meistens so an, daß ich selber drüber lachen kann. Ich möchte damit nicht ernst genommen werden, Sich-Anziehen soll doch Spaß sein.«
Spaß macht ihr zum Beispiel der Kontrast einer unüblichen Kombination, ein elegantes Abendkleid und darüber eine Rockerweste aus Leder. Für ihre Verhältnisse sieht sie heute ausgesprochen zivil aus. Die Haare sind nicht in schwindelnde Höhe toupiert, sondern zu einer Art Dutt zusammengebunden. Dazu trägt sie Hosen mit kleinen Mickeymouseköpfen drauf, Wollgamaschen, ein Netzhemd und darunter ein Männerunterhemd, das sie an den Schultern ausgestopft hat wie ein amerikanischer Football-Spieler, alles in weiß.

Wenn sie mit ihrer Band auftrat, zog sie gewöhnlich Schwarz vor: ein Kleid, bei dem es schwer auszumachen ist, ob es sich um ein Dessous oder ein Abendkleid handelt, garniert mit viel Straß und Metall, und die Knobelbecher. So posierte sie wie einstmals Marlene Dietrich auf einem schlichten Stuhl, doch den großen Durchbruch als Musikerin hat sie nicht geschafft, dazu waren ihre Songs zu synthesizer-steril. Die neue Band, mit der sie jetzt angefangen hat zu proben, hört sich roher und punkiger an. Musik, die richtig abgeht und mitreißt, muß immer ein bißchen schmutzig sein.
Lilli sagt, ihre Klamotten seien kein Kalkül. »Mit den Knobelbechern und Schnürstiefeln bin ich schon rumgelaufen, da gab es noch keinen einzigen Punk. Ich scheine einen Riecher für Sachen zu haben, finde einfach etwas toll, ohne immer genau sagen zu können, warum. Ich renne mir die Hacken ab, um es zu kriegen, oder mache es mir selber, und ein halbes Jahr oder ein Jahr später gibt es das dann überall zu kaufen.« Sie hat sich schon immer den Großteil ihrer Kleider selbst genäht, und als Freundinnen und Bekannte ihre Kreationen auch haben wollten, entwarf sie eine Kollektion Wollkleider mit dazu passenden Schals, Stulpen und Mützen, die sie auf der Off-Line, der jährlichen Off-Modemesse, vorstellte. Für eine Modenschau in Hamburg schweben ihr schrägere Sachen in Neonfarben vor.
»Wenn man tagsüber so rumläuft«, erzählt sie mit einer Stimme, der man den Gesangsunterricht und die Sprecherziehung richtig anhört, »ist das manchmal ganz schön schlimm, das nervt einen. Richtig angepöbelt wird man, meistens von Mädchen: ›ey wie läuft die denn rum‹ – so normale Bräute, die sich nur in der Karnevalszeit trauen, schräg rumzulaufen. Mir bringt es immer Spaß, mich zu verkleiden. Ich finde es gut, wenn jemand gestylt ist wie ein Kunstwerk. Nicht daß alles aufeinander abgestimmt ist wie in den Zeitschriften, sondern daß es etwas Eigenes ist. Für mich ist es normal, verkleidet zu sein; wenn ich normale Klamotten anziehen würde, wäre das für mich eine Verkleidung.«

3.
Im Café ›M‹, nachmittags um halb vier: Den Großteil des Publikums machen Nicht- oder Nachtarbeiter sowie Künstler aller Kategorien aus. Die Frau, die alleine vor dem großen Fenster zur Straße sitzt, steht nächtens eine Ecke weiter im ›Slumberland‹ hinter dem Tresen. Lackschuhe, Netzstrümpfe, Lederrock, Rollkragenpullover, alles an ihr ist schwarz, nur ihr Mund, der ist knall-lippenstift-rot. Sie harmoniert perfekt mit dem Boden, der sich aus Tausenden von kleinen Kacheln zusammensetzt, aus schwarzen Rechtecken und hin und wieder einem roten Sechseck. Über der schlichten schwarzen Theke hängt ein Ventilator mit großen silbernen Rotorblättern.
Blicke wandern durch den Raum, treffen sich flüchtig und kehren zum

Papier zurück. Die meisten Gäste sind solo und lesen die Zeitschriften von *Ambiente* bis *Zitty*. Jeder für sich, doch die Gesichter haben nicht die nächtliche maskenhafte Kühle, sondern sind morgendlich weich, manche zerbrechlich. Eine distanzierte Privatheit schwingt durch den Raum, man kennt sich und kennt sich doch nicht. Der Geräuschpegel ist gedämpft, die Musik erlesen: New Wave, Elektronik, Punk, Klassik und Blues.

Über den türkisfarbenen Neonschriftzug, der im Fenster leuchtet, wäre es beinahe mal zu einem innerdeutschen Rechtsstreit gekommen. Ein großes M ist es, das kometenartig einen funktionslosen Strich hinter sich herzieht. Als das Café im Mai 1978 eröffnet wurde, hieß es nach einer avantgardistischen Literaturzeitung aus den zwanziger Jahren ›Mitropa‹. Ganze drei Jahre später meldete sich brieflich das Reichspatentamt Berlin, Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik, und teilte mit, ›Mitropa‹ sei der warengeschützte Name der DDR-Schlaf- und Speisewagen- sowie Autobahnraststättengesellschaft, und forderte die sehr geehrten Eigentümer des Cafés, das diesen Namen usurpiert hatte, auf, dies zu unterlassen. Bei Zuwiderhandlung hätten sie eine Strafe von 50 000 Mark (West) zu erwarten. Nach ausführlicher anwaltlicher Beratung ließ man dann das ›M‹ stehen und montierte ›itropa‹ kurzerhand ab. Dies konnte freilich nicht verhindern, daß das Café bis heute ›Mitropa‹ genannt wird.

Das ›Mitropa‹ ist ein Produkt von Arbeitslosigkeit. Vier beschäftigungslose Architekten hatten sich vor sieben Jahren die Aufgabe gestellt, eine Alternative zu dem damals für Kneipen verbindlichen Hippie-Höhlen-Design zu entwerfen. Sie ließen sich dabei von den Espressos der fünfziger Jahre inspirieren, reisten eigens nach Italien und kauften dort die mit Nylonschnüren bespannten Stühle und die roten Kunststofftische ein. An die Stelle schummrigen Kerzenlichts setzten sie helle Strahler, statt lila, grün oder braun wählten sie schwarz und weiß. Kontraste und Konturen sollten nach ihrem Konzept stärker hervortreten, Holz und Plüsch wurden von Metall und Plastik abgelöst.

Sie trafen mit diesem Konzept ganz offensichtlich einen bis dato verborgenen Geschmacksnerv, denn schon nach wenigen Monaten begannen in Berlin und anderen Großstädten »Weiß-Cafés« und Bars oder Discos selbigen Stils wie Pilze aus dem Boden zu schießen. Lawinenartig breiteten sie sich aus – bis auch der Landkreis Lüchow-Dannenberg seine »Berliner« Kneipe mit weißen Wänden und Spiegeln hatte, bis stinknormale Eckkneipen frisch gekachelt aussahen wie das Affenhaus im Zoo.

Das heißt freilich nicht, daß die bis dahin tonangebende Kneipenkultur völlig verschwunden wäre. Es gab und gibt genug wertkonservative Alternative, die die Lust an grellem Äußeren scharfsinnig als Kehrseite innerer Leere oder egozentrischen Exhibitionismus entlarvt haben, Zeitgenossen, die, wenn die Welt schon so kalt und roh ist, es wenigstens in der Kneipe

gemütlich haben wollen. Es existieren also derzeit neben der Mehrheitskneipenkultur zwei große Strömungen, wobei schon die Namen der Etablissements für sich sprechen: Hoppegarten, Knipperle, Max und Moritz, Mukkefuck, Rotkäppchen, Hasenburg, Bundschuh, Scheselong, Laternchen, Holzwurm, Bei Schlawinchen, Alte Welt ... nennt sich beispielsweise die Hauptsache-gemütlich-Strömung in Berlin. Die Weiß-Strömung firmiert unter Ritz, Korrekt, Swing, Prima, K.O.B., Slalom, Nox, Domino, Anfall, Größenwahn, Mimikry ...

Die Begründer des ›Mitropa‹ hätten es sich zwar nie träumen lassen, wie schnell und massenhaft ihr Stil imitiert werden würde, aber ihnen ging es ursprünglich auch um mehr als um eine architektonische Attitüde. Die Architektur sollte auch Kulisse eines sozialen Experiments sein. Was geschieht, wenn die Konturen klarer hervortreten, dunkle Ringe unter den Augen und bleiche Gesichter deutlich zu sehen sind? Was fangen die Gäste in einer Atmosphäre, die direkter und brutaler zugleich ist, mit sich an?

Erwin, der seit Anbeginn im ›Mitropa‹ arbeitet, beschreibt den Verlauf des Experiments so: »Am Anfang wollte jeder nur individuell sein, mit einer Ausstrahlung, die sagte: laßt mich bloß in Ruhe. Eine ziemlich elitäre Haltung war das. Aber es hat sich verändert. Jetzt öffnen die meisten Gäste sich mehr, sind freundlicher und umgänglicher. Mittlerweile kommen ja auch sieben, acht Strömungen hier rein, dann sitzt der Türke neben einem Punk und einer Lehrerin, und das gefällt uns. Wir, ich meine die Leute, die hier arbeiten, wir wollten ja auch irgendwann weg von dieser Distanz, von dieser Kälte. Ich finde, Gefühl ist gut, aber wir wollten nicht dadurch Kommunikation und ein Gefühl schaffen, daß wir jetzt Polstersessel reingestellt hätten, sondern das muß von Mensch zu Mensch passieren.«

Erwin hat ein hageres, markantes Gesicht, lacht selten und flüchtete 1961 vor der Bundeswehr nach Berlin. Er ist 42, lebt schon lange in der Gegend um den Schöneberger Winterfeldtplatz, bis zur Räumung vor anderthalb Jahren in einem besetzten Haus.

Stolz ist er nicht darauf, daß das ›Mitropa‹ ein Katalysator der Geschmacksrevolution war. »Was kopiert wurde, war doch nur unsere Einrichtung. Und ich muß sagen, ich war durchgehend ein bißchen sauer auf diese Kommerzleute, die dann für 50 000 eine Bestuhlung reinklotzen. Manchmal möchte ich diesen Wichsern eins in die Fresse hauen. Die sahnen mit ihren Kopien ab, während ich hier nachts noch auf der Leiter stehe und renoviere. Wir machen einfach was anderes, haben einmal im Jahr das Straßenfest mitorganisiert, hatten Super-8-Experimentalfilmfestivals, Performances, Ausstellungen. Eine ganze Reihe Künstler gehören zu unseren Stammgästen, Blixa Bargeld hat sein Postfach hier. Und in diesen sterilen Läden, die uns kopiert haben, sitzen dann auch alle mit der gleichen Tolle für 98 Mark und haben die gleichen Klamotten aus der Boutique an.«

Von den Gästen im ›Mitropa‹ kann man das nicht sagen. Lucy, die wundersame Gestalt aus der Kebabhütte, kam vor ein paar Minuten, in einen langen beigen Umhang gehüllt, hereingestapft und nimmt ihren Morgenkaffee. »Hallo Lucy, ich würde gerne mal in deiner Kebabhütte vorbeikommen und mit dir über deinen Geschmack sprechen.« »Über meinen Geschmack? Aha ... gut. Laß uns einen Termin ausmachen.« Sie kramt einen Kalender aus ihrer Handtasche. »Mittwoch ... nein das geht nicht ... sagen wir Donnerstag um 24 Uhr?«

4.

»Wat erzählste mir det, haste keen Frisör?« hieß es in der Schule, wenn man sich von belanglosen Ausführungen belästigt fühlte. Freilich können Friseure, diese heimlichen Seelsorger und Therapeuten, nicht nur geduldig zuhören. Matthias, ein fünfundzwanzigjähriger, drahtiger eingeborener Berliner – »Spandauer, bitteschön«, korrigiert er mich –, hat jedenfalls einen fast beängstigenden Redefluß. Zusammen mit einer Partnerin betreibt und besitzt er einen Friseurladen mit dem exotischen Namen ›Sapar‹ – auf hebräisch heißt das nichts anderes als Friseur. Im Pressehaus, einer architektonischen Geschmacksverirrung aus den sechziger Jahren mit dem Charme eines Bunkers, hat er einen für ein Friseurgeschäft geradezu riesigen Laden angemietet.

Das Inventar setzt sich vor allem aus mit golden glitzerndem Schaum belegten verschiebbaren Kuben zusammen; halbhoch auf der Oberseite mit schwarzen Kacheln belegt, fungieren sie als Spiegel oder Ablagen, mannshoch dienen sie als Schränke mit einer Wand als Spiegel. Matthias, der, bevor er Friseur wurde, eine Kfz-Mechanikerlehre absolvierte, hat alles selbst gebaut. Auf den ebenfalls mit feinem Glimmer besprühten Wänden hängt das Firmensignee, Öl auf Leinwand: zwei Köpfe in einem dreieckigen Verkehrsverbotsschild, ein männlicher und ein weiblicher, beide kahlgeschoren.

»So, Madame, darf ich bitten«, sagt Matthias zu einer vielleicht vierzigjährigen Kundin, die vor dem Spiegel Platz nimmt. Sie hat einen unscheinbaren blaugrauen Tweedrock und eine blaue Leinenbluse an, faltet ihre Hände über ihrer Handtasche und schaut sich mit scheuem Gefallen an. Matthias spekuliert, welche Frisuren es im Jahre 2000 geben könnte: »Stellen Sie sich mal vor, alle laufen mit knallroten Köpfen rum.« Sie mag das nicht glauben. Im Hintergrund läuft gefällige Discomusik, the Jacksons. Matthias hat blonde, relativ kurze Haare, trägt eine Brille und sieht alles andere als spektakulär aus. Aber wie gesagt, wenn er erst mal anfängt zu erzählen ...

»Für mich ist Friseur ehrlich gesagt 'n ziemlich fantasieloser Beruf. Die Leute, mit denen du dein Geld machst, sind sehr konservativ, und du stehst immer unter dem Druck, du mußt zu sehr Norm schneiden, du mußt zu

viele Kompromisse machen. Kreativität ist, daß du deinen Laden selbst bauen, die Dekoration selbst bauen, die Werbung selbst machen kannst. Ich hab' meine eigenen Ideen. Die Visitenkarten zum Beispiel, das war 'ne spontane Idee, daß wir mit den Glatzköppen werben, die aber einen tieferen Sinn hat. Glatzköppe sprechen viel mehr an als eine weiche, wellige Frisur, die jeder hat. Der Widerspruch spricht an.
Logo, ich will auch ein Image aufbauen, ich steh dazu, und wie das dann ankommt und ob du das verkaufen kannst, ist eine Frage der Zeit. Bisher haben wir nur Schulden, aber das ist ja nicht das Schlechteste. Ich bin nicht bescheiden, ich will mich irgendwann zu den obersten dreien zählen können in Berlin, aber ganz locker. Du kannst das nicht manipulieren, daß das klappt, du kannst nur hoffen, daß deine Qualität irgendwann zur Kenntnis genommen wird. Und du mußt was Neues machen, etwas, was sich wirklich abhebt. Der Chef setzt sich oben hin und spielt Klavier, das ist nicht mehr kommerziell, das gibt dem 'nen eigenen touch.
Jemand, der hier reinkommt, sagt auch nicht, Hauptsache, die Haare sind runter und ich hab wieder meine 35 Mark bei dem liegenlassen, sondern will, daß feeling rüberkommt, und das kannste nur ganz langsam ausreifen lassen, das kann auch keine Industrie und kein Konzern machen. Wir haben ja auch die Frisuren gemacht auf der Off-Line, das hat schwer Spaß gemacht, da konnten wir mal richtig loslegen, Ornamentics-Farben, da waren mehr so abgefahrene Leute da. Das Ding ist ja, ich kann Abgefahrenheit produzieren, bin aber selber komischerweise überhaupt nicht abgefahren. Ich hab nicht das Bedürfnis, mich durch extreme Formen nach außen hin zu zeigen. Wenn du'n Mundwerk hast wie ich, dann haste das nicht nötig.
Der stärkste Einfluß für uns kam von der Punkszene, die gut und abgefahren war. Die Leute hatten eine so starke Freude, sich selbst auf eine überdimensionale Art und Weise zu produzieren, da warn für jeden Friseur, der ein bißchen ein offenes Auge hat, so viele Leckerbissen dabei. Die Punks wollten zwar 'ne Veränderung, aber die wollten keine Modemacher sein, sie wollten nur extrem sein, haben aber eine Wende gebracht, das war in den letzten zweitausend Jahren noch nicht da, daß sich jemand komplett den Kopf in grellem Grün einfärben ließ oder in Blau. Ich versuche auch so kraß zu arbeiten wie die Punks, darin liegt ja die Würze, aber präziser und gekonnter, ich bin eben ein Perfektionist, da kommt der Mechaniker durch, profilikemäßig, exakt.
Was die Haare betraf, war die Hippiezeit doch langweilig, da kam nichts rüber, aber leider sind ja die unauffälligsten Frisuren den meisten am angenehmsten. Ich muß immer Kompromisse machen, denn die Leute, die's wirklich drauf haben, extrem auszusehen, die kommen nicht hier rein, 'n Punk kommt nicht hier rein, sondern macht sich seine Frisur selber oder läßt sie von Freunden machen. Die schneiden sich dann irgendwas in die

Haare, ist denen scheißegal, ob sie kaputtgehen, abfallen oder brechen. Glatze is ja auch mal ganz schön.
Früher hieß es zum Beispiel, haste lange Ohren, bedeckste die schön, aber die sagen: Ich knall mir die Haare ab, damit die schön abstehen, so kraß, daß jeder 'n Auge kriegt auf die tollen Ohren. Allgemein, kannste allerdings sagen, geht es jetzt wieder zurück in Richtung elegant oder ladylike, das kannste an den Pagenköpfen in allen Variationen sehen. Was Neues ist das nicht, abgesehen von Punk gibt es nichts Neues, und das ist ja auch nicht mehr neu. Es gibt keinen Trend, Mode ist, was gefällt, obwohl die Frisurenmode immer noch unterentwickelt ist im Vergleich mit der Kleidermode. Ist eigentlich auch logisch, Klamotten kannste von einem Tag auf den anderen wechseln, aber wenn du erst mal knallrote Haare hast ...
Die Punks, die als erste mit den bunten Haaren rumgerast sind, denen ist das inzwischen auch schon wieder langweilig, und jetzt wollen die, die sonst in Sack und Asche rumlaufen und sich nichts Extremes trauen, plötzlich 'ne grüne Strähne. Die kommen hier rein und wollen grün auf den Kopf, aber bitte nur ein ganz kleines bißchen, sonst flippt der Chef aus und sie fliegen raus, oder der Alte zu Haus kippt in Ohnmacht. Also machen wir der Frau Senatsdirektor ein dezentes grünes Strähnchen ...«

5.
Die »Grillspezialitäten«, die das Schild über dem kleinen Laden in der Potsdamer Straße verheißt, sind eine Irreführung. Der Türke, der hier den Kebabspieß drehte, hat schon vor vier Jahren Pleite gemacht. Der Lack auf dem Schild seiner »Kebabhütte« hat Risse, und von der Schaufensterscheibe ist nur noch knapp ein Drittel übrig. Durch die intakte Scheibe der Tür kann man in einen durch Glaswände und eine kleine Theke abgetrennten Vorraum sehen. Eine Mülltonne, ein Ölfaß, eine Registrierkasse und ein Fahrrad stehen hier, an der Wand prangen ein großes Foto von dem Attentat auf John F. Kennedy und ein Terroristen-Steckbrief.
Die Kebabhütte ist ein Ort, den es, wenn man Berlins Innensenator Heinrich Lummer glauben würde, gar nicht mehr gibt. Voll Stolz hatte er der nicht mehr besonders interessierten Öffentlichkeit unlängst mitgeteilt, daß er das schreiende Unrecht des »Wohnens zum Nulltarif« – die Hausbesetzerei – endlich beseitigt habe. Lucy und Kassia bezahlen noch immer keinen Pfennig für ihre Kebabhütte, denn ihre Behausung liegt im Parterre eines besetzten und dann legalisierten Hauses, und die Ex-Hausbesetzer haben bislang nicht versucht, bei ihnen Miete einzutreiben.
Die Kebabhütte birgt einige Überraschungen für Ortsunkundige. Nach dem Vorraum prallt man – noch bevor sich die Augen an das schwache rötliche Licht gewöhnt haben – auf ein metallenes Ungetüm, das sich als ein aus einer Gynäkologenpraxis ausrangierter Gebärstuhl entpuppt. Eine Zither, ein

Handtuch, eine Ziehharmonika und ein Messer liegen auf der schwarzen Sitzfläche. An der linken Wand des vielleicht 25 qm großen Raumes stehen sechs Fernseher aufgereiht, einer von ihnen läuft, ohne daß ein Programm eingestellt wäre. Unter der schwarzen Decke hängt ein großer trichterförmiger Abzug, durch den früher der Kebabduft abgesaugt wurde. »Sie hatte die größten Nasenlöcher im ganzen Morgenland«, hat jemand draufgeschrieben. Vor dem Schaufenster lagern ein Autoreifen, mehrere noch in Zellophan eingeschlagene, vertrocknete Blumensträuße und eine Trockenhaube.

Es ist schon nach 24 Uhr, aber Lucy ist noch nicht zu sehen. Vorsichtig klettere ich in dem kleinen Hinterzimmer eine eiserne Leiter hinauf und schaue durch eine Luke auf den Zwischenboden, doch da ist nur ein leeres Bett. Ein paar Minuten später steht sie dann in der Tür, die blonden Haare hochgetürmt und mit einem Gesichtsausdruck, als würde sie im nächsten Moment hereinstolpern, dabei ihre große Handtasche ausleeren und tausend merkwürdige Dinge auf den Boden kullern lassen. Dann lächelt sie etwas verlegen und bietet mir einen Sessel an.

Lucy, die auch Penny Lane genannt wird, spricht mit einem eigentümlichen Akzent, der zusammen mit ihrer skurrilen Erscheinung dazu führt, daß sie für eine Engländerin gehalten wird. In Wirklichkeit bemüht sie sich nur, ihren schwäbischen Tonfall loszuwerden. Seit bald zwei Jahren lebt sie in der Kebabhütte, zunächst allein und jetzt zusammen mit ihrer Freundin Kassia:

»Als ich hier davorstand«, erinnert sie sich, »war ich schon etwas überrascht, daß ich einfach reingehen konnte. Und was ich alles hier vorfand. Wunderschön. Eigentlich ist es noch immer so, nur so ein komisches Theken-Teil haben wir rausgeschafft. Die Tapeten mit den Bergen und den Palmen drauf mußte ich auch abnehmen. Der Abzug ist unser Prachtstück. Viele Leute wollten ihn schon haben, aber selbst jedes Geldangebot lehnte ich ab. Die vielen Dinge sonst haben sich angesammelt, sie kamen an. Irgendwelche Leute brachten sie, oder ich lief auf der Straße, sah etwas, und am Abend, wenn ich die Tasche aufmachte, war ich ganz erstaunt, was ich wieder alles gefunden hatte. Es ist absurd, aber wenn ich verreise, sieht es in jeder Unterkunft so ähnlich aus wie hier. Mir scheint, ich ziehe das an.«

Lucy hat mir eine Decke angeboten, gegen die Kälte, die in Mark und Bein kriecht. Ihr Umhang reicht auch nicht mehr aus, und sie klettert in einen Daunenschlafsack. Der Ofen zieht nicht, und solange die Scheibe kaputt ist, würde man vor allem die Potsdamer Straße heizen. »Es ist schon so viel so lange im Angriff«, sagt sie und läßt nachdenklich ihren Blick durch den Raum streichen. »Trotzdem, ich würde es nicht ertragen, in einer Wohnung zu wohnen. Man sitzt sich so fest in einer warmen Wohnung, man ver-

sumpft unter der Bettdecke. Hier ist es nicht so abgeschlossen. Oft haben wir die Türe offen, und es kommen Menschen herein, bekannte und fremde. Und das fehlende Fenster – manchmal sitze ich einfach nur hier und höre, was draußen geredet wird. Es ist schon extrem hier, und gelegentlich wird es mir zuviel. Wenn dann ein Bekannter wegfährt, ziehe ich mich für ein paar Tage in dessen Wohnung zurück, ernähre mich von Zitronenwasser und will keinen Menschen sehen. Ich muß auch oft wegfahren.«

Auf dem kleinen Tisch, an dem wir sitzen, liegt ein Zettel mit einer New Yorker Adresse – so weit ist sie allerdings noch nicht gekommen. Um das Stück Papier gruppieren sich eine Spraydose, eine Zwiebel, ein kleiner brauner Teddybär und eine große gelbe Kerze, an deren Außenseite vier finstere Gesichter mit langen Schnurrbärten und Turbanen leuchten. Über uns an der Wand hängen mindestens zehn Perücken in den verschiedensten Farben und eine nackte Plastikpuppe. Links neben uns steht eine Klappleiter. Auf der obersten Stufe ruht ein Röhrenradio, an dem eine Wollpuppe baumelt. Zu ihren Füßen ein Plattenspieler und eine beträchtliche Anzahl Schallplatten: Blasmusik – 28 Märsche am laufenden Band, die tödliche Doris, Scottish Country Dances, Comedian Harmonists, Äthiopische Volksmusik, Seargent Pepper's Lonely Hearts Club Band ...

Marie Luise Weißhaupt – so heißt Lucy mit bürgerlichem Namen – hat ein ungewöhnlich ausgeprägtes Verhältnis zu ungewöhnlichen Dingen. Sie muß sich nicht bis zur Verkrampfung um ungewöhnlichen Geschmack bemühen oder Hunderte von Mark für schräge Klamotten investieren, sie geht einfach nur ihrer naiven Neugier nach, außerdem ist sie eine passionierte Spaziergängerin und Sammlerin.

»Ich weiß, wo jedes einzelne Stück ist. Es hat seinen Platz, ist angeordnet und zugleich zufällig. Ich kann sagen ›oh, es ist schön‹, wenn ich etwas sehe. Aber ich sage auch ›oh, es ist furchtbar‹, und dann kann ich es trotzdem mitnehmen, weil es so schrecklich ist, daß es schon wieder schön ist. Sag mir ein Ding, das hier nicht paßt. Ich würde es sofort in der Luft zerschmettern. Oft gefällt mir auch etwas, und dann merke ich ›oh, es ist ja modern. Himmel, es ist modern, beinahe peinlich, wie ich mal wieder dem Zeitgeist entspreche.‹ Das Massensyndrom ist etwas, was alles verbraucht. Es gefällt dir, und dann ist es sofort verbraucht. Ich kann schlecht sagen, warum mir etwas gefällt, warum mir zum Beispiel dieses blaue Mauerblümchenkleid gefällt. Mir ist einfach danach, und dann ziehe ich es an. Ob es gerade in ist, interessiert mich nicht. Hauptsache, ich bekomme einen Enthusiasmus damit.«

Was Lucy Enthusiasmus gibt, erregt in ihrer Umgebung gelegentlich Unwillen. In einem Café, in dem ältere Damen auf Polstermöbeln Torte speisen, wurde sie unlängst vor die Tür gewiesen. Oder eine Mädchengang verfolgte sie und warf ihr Steine in die Kebabhütte nach. Komisch ange-

schaut wird sie, oder man gibt ihr den Rat, sich mal zu kämmen. Im Augenblick, sagt sie, habe sie auch wirklich keine Frisur, sondern stecke sich jeden Tag Nadeln auf den Kopf, dies entspreche dann ihrer morgendlichen Stimmung. Als sie noch in Ravensburg lebte – vor dreieinhalb Jahren kam sie nach Berlin –, sah sie noch ein gutes Stück wilder aus. Sie war ein Punk, trug gewöhnlich einen langen Ledermantel. Die Haare stellte sie sich mit Autolack auf. Das war praktisch, weil sie binnen Minuten ihre Haarfarbe umsprühen konnte, aber auf die Dauer ging es ihr doch auf die Nerven, daß ihr Bett immer mit Lackbröseln voll war. Als ihr Bedürfnis nach bunten Haaren schwand, begann sie sie zu toupieren. Daß sie nicht nur mit ihren eigenen Haaren sehr viel beschäftigt ist, darauf deuten Haarbüschel hin, die vereinzelt auf dem Boden liegen. Spätestens seit sie zusammen mit Kassia im ›Loft‹ einem Punk namens ›Zahnbürste‹ bei schriller Musikbegleitung und vor einem vorwiegend verlegenen Publikum die Schamhaare in Facon brachte, eilt Lucy der Ruf einer avantgardistischen Friseuse voraus. Ihre Künste sind umstritten, die benachbarten Hausbesetzer witzeln gelegentlich: »Wenn du heute wieder den Abwasch stehen läßt, bringen wir dich zu Lucy zum Haareschneiden.« Sie wiederum meint, daß die Hausbesetzer, was die Haare angeht, gar nicht mutig seien.

»Das Haareschneiden«, sagt Lucy, »habe ich irgendwann als einen meiner Träume erkannt. Es ist für mich Erholung, es tut mir gut. Ich habe viele Kunden und begreife es gleichzeitig als meine Arbeit – obwohl ich viel zu preiswert bin. Man kann eigentlich mitbringen, was man will, oder man kann einen Zehner für einen Haarschnitt geben oder auch mehr. Meistens kommt das Wort Geld mit meinen Kunden gar nicht in gang, weil sie keines haben. Oft vergesse ich auch, daß ich Geld brauche, aber eigentlich habe ich nie Geldprobleme, weil ich nie Geld habe.«

Lucys einzige feste Einkünfte kommen vom Sozialamt und belaufen sich derzeit auf 200 Mark monatlich. Man hat ihr die Hilfe zum Lebensunterhalt gekürzt, weil sie nicht zum Waldfegen beim Gartenbauamt angetreten ist. Die Gefahr, daß sie statt als Lebenskünstlerin bald als Hungerkünstlerin tätig werden muß, besteht allerdings nicht. Während wir über Musik sprechen und sie erklärt, daß sie von lauter, aggressiver Musik abgekommen sei und zu Psychedelischem tendiere, fällt ihr ein, daß sie noch eine Kleinigkeit zu essen hätte, zwei Bananen und eine Paprika. »Ich lebe schrecklich gesund«, meint sie lachend. »Zwiebeln, Kartoffeln, Kamillentee, Müsli ... Ich hatte ja Zeiten, da konnte ich jede Nacht zur Futterkrippe gehen und mir Pommes Frites reinziehen ... bis ich merkte, daß das nicht gut sein kann, daß es mir anders besser schmeckt.« Wir essen zuerst die Bananen und teilen uns dann die grüne Paprika. Genau die verkehrte Reihenfolge, stellen wir fest. Wie konnten wir nur solch einen Fehler machen?

6.

Unaufdringlich hellgrau sind die Türen in der geräumigen Etage eines Steglitzer Gewerbehofs aus der Gründerzeit lackiert, nur an den äußeren, oberen Ecken heben sich orange oder grüne Dreiecke ab. Der Weg zu Utes Atelier führt durch einen großen, hellen Raum, in dem zwei Grafiker arbeiten. Eine Schaufensterpuppe mit fernöstlicher Physiognomie und entsprechendem Make up steht dort in der Ecke, bis auf eine verschlissene Netzstrumpfhose ist sie nackt. Ansonsten America: ausrangierte Spielautomatenbillboards an den weißen Wänden und auf einem Regal mitten im Raum das Empire-State- und das Chrysler-Building, New York, New York im Bastelbausatz aus Pappe.

Ute Reitmeier kommt – wie ihr unüberhörbarer badischer Akzent verrät – aus Karlsruhe und versucht sich seit drei Jahren als Modedesignerin. Sie hat zuvor an der Hochschule der Künste studiert, und darauf, daß ihre Bemühungen nicht ganz erfolglos geblieben sind, deutet ein Brief hin, der zwischen verschiedenen Schnitten über ihrer Nähmaschine hängt: Das Konterfei eines etwas sinistren Mannes mit Fez versucht da zu lächeln – seine Hoheit Sheik Sultan Mohamed al Quasini aus den Vereinigten arabischen Emiraten lädt zur Teilnahme an der Messe »Prestige '85« ein. Wenn sie auf Fachmessen ihre eigenen Kollektionen ausstellt oder bei Modeschauen vorführen läßt, tut sie das mit anderen jungen Designerinnen und Designern, die gemeinsam unter dem Kürzel K.A.B. firmieren. Der Klub der Modeavantgarde Berlin, in dem Frauen eindeutig den Ton angeben, ist ein loser Zusammenschluß des etablierten und professionelleren Teils jener Off-Modeszene, die nach der veröffentlichten Fachmeinung dabei ist, Berlin wieder zu einem internationalen Ruf in der Modewelt zu verhelfen.

Ute hat feuerrot gefärbte Haare, trägt einen grünen Pullover und eine geräumige schwarze Skihose, die ein Gürtel weit oben hält, aus Lastex. »Schrillastex« war der Titel ihrer ersten Modenschau, die sie vor drei Jahren zusammen mit zwei Freundinnen inszenierte. »Die Teile waren auch ziemlich schrill«, sagt sie mit einem fröhlichen Lachen. »Wir haben einfach die sechziger Jahre hochleben lassen: Miniröcke, enge Cocktailkleider und hochtoupierte Haare. Wir haben nur Plastik, Nylon und Synthetics genommen, alles in schrillen Farben, im Stil der ersten James-Bond-Filme. ›Plastik, das Gold der neunziger Jahre‹, sagten wir immer – wegen der Ölkrise. Unser Motto hieß: schön schrill, schön schräg, schön spießig. Das kam unglaublich gut an. Der *Tip* kam, der *Stern*, und wir dachten uns: So, jetzt sind wir berühmt, jetzt müssen wir einen Laden aufmachen.«

Nach einem Jahr hatten Ute und ihre Partnerin allerdings eingesehen, daß es die Kundschaft weit weniger nach grellem Plastik gelüstete als die Photoreporter. Sie machten »Schrillastex« dicht und wandten sich edleren Materialien zu. Ihre Partnerin probierte es mit Lumpenlook in Erdfarben, der ge-

rade aus London, der Modestadt Nummer eins für junges Publikum, herüberschwappte, Ute entwarf eigene Kollektionen. Die »Schrillära« war für Ute, für die es dabei um Witz und Provokation gegangen war, zu Ende, ihre Schnitte wurden weiter und bequemer.
Sie muß gegen die großen Kaufhausketten konkurrieren, denn diese schikken seit der Disco-Mode Mitte der siebziger Jahre kontinuierlich Marketing-Spione in die trendsetzenden Cafés und Discos der Szene. Kaum ein halbes Jahr später hängt dann der letzte Schrei aus dem ›Dschungel‹ schon bei C&A auf der Stange. Ein Copyright gibt es praktisch nicht, und preislich kann Ute gegen die Massenproduktion natürlich nicht mithalten, sie muß origineller und qualitativ besser arbeiten. »Außerdem«, sagt sie mit einem bedauernden Unterton, »muß ich, ob ich will oder nicht, für reiche Leute arbeiten, die jungen, die Szene, davon kann ich nicht leben.«
Allenfalls noch von der Szene-Aristokratie; sie schneidet gerade den Hochzeitsanzug für einen lokalen Rockmusikimpresario zu: Graue Seide, Kostenpunkt tausend und ein paar zerquetschte. Ute sieht den Wunsch nach Eleganz als Reflex auf die Schrillära, es normalisiere sich alles wieder. »Nach dem Schrillen und Schwarzen, der Aggressivität und der Rühr-mich-bloß-nicht-an-Attitüde«, sagt sie, ein weißes Maßband um den Hals geschlungen, »will man wieder schöner, ästhetischer und kommunikativer sein. Im Augenblick gibt es keinen richtigen Trend mehr, alles vermischt sich, alles ist möglich, alles ist erlaubt, alles wird angeboten. Es ist richtig langweilig, niemand regt sich mehr über etwas auf. Ich will nicht dahin zurück, daß die Mode wie in den fünfziger Jahren richtig diktiert wird, aber eine klare Strömung wäre nicht schlecht. In New York bringen sie jetzt wieder Neonfarben, dabei hatten wir die doch gerade. Anfang der Siebziger ging es ja mit der Second-hand-Kultur los, zwanziger Jahre, aber bitte nur Original. Dann die vierziger, breite Schultern und Kostümchen, fünfziger, sechziger, Barock, Mittelalter. Was wir noch nicht hatten, ist Rokoko, mit Schleifen übersäte Reifröcke, Perücken, Korsetts. Grausam wäre das, aber wenn die Langeweile zu groß wird! Es gibt zwar keinen Adel mehr, der sich die ganze Zeit vergnügen muß, aber das könnten ja jetzt die Arbeitslosen übernehmen. Und wenn die Punks sich Sicherheitsnadeln durch die Backen jagen konnten, könnten sich die Neo-Rokokos auch schnüren und auf Louis XIV. fummeln, oder?«

Cora Stephan
Dessouveränität

Frau K. ist, obwohl berufen, erst sehr spät auf den Geschmack gekommen. Nicht, daß sie nur oben hui gewesen wäre: aber das Interesse, das sie ihrer so eleganten wie bequemen Oberbekleidung stets entgegengebracht hat, erstreckte sich nicht in gleicher Weise auf die unterwärtigen Angelegenheiten. »Allein beim Wort ›Schlüpfer‹«, erklärt sie mir, »– hier in der Nähe Ostfrieslands überdies auch noch ›Schlübber‹ genannt – konnte ich mich früher vor Ekel schütteln.« Ich sitze ihr an einem schweren alten Bauerntisch gegenüber, ruhe meine müden Füße auf dem silbergrauen Teppichboden und meine Augen auf den silbergrauen Schubschränken und grausilbern gestreiften Dekorationsstoffen aus, die Hände um eine geräumige Tasse mit wohlriechendem Tee ostfriesischer Art gelegt. Wir können uns auf dieser Ebene sofort verständigen: »Genau«, nicke ich. »Vor allem die wollenen. Die ›warme-Schlüpfer-Variante‹ als spezifischer Terror der wohlmeinenden Mutter. Die guten Unterhosen, die Liebestöter, die sie einem besonders dann aufschwatzen wollte, wenn man ganz spezielle Pläne für irgendein winterliches Fest bei irgendeinem aus der kleinstädtischen Jeunesse dorée hatte.«

Frau K. vermag in mir das ganze Spektrum frühmenschlicher Foltererlebnisse zu evozieren. »Das schlimmste war die Sportlehrerin« – Dinge, die auch eine Frau in den besten Jahren nicht vergißt! – »ein absoluter Dragoner. Die nahm dich immer beiseite, legte ihre Klauen plump-vertraulich auf deinen Arm und murmelte beschwörend: ›Aber du *mußt* etwas für dich tun! So *kannst* du doch nicht immer herumlaufen! Du *bist* doch langsam eine junge Dame!‹ Und dann versuchte sie einem Miederhöschen und Büstenhalter – auch so ein Wort! – aufzureden.« »Genau«, füge ich hinzu. »Und dann kam der schwere Gang zum Miederwarengeschäft, eine unwillige Mutter an der Seite, die das mit der ›jungen Dame‹ noch gar nicht wahrgenommen hatte und der der Wunsch nach solchen Kleidungsstücken als der voreilige Versuch erschien, eine doch eigentlich ganz vorteilhafte Lebensphase vorzeitig abzubrechen.«

»Das kam erschwerend hinzu«, seufzt Frau K., die mir zum Tee mittlerweile auch den Rum anbietet. »Aber das schlimmste waren für mich die Verkäuferinnen in diesen ›Miederwarenfachgeschäften‹. Entweder war das die müt-

terliche Sorte oder so grobe, große, hochtoupierte, starkgeschminkte Damen, die sozusagen an ihrem eigenen Leib demonstrierten, was Frausein heißt und daß man das unbedingt in jede Menge Miederware einpferchen muß.«

»Und dann die kalten Hände! Da stehst du in so einem kleinen Kabinchen herum, in dem es nach Schweiß, billigem Haarspray und noch schlimmerem Parfüm – Parfüm, nicht Parfum! – nachgerade stank« – »überheizt war es auch meistens«, wirft Frau K. ein, und in der Tat, kühl ist nicht nur die Farbgebung ihres Etablissements –, »und dann kamen zwei riesige rote Hände von hinten und zurrten dir erbarmungslos die ganzen Utensilien der weiblichen Selbstbegrenzung hinten und vorne fest« –, »und sagten ›paßt, wackelt und hat Luft‹, egal, wie das Zeugs kniff«, fügt Frau K. kennerisch hinzu.

Ich blicke sie von der Seite an. Frau K. ist das, was man eine blendende Erscheinung nennt: großgewachsen, gutgekleidet, gebildet, von angenehmem Wesen – und mit gerade dem Maß an Neugier, Interessiertheit und Offenheit ausgestattet, das beweist, daß ihr Selbstbewußtsein die gesellschaftlichen Formen bei weitem dominiert. Ich bin mir jedoch sicher, daß die Gemeinsamkeit unserer Erfahrungen nur für die frühfrauliche Entwicklungsperiode gilt. Für mich erlangte der Verzicht auf die Miederware schon bald darauf eine immens politische Bedeutung. Er erstreckte sich – Blase hin, Niere her – schließlich auf Bekleidung jedweder Art. Und wenn es dann doch sein mußte, trug ich Männerslips, Männerunterhemden, Jeans sowie Pullover, Jacketts vom Flohmarkt. Slips, Straps, Strümpfe; BHs, Bodies, Korsetts und Korseletts; Boxershorts und Knickers waren mir genauso fremd wie Reizker, Koteletts und Pampers. Reizwäsche? Alles, was kratzt, kneift und klemmt, reizt mich bis zum schreienden Wahnsinn. All das sortierte ich unter patriarchalische Zurichtungsinstrumente.

Frau K. ist diesbezüglich nicht so straff gestrickt. Aber auch sie, gesteht sie mir bereits nach einer halben Stunde, habe lange Jahre »das Darunter« als einen besonders perfiden Anschlag der Modeindustrie auf ihre Bequemlichkeit, ihr Feingefühl und ihren Geschmack empfunden.

Was also hat sie dazu bewogen, vor wenigen Monaten in dieser etwas abgeschiedenen Kleinstadt, deren Bewohner ihre Zahl gern euphemistisch auf 100 000 aufrunden und die vom wirtschaftlichen Niedergang bedroht ist – die Büromaschinenfirma Olympia wackelt, Mobiloil will, so heißt's, den Standort Wilhelmshaven aufgeben –, was um Gottes willen hat sie veranlaßt, ausgerechnet hier eine Wäsche-Boutique aufzumachen? Frau K. hat diese Frage Freunden, Verwandten und Bekannten sicherlich schon exzessiv beantwortet, denn ihre erste Reaktion klingt routiniert: »Warum nicht hier? Hier bin ich wenigstens einsame Klasse!« Mir leuchtet das ein – Big in Japan ist noch immer eine gute Empfehlung für kleine Europäer. Und was heißt

hier Provinz? Gerade weil der kulturelle Leistungsausstoß des städtischen Subventionstopfs hier geringer ist, lassen sich die Leute selbst etwas einfallen – und wo der Rahmen überschaubar bleibt, fallen auch kulturelle Aktivitäten längst nicht so schnell der üblichen Entmutigung zum Opfer.
Unser Gespräch wird unterbrochen. Eine Kundin betritt den Raum. Die »Ladnerin«, wie sich Frau K. gern selbst bezeichnet, eilt zur Stelle. Die Wilhelmshavenerin – wie ich später erfahre, eine Buchhändlerin, die mit regelmäßigen Aktionen (Lesungen, Diskussionen, Ausstellungen) zum kulturellen Leben der Stadt weidlich beiträgt – hat ein spezielles Problem. Die elegante Vierzigerin ist im Prinzip in der von vielen Frauen beneideten Lage, auf jede stützende Maßnahme im Bereich der Brustwirbelsäule verzichten zu können. Doch eine Neuerwerbung, eine aus vielerlei Materialien wie Leder, Seide, Baumwolle kunstvoll zusammengeknüpfte Bluse läßt an einigen Stellen Blicke auf darunterliegende körpereigene Strukturen zu – Einsichten, die zu gestatten der Kundin trotz ihres auf Einsichten abonnierten Berufes nicht tunlich erscheinen will. Abhilfe ist gewünscht, die dem kostbaren Arrangement des Oberbekleidungsstücks entspricht und zugleich der körperlichen Ausgangssituation schmeichelt. Ein BH vielleicht? Der Kundin ist der Gedanke nicht angenehm. Ein Unterhemd? Das scheint den beiden vorhandenen Komponenten nicht Genüge zu tun. Die Ladnerin greift in Schubladen und Schränke und rät nebenbei von einem Kleidungsstück, das nicht benötigt werde, ab. Der BH ist also aus dem Rennen. Ein Hemd? Hier liegt die kostbare Spitze, die dramatische Seidenausführung, der champagnerfarbene Hauch von Design. Frau K. faßt ihre Kundin ins Auge. »Das Ideale für Ihre Zwecke«, sagt sie, »das Schönheit mit Funktion verbindet« – eine Formulierung, die ich noch oft hören werde – »ist ein Body.« Und das, was sie nun hervorzaubert, hat in der Tat wenig mit dem zu tun, was mir vordem als Hemdhose bekannt war. Kein sommerliches Top könnte schöner sein, keins könnte – vor allem! – besser sitzen als der kunstvolle Seidenbody in mauve changierendem Champagner, mit dem eine zufriedene Kundin erfreut des Weges zieht. Das, zusammen mit den zwei Seidenhöschen, denen die Buchhändlerin nicht widerstehen konnte, erhöht den Tagesumsatz um 234,50.
Wir können unser Gespräch wieder aufnehmen. Warum eine Wäsche-Boutique? Warum ein solches Risiko in einer solchen Stadt? »Die vage Idee war, eine Boutique aufzumachen, die sich von vorhandenen unterscheiden sollte. Ein befreundeter Bankmensch riet dringend davon ab, dies mit der gängigen Oberbekleidung zu versuchen. Plötzlich landeten wir bei der Unterbekleidung, und zu meinem Erstaunen gefiel nicht nur mir, sondern auch allen anderen diese Idee: Schönheit und Luxus *unter* die Leute zu bringen und zugleich den Beweis anzutreten, daß dies etwas für alle ist – also auch für Frauen, die nicht mehr 17 sind und keinen Mannequinkörper haben.«

Aber dafür jede Menge Schotter, denke ich, denn Frau K. hat ein erstklassiges Sortiment. Kein Höschen unter 10 Mark, kein BH unter 80 – und von da an geht's aufwärts bis in schwindelerregende Höhen. Preise, von denen man sich vorstellt, daß sie nur jenem legendären Shugar Daddy ganz normal und angemessen erscheinen, der seinem entzückenden jungen Mäuschen mal eine kleine Freude in Gestalt des spitzen- oder straßbesetzten winzigen Reizstücks machen will oder sie besonders gern in schwarzem Durchsichtigen begehrt. »Natürlich führe ich so etwas auch«, sagt Frau K., »aber eigentlich ziele ich auf die Frauen selbst, und zwar vor allem auf die, die – so wie ich – die Unterwäsche stets verweigert haben, weil es für sie nur häßliche, unbequeme Utensilien des Frauenelends zu geben schien.«
Solche Bedürfnisse der selbständigen, berufstätigen oder schlicht nur selbstbewußten Frauen, die sich den Luxus leisten können, auf sich zu halten, hat mittlerweile auch die Miederwarenbranche entdeckt. Frau K. berichtet in diesem Zusammenhang von einem regelrechten Boom. »Unten« ist in – die Frauen ziehen sich wieder an, der Luxus macht sich mittlerweile auch unter dem Jil-Sander-Kleid für die moderne bewegliche Frau breit, und irgendwie habe ich das ja schon lange vermutet – das Rollback, die Wende ... Ob da nicht doch die Männer dahinterstecken? Oder die »neue Erotik«? Die nostalgische Sehnsucht nach Marlene Dietrichs Zeiten, da nichts erregender war als das kleine Stückchen schwarzer Spitze an den zwei Handbreit über dem Knie endenden Seidenhöschen, das ein hochgeschlitztes Kleid – oder auch einfach ein hochgerutschtes – für Augenblicke entbarg ... Dient das ganze Wäschegeschäft nun wieder dem Anreiz, dem ewigen Zwang, für Männer attraktiv sein zu müssen, der Enthüllung durch Verhüllung oder gar der Zugänglichkeit, der Verfügbarmachung, also all dem, was die Verweigerung der letzten Jahre implizit wie explizit kritisiert hatte?
Meine Freundinnen in Frankfurt, erzähle ich Frau K., machen bei der Erwähnung seidener Unterwäsche bedenkliche Gesichter. Meine Freunde murmeln beim Stichwort Dessous genießerisch »Ja!«, wissen aber nicht zu sagen, ob sie beim Anblick von Strapsen sich zu erotischen Höchstleistungen animiert fühlten oder einfach nur zu ungehemmtem Gelächter. »Nichts gegen Lachen im Bett«, entgegnet der eine anzüglich, während ein anderer es als durchaus angenehm empfindet, wenn angesichts brennenden erotischen Sperrfeuers nicht sämtliche Bekleidungsstücke erst buchhalterisch abgelegt werden müssen. Dem dritten hingegen sind »Dessous« ein Ärgernis, da auch er mit ihnen Zugänglichkeit assoziiert: wo Zugänglichkeit aber demonstrativ sei, erzeuge sie gerade den gegenteiligen Effekt.
Natürlich zählt Frau K. auch Männer zu ihren Kunden – selbst den einen oder anderen Shugar Daddy, vermutet sie. »Aber auch solche Herren, die keineswegs für ihre kleinen Freundinnen einkaufen, sondern für ihre Ehefrauen – für durchaus honorige Damen in ehrbarem Alter. Wissen Sie, was

der eine ganz verzückt zu mir sagte: ›Meine Frau und ich – wir lieben einfach schöne Sachen.‹« Ich gebe mich geschlagen. Gegen die Berufung auf Ästhetik und Geschmack hilft nur das abgefeimtere politische Argument. Lassen wir also einmal die Männer aus dem Spiel und berufen wir uns dennoch auf die Binsenweisheit, daß Mode, sexualpolitisch wie kultur- und allgemeinpolitisch gesehen, den Zeitgeist widerspiegelt. Was sagt uns dann die glaubhaft gemachte Trendmeldung, es werde wieder Unterwäsche getragen? Solch ein Trend konterkariert ganz offenkundig zwei eherne Gesetze der letzten zwanzig Jahre: Das eine besagt, Kleidervorschriften seien ein bourgeoises Medium der Statushierarchie im dekadenten Kapitalismus (eine Analyse, die, wie man unschwer merkt, das theoretische Niveau der Imperialismustheorien noch nicht erreicht hat). Das zweite Gesetz lautet, die herrschende Kleiderordnung ziele auf die patriarchalische Zurichtung der Frauen ab und erfülle eine ebenso barbarische Funktion wie die Verkrüppelung der Frauenfüße im alten China. Diese beiden Gesetze wirkten nur eine Zeitlang zusammen, so lange jedenfalls, wie die durch den Bikini eingeleitete Enthüllungsstrategie der sowohl kapitalistisch als auch patriarchalisch gesteuerten sexuellen Revolution noch nicht entlarvt und geächtet war. Der Bikini, wie bekannt, verbindet die Ideologie der Atombombe als Signum der »freien Welt« mit einer Politik der Freilegung des Menschen, die zeitweise in vollständiger Nacktheit mündete. Der Mensch enthüllte sich ohne alle Zutaten, er wurde Mensch an sich, wahrhaft demokratisches Ideal, da der Nackte die Insignien der Macht und des Status mit der Kleidung ebenso abgelegt hatte. Vor der Bombe sind alle gleich, und ohne Klamotten im wesentlichen auch. Unterschiede konnten sich jedenfalls nicht mehr an der Peripherie festmachen, sondern gerieten zu fundamentalen: recht eigentlich triumphierte lediglich der Geschlechtsunterschied, gefolgt vom Altersunterschied, verfolgt von den jeweiligen frühkindlich antrainierten Ernährungsmustern. Nichts blieb verborgen. Man mache uns nichts vor. Wir haben alles gesehen. Daß die Allianzen zwischen diesem Trend und den benannten ehernen Gesetzen ihr Ende längst gefunden hatten, illustriert schließlich jenes Bonmot, weiland von Frauen in Wohngemeinschaften gelassen ausgesprochen, sie seien es leid, jeden Morgen einen nackten Schwanz zwischen den Frühstücksbrötchen sehen zu müssen.

»Enthüllung« und »Freilegung« haben jedoch auch in anderer Hinsicht an Attraktivität verloren. Es geht ja keineswegs nur darum, daß mittlerweile sattsam bekannt ist, was sich alles unter Kleidung verbergen kann – was dazu führt, daß Kleidung auch wieder reichhaltiger sein darf, weil niemand mehr den Vorwurf befürchten muß, sie diene dazu, undemokratischerweise was verbergen zu wollen. Völlig andere Abgründe sind es heutzutage, an deren Rändern ganze Berufsgruppen balancieren müssen. Täglich, stündlich werden solche enthüllt: Käuflichkeit, Bestechlichkeit, Waldfrevel und un-

achtsames Spiel mit dem Atom, Vogelmord und unverantwortliche Einwirkungen auf Luft und Boden. Der Enthüllungen ist kein Ende, und soviel nacktes Fleisch macht übersatt. Schon möglich, daß auch und gerade angesichts solchen Flickwerks der Ruf nach anständiger Bekleidung selbst dort laut wird, lauter, unüberhörbar, wo zuvor nach den zwei ehernen Gesetzen gelebt wurde. Denn soviel nacktes Elend ist nicht mehr auszuhalten.
Wo Politiker nackt und bloß im Regen stehn, greift das deutsche Volk also, widersprüchlich, wie es je schon ist, zum Kontrastprogramm der eigenen gediegenen Bekleidung. Frau K. wiegt angesichts solcher ohne Zweifel vom Rum ein wenig beflügelten Erwägungen diplomatisch das Haupt: »Ich glaube allerdings«, sagt sie, »daß dieser Trend, den unteren Bereich betreffend, recht wenig mit dem Wunsch der Frauen zu tun hat, nun um die knappe Ressource Mann zu konkurrieren. Frauen, wenn sie ein gewisses Alter und ein entsprechendes Selbstbewußtsein gewonnen haben, sich und ihre Bedürfnisse also ernst nehmen, beziehen mehr und mehr in ihr eigenes Wohlgefühl die Unterkleidung ein. Schauen Sie, meine Verkaufsphilosophie läßt sich in dem Ausdruck ›Schönheit mit Funktion‹ zusammenfassen. Ich will den Frauen klarmachen, daß ›Dessous‹ nichts ist, das sich entweder ›nur für junge Mädchen‹ eignet oder ›nur dem Spaß der Männer‹ dient oder da, wo es den körperlichen Voraussetzungen der Frau Rechnung trägt, lediglich häßliches, einengendes Korsett ist. Viele Frauen, die – wie ich –, sooft sie konnten, auf einen BH verzichtet haben, stellten dennoch immer wieder fest, daß auch das – eine entsprechend große Oberweite vorausgesetzt – der Bewegung hinderlich sein kann. Wir müssen gewisse sehr bewegliche Körperteile an allzu freischwingender Eigendynamik hindern, wenn wir, beispielsweise, dem Bus oder der Tram hinterherlaufen. Ähnliches gilt für eine Etage tiefer. Wenn Sie die fünfte oder sechste Blasenentzündung hinter sich haben und Ihr Arzt schon vermutet, das könne nun chronisch geworden sein« – ich nicke ergeben, das ist mir nur zu vertraut –, »dann mögen Sie mit den Zähnen knirschen und sich trotzig weigern zuzugeben, daß Ihre Mutter weiland womöglich doch recht hatte; aber Sie werden zugestehen, daß Unterwäsche mit wärmender Funktion einen Sinn haben könnte – sofern sie nicht nach Form und Farbe die gute alte wollene ist.«
Wir beschließen eine Demonstration. Denn ich muß gestehen, daß mein Interesse an der Wäsche-Boutique »Viridiana« kein rein journalistisches ist. Das Niveau meiner Unterwäsche könnte unterer nicht sein, da ich seit Monaten um Kaufhauskrabbeltische einen Bogen gemacht habe und mich keine zehn Pferde in Schuppen reinbringen, die sich »Madame« oder »Frou Frou« titulieren. Was spricht also dagegen, Frau K. an meinem Körper den Beweis antreten zu lassen?
In den nächsten eineinhalb Stunden stehe ich also nackt und bloß in einer der silbergrauen Umkleidekabinen, die Füße in Pelzpantöffelchen gewärmt,

und muß immer mal wieder den ungehinderten Blick auf meinen unbarmherzig alleingelassenen Körper ertragen. Der Selbstkritik sind Tür und Tor geöffnet, doch unermüdlich naht die rettende Hand Frau K.s, ein Kleidungsstück reichend, das die Schwachstellen nicht nur gnädig verhüllt, sondern noch nachgerade zu Pluspunkten ummünzt. Mauvefarbene Boxershorts aus satinierter Seide umschmeicheln das, was man die beginnende Cellulitis nennen könnte, wenn einem das nicht immer noch herzlich egal wäre. Kühl fühlen sich auch die schwarzen Einteiler an, die noch am ehesten an das schlimme alte Korsett erinnern: die tiefen Rückenausschnitte und spitzenbetüllten Dekolletés machen aus ihnen zwar Schaustücke, die auch als Oberteil zu einem weitschwingenden Bodenfeger im Western Saloon geeignet erscheinen, aber irgendwie gehen diese edleren Materialien eine allzu innige Verbindung mit den strammenden und straffenden Faserformen Strech oder Lastex ein. Und ob ich auf Druckknöpfe im Schritt eigentlich wirklich scharf bin?

Ich bin es offenbar. Denn Frau K. hat schon längst begriffen, daß ich mein entgrenztes Äußeres nicht mehr in die Hülsen der mitteleuropäischen Durchschnittskonfektionsfrau zwängen kann und daß ich keiner Erotik, ob neuer oder alter, meine Bequemlichkeit opfern würde. Sie rät mir von kühlen Flatterhöschen und kneifenden Einteilern ab und bietet mir statt dessen den »Body«, mit dem auch bereits die Buchhändlerin hocherfreut von dannen zog. Und in der Tat: hier liegen einige meiner bisher ungeahnten Bedürfnisse. Ohne Stretch und Formung und mit kaum spürbaren Druckknöpfen an empfindsamer Stelle sind diese einteiligen Unterkleider, die Funktionen von Hemd und Hose subtil verbindend, eine wahrhaft wohltätige Alternative zu Männershirts oder jenen offenbar für kurzstämmige Radieschen gedachten »Hemdchen«, die beständig Aufmerksamkeit erheischen, indem sie aus Rock oder Hose rutschen und einen unangenehmen Wulst bilden, unter dem sich die Lüfte deutschen Herbstes ungehindert an die Fettreserven wagen können.

Nicht ganz konsequent bietet mir Frau K. zum Schluß unserer Session, die mich befriedigt, aber auch frösteln gemacht hat, nach all der reinen Seide und reinen Baumwolle noch die echte Chemie und totale Plastik: ein wunderschönes kleines hochgeschlitztes, dekorativ verknotetes zu Vernachlässigendes mit passendem Flatterjäckchen, das nichts Schwüles an sich hat, dafür aber im Sommer durchaus als Hitzefreifähnchen durchgehen kann. Allerdings dürfte man damit wahrscheinlich nicht dem Gartengrill allzu nahe kommen ...

Ich verlasse Frau K., ihren silbergrauen Laden und den Tee mit Rum schließlich um 600 Mark ärmer, aber mit dem Gefühl, auf zärtlichste Weise umhüllt und gestützt zu werden. Die warmen Hände von Robin Alexis umschmeicheln meine Eigendynamischen, ohne sie gleichwohl einzuzwän-

gen, meinen Unterleib umspielen die Reinseidenen von Sylvia (nicht etwa Ulla!) Hahn, und aus der Bluse lugt ein wenig Schweizer Spitze, von einer Firma, für die ich, wie Frau K. mir versichert, genau der Typ sei.
In Frankfurt muß ich mich rechtfertigen. Wie bitte – 600 Mark für sechs Unterhosen, zwei BHs, zwei Hemden und zwei »Bodies«? Meine Erklärung, daß Qualität nun mal ihren Preis habe, und mein Verweis auf »Schönheit mit Funktion« verfangen nicht. Meine Freundin L. trägt seit Jahrzehnten »Slips« aus dem Kaufhaus für 2,75 das Stück und ist damit, wie sie sagt, ganz zufrieden. Und wenn sie eine Gelegenheit wahrnehme, sie auszuziehen, sei es ja wohl erst recht egal, wie die Dinger aussähen. Ich widerspreche ihr nicht. Denn ich habe sie noch nie dabei ertappt, wie sie im Kaufhaus ein paar Schritte neben die Krabbeltische trat und interessiert die teure Seidenwäsche befingerte, um dann wegwerfend »Tinnef für Schickimicki, Angestelltenfrauen und frustrierte Sekretärinnen« zu murmeln. Das ist jedenfalls die Art, in der M., eine arbeitslose Sozialarbeiterin, sich darüber hinwegtäuscht, daß sie nichts lieber trägt als teure Fummel, nur leider notorisch das Geld dazu vermissen muß.
Und das, scheint mir, verbindet solch delikate Gespinste mit Geilheit: das Geld, mit dem sie untrennbar verschweißt scheinen. »Zu wissen, es ist reine Seide« – das ist womöglich die eigentliche Magie, und alles andere sind von schlechtem Gewissen getragene Verkaufslügen: Seide eine Naturfaser, die atmet und wärmt ... Ob mir jemand glaubt, wenn ich behaupte, ich könnte die teure Wäsche als Recherche-Spesen beim Finanzamt in Abzug bringen?
Mein Verlobter ist jedenfalls in einer Hinsicht der gleichen Meinung wie ich: »Dessous« benennt einen Mythos. Denn Unterwäsche mag schön sein, aber was daran – abgesehen von den genannten möglichen Konnotationen – scharf machen soll? Auf den Mythos treffe ich jedoch allenthalben. Schwarze Seidenunterwäsche mit Spitze? Frauen gucken indigniert, Männer interessiert. Bis ich zum Beweis schreite. Frauen blicken erleichtert, Männer enttäuscht: nein, ich habe nicht die Wende an meinem Körper vollzogen. Ich trage drei außerordentlich bequeme Kleidungsstücke, gut geschnitten und äußerst wärmend sowie, ja, »hübsch«. Wer sich unter Seide nur satinierte Fummel vorstellen kann und gewirkte Seide nicht kennt, hat ausgespielt.
Ich für mein Teil behaupte natürlich eilig, ich verfügte eben auch, was die unterste Kiste betrifft, über einen einfach guten Geschmack. Und es war – erinnern Sie sich noch? – schon immer etwas teurer, einen guten Geschmack zu haben.
Dennoch, das will ich gerne zugeben, hat die Geschichte diverse ideologische Komponenten.
1. Natürlich bin ich auch mit der alten halblangen Bundeswehrunterhose

unter den Jeans schon phantastisch durch die kältesten Winter gekommen. Und wenn's schon ums »Lachen im Bett« geht: mit solchen Kleidungsstükken kann frau einem humorvollen Partner herzerfrischendes Gelächter entlocken – während er angesichts rot-schwarzer Strapse womöglich deshalb nicht lachen mag, weil er, der liebe Kerl, seine Liebste nicht kränken will, wo sie es womöglich bitterernst meint. Was also löst die Entscheidung aus, sich von diesen 600 Mark nicht, beispielsweise, einen guten Wintermantel oder ein endlich mal brauchbares Konversationslexikon zu kaufen?

2. Warum die Reinseidenen, wenn sie nicht auf Anhieb als solche zu erkennen sind? Warum überhaupt Güter des gehobenen Konsums im Privaten, ja Intimen, wo doch der auffällige luxurierende Exzeß von Freund wie Feind viel eher zu verkraften ist, weil er sich so deutlich als Ausnahme gibt und also den jeweils herrschenden Normen des in den jeweiligen Kreisen gepflogenen Lebenswandels nicht fundamental widerspricht?

Die Antwort fällt mir nicht leicht. Ich wollte mir was Gutes tun, könnte ich argumentieren. Diese Dinge haben eine Funktion für *mich*, nicht für jemand anderen. Und ein bequemer BH für Frauen meiner Statur dient meiner Bewegungsfreiheit, nicht der Selbstverkrüppelung im Dienste des Patriarchats. Warum aber dann Seide, warum nicht was Schlichteres? Nun, der wahre Luxus besteht darin, daß er nicht auffällt, könnte ich sagen. Leute, die im Reichtum aufgewachsen sind, dürften das bestätigen können: nichts dünkt solchen Kreisen plebejischer, als wenn Reichtum zur Schau getragen wird. Wo nun könnte sich wahrer Mammon würdiger beweisen als dort, wo nur ganz wenige erlauchte Augen nur ganz selten einmal hinschauen? Doch: dieser Welt und damit auch diesem Argument kann ich mich natürlich nicht anschließen wollen.

Abschließend sei mir daher eine historische Relativierung gestattet: Früher war nicht Leinen allein schon edel, sondern der Unterschied lag in der jeweiligen Verarbeitung. Die Faser selbst jedenfalls war keineswegs nur der reichen Schicht vorbehalten. Gleiches gilt für die Seide: früher, verflixt noch mal, hatte eben jeder (oder eben fast jeder) seine eigene Seidenraupenzucht auf dem eigenen Maulbeerbaumhain im Garten!

Offensiv gewendet: gerade heute sollten wir, angesichts der allgemeinen Umweltverseuchung, massenhaft auf Chemiefasern verzichten. Der Naturfaser unsere von tiefer Überzeugung getragene Sympathie! Und deshalb werde ich auf der nächsten Bezirksversammlung der Grünen in Frankfurt den Vorschlag machen, die Wiederaufforstung der durch die Startbahn West verlorengegangenen Waldgebiete mit Maulbeerbäumen zu fordern und dies mit der frauenfreundlichen Parole zu verbinden: Seide für jede Frau!

Frau K. würde sich freuen.

Wohin mit dem grünen Geld inmitten einer schwarzen Republik?

Ökobank gründen!

Die Ökobank geht in Gründung. Lange diskutiert, wird sie jetzt als Genossenschaftsbank realisiert. Schnöde Voraussetzung dafür: 6 Mio Mark Genossenschaftskapital, die wir beschaffen müssen.
Dies ist ein Aufruf an alle Sympathisanten, sich daran zu beteiligen. Mit 100 Mark oder einem Vielfachen davon können ab sofort Genossenschaftsanteile erworben werden und die Bewegung ihrem Ziel näherbringen - der eigenen Bank. Das politische Ziel dahinter: Alternative Initiativen und Wirtschaftsprojekte endlich aus eigener Kraft finanzieren zu können.
Bis zur endgültigen Gründung werden alle Eure Einlagen auf einem Treuhandkonto geparkt. So sind sie sicher, im Rahmen des Systems.
Eure Einzahlungen erbitten wir auf das 'Hagenovia Treuhand GmbH Steuerberatungsgesellschaft-Anderkonto', Konto-Nummer 415 175-609 beim Postscheckamt Frankfurt am Main (BLZ 500 100 60).
Detaillierte Informationen über Ziele und Geschäftspolitik der Ökobank schickt Euch gern der Verein 'Freunde und Förderer der Ökobank e.V.', Niederurseler Straße 7, 6370 Oberursel. Postkarte genügt.

Asmus Petersen
Anziehen – ausziehen

I. Ausziehen

Anmutungen beim täglichen Entkleiden

Mit Geschmack fatal konfrontiert ist, wer sich auszieht. Laßt uns daher, Freundinnen und Freunde, künftig in Kleid und Anzug schlafen! Nehmen wir das tägliche Ausziehen am Abend. Stets aufs neue geschieht es doch, daß wir, in Pantoffeln schon und uneingedenk des so oft erlebten Nervenschocks, einen Blick in den Spiegel werfen und, im Begriff, Nachthemd oder Pyjama zu ergreifen, unserer Gestalt gewahr werden. Wohl dem, der dann betrunken ist, wohl uns allen – und darum leben wir ganz unverdrossen weiter –, die wir um diese spätabendliche Zeit immer betrunken sind: so brauchen wir nicht ernstzunehmen, was uns da aus dem Spiegelglas heraus vor erhebliche Identitäts-, ja Identifikationsschwierigkeiten stellen würde – dieser feiste Kartoffelsack auf Storchenbeinen, diese Unbrüstige mit gewaltigen Schenkeln: das sind nicht wir, solchem Zerrbild unseres guten Geschmacks winken wir – hick! – lässig zu und strecken ihm die Zunge heraus.

Zweckgerichtet betrachtet, in einer Art Ekelvermeidungsstrategie, könnte die Herstellung eines Bauches mittels Tranks und Speise, so vieler dicker Bäuche auch bei jungen Herren schon, dazu dienen, beim Ausziehen nicht länger dem Anblick des eigenen Fußes und Beins ausgesetzt zu sein, die für sich genommen und genau besehen in ihren ausgeprägten Merkmalen frühen Zerfalls, sei es im aufstrahlenden Aderngeflecht, sei es in erschlafften Partien, deutlich machen, daß sie unsere ganze Fragwürdigkeit zu tragen haben. Wer wollte mit diesen Phänomenen und Reflexionen allabendlich konfrontiert sein? Privilegierte indessen, wie immer, haben es auch hier wieder besser, denn hat jemand – pardon! – Krampfadern, so mag der ästhetische Gewinn, den er aus ihrem Besitz zieht, begrenzt sein, doch darf z. B., wer von Adel ist, unmittelbar auf sein blaues Blut verweisen und Respekt erwarten.

Theorien zur Erklärung der stets ganz überraschenden Entstehung von Bäuchen, auch wenn die Besitzer ernsthaftes Zuhören erwarten, könnte man vergessen, indem man etwa sagt, nun gut, Männer sind halt so. Aber wie ist es bei den Damen? Wir erblicken Äquivalentes auf der Frontseite: den schlichten Niedergang. Und rückenwärts massives, von Zellulitis gekröntes Durchsacken – dafür braucht es keine komplizierte Deutung, hier ist auch

langes Rätselraten überflüssig, es handelt sich um das endliche Niederlegen der Waffen, von der Natur brutal, aber gerecht im Dienste des Geschmacks vollzogen.
Werfen wir heimlich einen Blick zurück, wie war es? Nach der Pubertät, bekanntlich, sieht alles anders aus: die Eltern, das Leben, besonders der eigene Körper. Wer hätte da so weit gedacht, wer hätte geglaubt, daß diese Pracht jemals so tief sinken könnte!
Um wieviel zufriedener kann sich doch der Tiefschichtler dünken, der geschmacksfreie! Und wie glücklich wollen auch wir uns schätzen, daß in der endlich wieder eingetretenen Epoche rechten Denkens die bestenfalls gutgemeinten, doch linken Versuche von Geschmacksbildung, ja Bildung überhaupt in den unteren Volksschichten eingestellt wurden. Das geht in Ordnung, gleich ob die Reformen langsam stranguliert oder auf die Hauruck-Methode abgeschafft wurden. Unser Bravo gilt allen Restauratoren. Und schämen wir uns nicht mehr, daß auch wir in unserer Pulloverzeit abstrusem Eifer nicht abhold waren, daß wir der Versuchung erlagen, Klassenunterschiede zu verwässern, wo es doch gelten mußte, dumpfe Unterschichten zu erhalten. Dieser Art Menschen tut keinen Gefallen, wer ihnen die feinere Lebensart und gute Manieren beibringen will – dies, wie schon das Sprichwort sagt, würde sie kleiden wie das Schwein ein Vorhemd. Frenetisch würde der Unterschichtige – es geht immer noch um's Ausziehen –, wenn man ihm die Gelegenheit gäbe, seinen Geschmack zu entwickeln versuchen, verbissen zunächst, nach ständigen Mißerfolgen dann nur noch gelegentlich. Umsonst, guter Mann; dein Urenkel erst wird wissen, wenn er sich insgeheim Rechenschaft über seine Ursprünge ablegt, daß Geschmack und Bildung – auch dieser müßige Streit liegt nun hinter uns – nicht erlernt, sondern vererbt werden. Und er steht, der ferne Nachkomme, wenn er sich auszieht, dank mancher Einheirat nicht mehr auf gar so kurzen Beinen; die kostbare Blutzufuhr hat aus der struppigen Gestalt von einst einen Menschen gemacht, und einen, dessen Glieder länger und dessen Gesicht feiner wurden – oder umgekehrt, was genausoviel gilt. Das dazugehörige Maß an Einfalt hat er entwickelt; was noch fehlt, ist ein Schuß Dekadenz.

Nähe herstellen

Geschmacksfragen, die mit dem eigenen Ausziehen verbunden sind, könne jeder nur für sich selbst betrachten, war der Chronist geneigt zu glauben. So lange, bis er das Wort an seine Umwelt richtete, die, der Zufall will es und ungeachtet seiner körperlichen Hinfälligkeit, überwiegend aus Damen und Herren (im Verhältnis 50 : 1) der als lebhaft geltenden Jahrgänge besteht. Man lächelte: »Ausziehen ist doch kein Thema, Alterchen«, und was das mit Liebe zu tun haben solle? Nun, so spuke es doch in den Köpfen aller billig

und gerecht Denkenden herum, versuchte der Antwort Heischende, unsicher geworden, locker einzuwenden. Beispiele belehrten ihn sodann, daß Ausziehen mit dem Austausch erotischer Handreichungen im weiteren Sinne (von Annehmlich- bis zu Dringlich-, ja Zudringlichkeiten) nicht in logischen Zusammenhang gebracht werden muß:

BIRTE: ... es gibt Situationen, wo man sich ausziehen muß, um überhaupt Nähe herzustellen. Ich kenne einen interessanten Typ, aber der stottert. Also ich ziehe mich aus, und wenn ich dann im Bett liege und er auch –
INTERVIEWER: Dann ist bitte was?
BIRTE: Ja, dann spricht er plötzlich fließend.
INTERVIEWER: Und sonst –
BIRTE: Nein, er will reden.
INTERVIEWER: Ihr schlaft gar nicht zusammen?
BIRTE: Schon, aber danach quatscht er an derselben Stelle weiter, wo er aufgehört hat, und weiß die auch noch genau.

Zu sehr ausziehen

Auch wer das Ausziehen allzu gründlich betreibt, mit Schminke und Puder geizt oder sie in ihrer Oberflächenbedeutung verkennt, stellt allfälliges Wohlbefinden in Frage. So stieß es Frauke S. zu, einem Mitglied des Lehrkörpers unseres Goethe-Gymnasiums. Sie, auf einem Faschingsfest aufs Vorteilhafteste als Ägypterin gekleidet, mit den allzeit geschätzten Mandelaugen dazu, sie also, die ägyptische Königin, sprach dem Chronisten gegenüber die Einladung zu einer Tasse Kaffee in ihrem Heime aus, mochte auch das Karnevalsfest seinem Höhepunkt, wie wir dem unseren, noch zustreben. Daselbst, in ihrer Zwei-Zimmer-Eigentumswohnung, musterte man nicht ohne Vorfreude, während die Prinzessin vom Nil sich lange im Bad zu schaffen machte, Wohn- und Ruheraum – letzterer mit der allerorts anzutreffenden, überbreiten Single-Schlafstatt ausgerüstet, die jeglichem Betrachter, zumal dem verehelichten, auch wenn nie etwas passiert, ein Was-meinste-was-hier-los-ist! suggerieren soll. Doch dann ereignete sich in des Besuchers Gemüt ein Stimmungsumschwung im Verein mit gleichzeitig ausbrechender Lustlosigkeit – was war geschehen? Eine andere Frau, eine nie gesehene erschien aus der Wanne, einer Froschkönigin nurmehr gleich, mit Kulleraugen, der exotischen Wimpernpracht beraubt und, statt mit appetitlich-braunem Körperbodylotionsaft reich umhüllt, in normaler Winterhaut: da fand der Abend sein frühes Ende. Merke zweierlei: sei nicht allzu nackt, bewahre Illusionen. Und: abrupte Wandlungen können die Möglichkeiten geschmacklicher Anpassung auch Gutwilliger überfordern.

Zu schnell ausziehen

Das Ausziehen hat viele Qualitäten: langweilige (wieso denn nun schon wieder?), schlimme (die/der sah doch mal ganz anders aus!), aber auch selten schöne – doch über sie, bei deren Vergegenwärtigung sich das Auge verzückt gen Himmel richtet, sprechen wir lieber nicht, in der Hoffnung, die Erinnerung möge bei uns wohnen bleiben.

Gemeinhin aber, zu diesem Schluß kommt der Chronist nach zahlreichen Befragungen, während derer ihm auch mehrfach Angebote praktischer Erprobung vorgelegt wurden, die empört zurückzuweisen er selbstverständlich nie zögerte, generell ist zumindest für das Auge des durchschnittlichen deutschen Mannes auffällig die Geschwindigkeit, mit der sich das Entkleiden der weiblichen Gestalt vollzieht. Je jünger, desto fixer. »Und dann liege ich schon unter der Decke und gucke denn!« Hier mitzuhalten ist nach unserer eben angeführten, gewissenhaften Feldarbeit schlechterdings unmöglich. Daß Männer sich langsamer ausziehen als Frauen, liegt einfach an der Bürde der Verantwortung für das Gesamtgeschehen dieser Welt, an der mitzutragen eine Frau bei allem guten Willen nicht gerüstet sein kann. Oder ist es Würde schlechthin, die dem Manne eignet und derer mit der Kleidung zu entledigen ein Mindestmaß an Besonnenheit erfordert?

So kommt es jedenfalls, daß sich der Gerechte gelegentlich in ungünstigen Situationen findet und zum Gegenstand unverdienten Spottes wird, der wiederum den Fortgang des schwebenden Divertissements gefährden kann. Leicht gerät der Unbefangene in eine sich als diffizil, ja brisant erweisende Lage: So gereicht etwa nichts dem männlichen deutschen Christen nachhaltiger zur Unzierde, als nackt zu sein – nur mit Socken bekleidet.

Es lohnt sich also, Fragen des Stils beim Ausziehen nachzugehen, einerseits zur Belehrung der Jugend, die nicht nur hier Geschmack durch Geschwindigkeit und Gleichgültigkeit ersetzt. Ebenso aber um eigener Erfahrungen willen, auf daß wir endlich so mancher traumatischer Erinnerung Herr werden möchten, deren seelische Aufarbeitung seit langem ansteht.

Wir wollen das Ergebnis vorwegnehmen und ausrufen: Her mit einem Tempolimit! Wenn schon auf der Autobahn für Männer die gleichen Geschwindigkeitsbegrenzungen gelten wie für Frauen, so sollte wenigstens in anderen Verkehrssituationen Ausgewogenheit hergestellt werden:

BIRGIT: Was auch eine ganz starke Sache ist: am Anfang einer Beziehung sich immer nur so halb auszupellen erstmal –

GESCHE: Oder es gibt, daß man sich gegenseitig auszieht.

Indessen zeigt auch die Weiblichkeit Schwachstellen beim Ausziehen. Verbreitetes Beispiel ist die Strumpfhose, häufig als absoluter Potenzkiller gebrandmarkt. Mag hindurchschimmern der raffinierteste Tanga, das edelste Bein – die appetitzügelnde Wirkung mindestens bleibt.

Goldene Regeln für Damen und Herren im Dienste vorteilhafter Selbstdarstellung

a) Katalog für Herren

1. Zieh nie deine Hose als erstes aus, obwohl dir am meisten danach zumute ist.

2. Schuhe und Strümpfe gleich zuerst weg! (Möglichst unauffällig in die Nähe der Heizung zielen, weil du hinterher leicht kalte Füße kriegst). Wenn sich die Schnürsenkel, weil dein Blick getrübt ist, verheddern – dies ist die Regel –, fummle daran nicht weiter herum, reiß dir den Stiefel irgendwie vom Fuß, trag beim nächsten Mal Slipper. Du wirst beobachtet, auch wenn sie wegguckt.

3. Unterhemden sind unerotisch. Tue so, als ob du keins anhättest, zieh es mit dem Pullover oder dem Oberhemd zugleich aus (paß später beim Anziehen auf: guck von unten ins Hemd, ob die Träger richtig liegen).

4. Fenstere deine ausgezogenen Sachen vital irgendwohin und lächle durch die Zähne dabei; Zusatz für Altmodische und Trendster: mach, als ob dir Bügelfalten in der Hose oder Knitterfalten im Lagerfeld-Hemd egal wären.

5. Bück dich sehr überlegt, wenn die Hose schon in der Ecke liegt, laß dich jetzt noch nicht von hinten sehen, achte auf deine Bauchfalten, mach keinen Buckel. Kein gutes Omen ist, wenn deine Knochen knacken – vielleicht wäre dies eine Motivation, doch wieder mal was in puncto Bewegung zu tun? Die abgenuckeltsten Sportarten sind dafür gut genug.

6. Bist du weiß (unverzeihlich, mein Lieber, friß doch wenigstens eine Handvoll Karotten oder Bräunungstabletten zum Frühstück!), dann stell dich so, daß das Licht vorerst von hinten auf dich fällt.

7. Deine geliebten langen Unterhosen im Winter:

alpha) Leiste sie dir getrost, erhole dich in ihnen bei Frau und Freundin. Bei Erstkontakten dagegen führt ihr Aufleuchten zu Mißvergnügen, ja zur sofortigen Leistungsverweigerung. Du kannst natürlich versuchen, bei überraschenden Offerten, die heutzutage so freigebig von der Damenwelt bereitgehalten werden und die man nicht ablehnen mag, um nicht ungastlich zu erscheinen – du kannst immer überlegen, deine Calenberger Halblangen von Schießer noch rechtzeitig auf dem Klo auszuziehen (falls es eine richtige Tür hat, die auch abzuschließen ist – eine Seltenheit heute selbst auf großen Feten und einer gesonderten Betrachtung wert), um sie alsdann im Hamsterfutter etwa deines Mantels zu verbergen.

beta) Farbige lange Unterhosen wiederum, möglichst rot und in der Taille kurzgeschnitten, so daß der Nabel, falls noch erfreulich, sichtbar ist, sind durchaus denkbar und werden umso mehr bewundert, wenn du dein freundliches Entgegenkommen schon in dieser Phase des Entkleidens und

trotz des außerdem ja noch getragenen Slips zum Ausdruck zu bringen vermagst:

MANUELA: Also ich plädiere ja schon immer dafür, daß Männer Strumpfhosen tragen.
BIRGIT: Gymnastikhosen find ich sehr toll – ungeheuer erotisch.
GESCHE: Ja, was Männer im Ballett anhaben, total galaktisch!

8. Keine kalten Hände! Da die Blutzirkulation zu diesem Zeitpunkt ungleichmäßig verläuft, sind sie häufig leider abgestorben: dann frage, ob und wo du sie dir wärmen darfst – es sei denn, du wolltest sie nur wie einen Marschflugkörper im Konturenflug führen.

b) Katalog für Damen:
1. Schnelles Ausziehen (siehe oben) ist immer richtig ab Mitte Zwanzig, wenn die ersten massiven, von der bisherigen Lebensweise bedingten Deformationen erkennbar werden. Diese Taktik erweckt den Anschein unbekümmerter Jugendfrische.
2. Bauen Sie etwa ein Dutzend rührender, sorgfältig geplanter Ungeschicklichkeiten beim Ausziehen ein, die aber gut getimed sein müssen. Nicht daß Sie sich als Anfängerin geben sollten. Dafür ist bekanntlich ein extrem hohes Maß an Perfektion und Erfahrung erforderlich – nun, das bringen Sie sicher, aber Sie würden diese Rolle – die einer halbwegs Unschuldigen – nicht durchhalten, weil Sie nie versucht haben, irgendetwas durchzuhalten. Wahlweise alsdann: Das klassische Angebot, beim BH-Aufhaken (sofern angelegt) gemeinsame Sache zu machen. Verschränken Sie, wenn Sie dazu das richtige Gesicht machen können, in einem unerwarteten Anfall von Schamhaftigkeit die Arme vor der Brust. Variante: Stehen Sie plötzlich regungslos da. Oder zögern Sie vor dem Lager eine halbe Sekunde. Das alles macht Eindruck und zählt daher zu den bewährten spannungspflegenden Maßnahmen, mit denen sich auch das eine oder andere Manko kaschieren läßt.
3. Strumpfhosen: Out. Siehe oben.
4. Unterwäsche. Eine Selbstverständlichkeit: nur das Beste. Oder gar nichts – das ist oberhalb der Taille geschätzt und unten immer sehr witzig, gleich ob unter Rock oder Jeans.
5. Nie müde sein, Kind, auch wenn du gerade aus dem Büro kommst. Den kräftigen Schluck vorweg nicht ablehnen; warum soll Alkohol, das überall gegenwärtige Gleitmittel, ausgerechnet hier fehlen? Umso leichter fällt dir später auch das obligatorische Vorspielen des Hingerissenseins.
6. Schmuck, besonders Ketten. Das ist wohl klar: anbehalten. Mittendrin und noch etwas später einige Sachen abmachen, Fesselkettchen nie.
7. Brillen: erst im letzten Moment absetzen (wenn du merkst, daß sich das Auge deines Gegners verschleiert). Bei der Küsserei vorher kannst du das Gerät schon probeweise lüpfen.
8. Mach die Augen zu, aber halte sie offen!

Anziehen und die Liebe

Zu diesem leidigen Thema nur wenige Worte, um unserer Pflicht zur Vollständigkeit und Objektivität zu genügen. Grundsätzlich: Anziehen so schnell wie möglich. Manch eine läßt hier Gefühl und Takt vermissen, dabei kann die Parole nur heißen: Anziehen und nichts wie weg! Denn oft, was kein Wunder ist bei dem üppigen Brimborium, auf das die Dinge beiderseits doch immer wieder hinauslaufen, entstehen Minuten männlicher Besinnung (»wollte eigentlich gar nicht –«), wenn nicht des Bedauerns gar (»verlorene Zeit!«), denen bei den Damen ganz gegenteilige Bestrebungen (»komm nochmal!«) zu entsprechen scheinen (»– bleib!«), die sie blind machen für das Erkennen der Lage.
So gibt es dazu nicht viel zu sagen, weil es danach nicht viel zu sagen gibt, wenn sich, so wünschten wir es uns stets, die restliche Kommunikation dem Nullwert nähern und jegliche weitere Berührung abgeschüttelt werden sollte. Alles, was anders aussieht, sehr verehrte Damen, lange Blicke (sie sind nur gedankenverloren), nachlässiges Tätscheln, abschließendes Brummen gar, Durch- oder Aufatmen gilt nicht Ihnen und steht in keinem Zusammenhang mit dem soeben Erlebten. Das merken Sie nicht, weil Sie nun noch unbelehrbarer als vorher sind, aber begreifen Sie doch: jegliche Äußerung Ihres Partners ist nur Ausdruck tiefen Unbeteiligtseins oder gleichgültiger Hinnahme, sofern Sie mit Ihren Freundschaftsbezeugungen wieder nicht pünktlich aufhören können. Wir befinden uns atmosphärisch bereits jenseits von allem, was mit Geschmack zu tun hat, und weil wir zuletzt noch erkennen, daß die angezogene Frau nachher weit weniger reizvoll ist als die angezogene Frau vorher, brechen wir das Thema Anziehen und die Liebe entrüstet ab.

Depressiver Narzißmus

Ines: Mein Mann hat mir auch vorgeworfen, nachdem wir uns nun getrennt haben und seine neue Freundin, das ist eine ungeheuer schicke Frau, also sehr mondän angezogen, da wirft er mir vor, daß ich nie was aus mir gemacht hätte.
Interviewer: Jahrelang hast du auch nur Pullover und Cordhosen getragen, wahrscheinlich wolltest du ihm signalisieren: es ist mir ziemlich wurscht, wie ich dir erscheine.
Ines: Total. Ja. Er sollte meine edle Seele lieben und nicht meine Schminke und meine Kleidung.
Interviewer: Aber der Weg zur Seele kann auch über einen schönen Arsch führen!

Doch diese Mahnung, die das Gespräch denn auch beschloß, beleidigte sie, die sich inzwischen exzessiv schminkt (nie unter einer Stunde morgens), kränkte sie, die sich nachmittagelang raffinierte Kleider kauft, weil sie jetzt,

wie es sich für Narzißten gehört, immer schnell beleidigt ist. Und im hohen Alter von Dreißig will sie umgekehrt versuchen, auch der Jugend noch nachzueifern, die sich, um gerade noch die Kurve zu kriegen, das selbstliebende Das-hat-nichts-mit-mir-zu-tun ausgezogen hat, zusammen mit manch sympathischem, aber vergammeltem Kleidungsstück.
Spektakulär widersprüchlich wollen uns diese Erscheinungen vorkommen, die wir aus unserer Parkbank-Perspektive (»Opa, wie spät ist es?«) dahinziehen sehen und ganz anders in Erinnerung haben. Aus Graumäusen, verdrucksten oder agitativen, sind wandelnde Malkästen geworden, denen wir erstaunt hinterhernicken, wenn sie wiegenden Ganges, die kostbaren Haare alle Augenblicke gestenhaft zurückwerfend, auf ihren Begleiter sehen, der seinerseits der ideologischen Kiste entstiegen und zu einem modischen Armani- oder Valentino-Piraten geworden ist. Auch ihn sollten wir zwar mit Komplimenten versorgen, aber nicht zu sehr auf seine saisonalen Anschaffungen ansprechen, seine kunstvoll wüste Frisur, ihn ohne Bart nicht wirklich besser finden als während der letzten Jahre. Das alles würde ihn einschnappen lassen, weil er doch früher in latenter Selbstliebe auch schon nichts falsch gemacht haben kann. Selbst wenn er ausgesehen hat wie auf dem Bau.

Ideologisches Anziehen

Das haben wir – ein letztes Wort – überhaupt nicht hinter uns. Und wo wären die Grenzen zu ziehen? Vor Ghadafi, der bei seinem Freund Gianni (Versace) arbeiten läßt, halb Uniform, halb Karneval – ob er seine Killer-Kommandos auch mit Spitzenbäffchen ausstatten läßt? Ach ja, nicht nur im alten Chile, sondern weltweit in sechzig Ländern ist ein Outfit gesucht, den man beim Foltern anbehalten kann. Castro lebt offiziell immer noch im Kampfanzug, obwohl kein Mensch mehr weiß, daß er darin mit einer Handvoll Kommilitonen Havanna erobern konnte – die Story hat wirklich den Bart, den ihr Held trägt.
Vieles bleibt undenkbar, untragbar, was geschmacklich sagbar wäre, nachdem wir unsere Enttäuschungen vergessen haben. Doch es geht immer wieder von vorne los bei Brüdern, Compagneros und Genossen jeden Geschlechts: ein-Grüner-im-Smoking-haha. Oder: Kürzlich erschien Sabine, Mitglied der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen im Ortsverein Grasfeld der SPD, auf der Unterbezirksdelegiertenkonferenz bei der Wahl einer Mandatsprüfungs- und Wahlkommission – im Ungaro-Kleid:

PETRA: Hör zu, dieser Lappen gefällt uns nicht!
SABINE: Dir gefällt das nicht. Ich leist' es mir aber.

Neue Wege der Kunst

In den fünfziger und sechziger Jahren waren die großen Kunstereignisse solche der Produktion oder besser: der *Promotion.* Wir lernten alle paar Jahre eine neuen Begriff, der sich als bahnbrechenden Stil anpries. Auf Action Painting, Tachismus, Informel usw. folgte die Pop Art, deren Siegeszug bald durch Concept, Op, Land, Minimal und andere Arts gebremst wurde, während wir – art-ig beflissen – durch die Galerien zogen und programmgemäß unsere »Sehgewohnheiten« änderten. Was freilich mehr mit den Ohren als mit den Augen geschah: es war die Stunde der Kunstkritiker.

Das hielt noch an in den Siebzigern, aber der Schwung war weg. Pop und Concept wurden akademisch, wie zuvor schon Informel; selbst Action und Fluxus erstickten an ihrer eigenen Propaganda, wurden schimmlig, schließlich grün. Zu Vernissagen gingen wir nur noch aus Pietät. Novitäten wie der »Neuen Prächtigkeit« oder den »Neuen Wilden« trauten wir, von der wegweisenden Kunstkritik im Stich gelassen, nicht über den kunterbunten Weg. Uns zog es woanders hin. Denn die großen Kunstereignisse der siebziger Jahre waren solche der Perzeption oder besser: der *Exhibition.* Zunächst forcierten wir den Kunsttourismus alten Stils, pilgerten in Scharen – von offiziösen oder alternativen Führern geleitet – zu den berühmten Museen und Monumenten, um uns an großen Werken zu wärmen. Aber richtig warm wurden wir erst, als diese großen Werke sich selbst auf den Weg machten, um irgendeine Mammut-Show zu bereichern. Überwanden sie nicht Tausende von Kilometern, reisten gar um den halben Erdball, um uns nahe zu sein, diese Nanas und Mona Lisas, diese ägyptischen Pharaonen und venezianischen Pferde und was nicht alles? Da eilten wir natürlich hin, standen gern Schlange oder hingen in Trauben vor dem, was jetzt (russisch) »Exponat« genannt wurde, als wäre unser Abendland schon so beraubt wie seine Galerien; denn kaum ein bewegliches Meisterwerk, das in den letzten 15 Jahren nicht wenigstens einmal seinen angestammten Platz verlassen hätte. Aber diese neue Form des Kunsttourismus hat den heimischen Museen keineswegs geschadet, im Gegenteil: sie erfreuen sich wachsender Besucherzahlen, weshalb in den siebziger Jahren allenthalben Neubauten geplant wurden, die jetzt nach und nach festlich eröffnet werden. Wir sind so museal, wie nicht einmal das spätere 19. Jahrhundert es war, und brauchen

folglich nicht länger (mit Hans Sedlmayr) den »Verlust der Mitte« zu beklagen.

Das alles läuft sicher noch eine Weile so weiter. Selbst in den Vereinigten Staaten, hören wir mit Staunen, gehen derzeit mehr Menschen in die Museen als zu den Football-Spielen; das Metropolitan Museum of Art in New York erzielte 1983 einen Besucherrekord: viereinhalb Millionen! Andere namhafte Museen melden ebenfalls Rekorde, in Amerika wie in Europa. Durch die Sixtinische Kapelle zum Beispiel werden jährlich zwei Millionen Besucher geschleust; im Januar drängten täglich Tausende in die Kandinsky-Ausstellung im Centre Pompidou, im Münchner Haus der Kunst wurde derweil »Nofret – die Schöne« belagert und begafft – leider ist es das letzte Mal, daß wir pharaonische Schätze bei uns zu sehen bekommen, denn die ägyptische Regierung hat befunden, die Reiseschäden seien zu schmerzlich. Das mag schon so sein, aber wir sollten darin auch einen Stimmungsumschwung erkennen: der internationale Exhibitionismus hat seinen Höhepunkt überschritten, und der kommunale Museumsboom wird auch

auslaufen. Denn die wahren Kunstereignisse der achtziger Jahre sind anderer Art: solche der *Zuschreibung* und des *Zuschlags*.

Beides – die Identifizierung wie die Monetisierung von Kunstwerken – ist natürlich alte Praxis, die aber jüngst in ein höheres Stadium trat und weithin öffentliche Aufmerksamkeit erregt. Die verdankt sich, so könnte man kühn behaupten, nichts Geringerem als der Fälschung.

Kunstraub, Kunstschmuggel und Kunstfälschung, die in der Nachkriegszeit florierten, auf einem kaum kontrollierbaren wilden, schwarzen Markt, zwangen Händler und Sammler zur Verfeinerung der technischen Analyse von Kunstwerken. Vor allem die Durchleuchtungstechniken wurden vervollkommnet. Aber mit den Experten lernten zugleich auch die Fälscher, weshalb das internationale Expertennetz weiter ausgebildet werden mußte. Die großen Museen und Auktionshäuser arbeiteten jetzt gleichsam kriminologisch. So kam es zu vielen peinlichen Entlarvungen, aber auch zu einigen sensationellen Identifizierungen bisher verkannter Werke, die nun berühmten Meistern zugeschrieben wurden. Gerade in jüngster Zeit gab es fast verdächtig viele solcher Zuschreibungen; der letzte Fall, im Januar, betrifft zwei Herrscherporträts in der Madrider »Tabacalera«: echte Goyas! Noch verdächtiger ist die plötzliche Wiederkehr verloren geglaubter Bilder. Nennen wir nur die verschwundenen Täfelchen von Elsheimers Kreuzaltar im Städel: eines nach dem anderen tauchte – woher wohl? – unversehrt auf und kam unter den Hammer; seit dem letzten Jahr ist der Altar wieder komplett – aber ist er auch echt?

So bunt die Bilder und ihre Schicksale sein mögen: wir befinden uns hier in einer Grauzone, der des Expertentums von Kennern, Fälschern, Händlern. Das beeinträchtigte selbstredend den Kunstmarkt. Um das Image seines Gewerbes aufzupolieren, hat deshalb der Chef von Sotheby's in der Mitte der sechziger Jahre einen PR-Mann eingestellt, dem die Wende zu danken ist: Seit 1966 erschienen in London, später auch in New York, regelmäßig die »*Times*/Sotheby

Art Indexes«, die, fast mit der Autorität von Börsenberichten, die Preisbewegungen aller Arten von Kunst und Antiquitäten verzeichneten, und siehe da: es ergab sich ein Aufwärtstrend von 25 bis 200 Prozent per annum! Der Kunstmarkt fand Eingang in den Wirtschaftsteil der großen Zeitungen. Bald erschienen auch Magazine und Jahrbücher, die über diesen Markt berichteten und Anlageberatung betrieben. Seitdem gelten Kunstwerke als lohnende Investitionen. Seitdem auch klettern, ja springen die auf Auktionen erzielten Preise stetig in die Höhe, abgesehen nur von einigen depressionsbedingten Einbrüchen wie zuletzt 1981/82, als zum Beispiel frühe Aquarelle von Kandinsky das Limit nicht erreichten. Aber diese Scharte wurde bald ausgewetzt, die Mittel dafür sind ja bekannt; schließlich weiß selbst unser ehrbarer Herr Abs, wie sich Höchstpreise erzielen lassen, wenn es um nationale Werte geht, ein Dürer-Aquarell, ein Welfen-Evangeliar ...

Preiseinbrüche in Krisenzeiten betreffen gemeinhin nur die sogenannten Spitzenstücke, während die »Mittelware« eher leicht anzieht, sofern es sich um die dann begehrten Motive handelt. Das waren in den hinter uns liegenden Angst-Jahren – wen wundert's? – vornehmlich die heilen Welten von Genreszenen und Tierbildern: Hühnerhöfe lagen besonders gut im Rennen. Nun, das ist seit 1983 überwunden, gefragt ist wieder hohe Qualität zu immer höheren Preisen: das Meisterwerk.

1984 war für die beiden großen Auktionshäuser Sotheby's und Christie's ein Rekordjahr, es brachte ihnen einen Umsatz von insgesamt über einer Milliarde Dollar. Besonders die großen Impressionisten-Auktionen im Herbst, gleich nach der Reagan-Wahl, waren sensationell. (Ein Sotheby-Direktor erklärte, laut *SZ*, nirgendwo sei der Wahlsieg Reagans mehr gefeiert worden als in der York Avenue Nr. 1334, dem Sitz der Firma.) Nur ein paar Zahlen zur Illustration der neuesten Kunstereignisse: Ein Gemälde von Pollock erzielte 2 Millionen Dollar, zwei Bilder von Monet brachten 3,8 Millionen, Corots »Frau mit Toque und Mandoline« stieg auf 3,85, Picassos kleines Pastell »Sitzende

Frau mit Hut« auf 4,3, ein Akt von Modigliani auf 4,6, ein Gemälde von Velasquez auf 5,5, ein Seestück von Turner auf 7 Millionen Dollar. Wahrlich, das ist »creative pricing«, wie ein New Yorker Händler es trefflich nannte. Schon werden in New York und London Wetten abgeschlossen, welcher Maler wohl als erster die Zehn-Millionen-Dollar-Mauer durchbricht. Schon treten auch Warner auf den Plan, die wie Robert Hughes, der Kunstkritiker der *Times*, den Zusammenbruch des Kunstmarktes prognostizieren. Und in der Tat: wenn eine Kunst-Investition sich lohnen, das heißt wenigstens 5 Prozent Rendite bringen soll, dann müßte ein heute für 5 Millionen Dollar erworbenes Bild noch vor Ende des Jahrhunderts doppelt soviel wert sein, und niemand weiß, ob sich dieser Wert dann kapitalisieren lassen würde. Es sei denn mit Hilfe des Getty-Museums, das derzeit täglich eine Million Dollar zur Verfügung hat und eben dadurch auch die Preise in die Höhe treibt. Nie wohl stand Kunst so hoch im Kurs wie heut.

Aber sind das denn, so könnte einer fragen, wirklich Kunstereignisse, wenn Kunstwerke für einen kurzen Augen-

blick in die elitäre Auktionsöffentlichkeit treten und dann einem neuen Besitzer zugeschlagen werden, der in der Regel ein Privatmann ist? Die Antwort lautet: Ja. Denn andernfalls wäre ja alle Kunst in Privatbesitz nichtexistent. Die Auktionen locken diese Schätze wenigstens hin und wieder aus ihren Tresoren (denken wir nur an die Leonardo-Zeichnungen), rücken sie in unseren Blick, und sei es nur, weil wir in den Feuilletons etwas darüber lesen, wie wir dort ja auch über Opernpremieren und Galakonzerte lesen, die wir nicht selber hören können, aber durch den Bericht darüber unserem kulturellen Leben zuschlagen dürfen. Den seit einigen Jahren in allen besseren Zeitungen in schöner Ausführlichkeit erscheinenden Auktionsberichten – leider fehlt ihnen noch der stilistische Glanz von Theaterkritiken – ist es zu danken, daß wir in der Kunst wieder etwas sehen, das nicht beliebig und billig durch die Welt wandert, sondern selten und teuer ist. Wenn wir das begriffen haben, werden wir auch gern in die Tasche greifen, um dazu beizutragen, daß beispielsweise ein Watteau nicht ins Ausland abwandert. Denn wohlgemerkt (und mit der gebotenen Demut gesagt): Nicht daß wir die Kunstwerke betrachten oder gar anfassen, ist wichtig, sondern daß wir sie hochschätzen und von fern verehren.

Julius Krebs

Wie teuer ist die Republik?

Jedermann spricht von den hohen Löhnen hierzulande. Doch kaum jemand sorgt sich um das exorbitante Preisniveau unserer politischen Dienstleistungen. Ist der deutsche Politiker international überhaupt konkurrenzfähig? Das ist die Frage, der wir uns stellen müssen. Das Notizbuch jenes braven und akkuraten Düsseldorfer Buchhalters, zufällig

und nebenher dem Staatsanwalt in die Hände geraten – daß es das einzige seiner Art in der Bundesrepublik ist, das glaubt wohl niemand. Daraus läßt sich grob extrapolieren, was in der Bundeshauptstadt so insgesamt über die Bühne geschoben wird. (Wer durch Bonn fährt und die zahllosen Niederlassungen der deutschen Wirtschaft erblickt, mag, wenn er will, überzeugt sein, daß dort biedere Handelsvertretungen residieren.) Auch für Flick waren die nachgewiesenen Aufwendungen keine Kleinigkeit mehr. Was dieser eine Konzern für ein paar mickrige politische Gefälligkeiten hat auswerfen müssen – das ist der eigentliche Skandal.

Andernorts, in Amerika z. B., auch in England, kommt dergleichen weitaus billiger. Hier zeigt sich ein gravierender Standortnachteil der deutschen Wirtschaft. Er ist vermutlich eine der Hauptursachen für die Investitionsschwäche hierzulande, die hohe Arbeitslosigkeit und die massive Kapitalflucht. Denn eine politische Abstimmung gehört nun mal zum Alltagsgeschäft eines normalen Umsatzmilliardärs. 1972 haben sich die amerikanischen Öl-Companies mit ihrer Sechs - Millionen - Dollar - Wahlkampfspende vermutlich ihre soliden Steuervergünstigungen eingehandelt bzw. deren Fortbestand gesichert. (Allein die sogenannte »Oil depletion allowance« war mehr als eine Milliarde pro Jahr

wert.) Und für einen Scheck der Associated Milk Producers von einigen hunderttausend Dollar entschied Präsident Nixon über das Landwirtschaftsministerium hinweg eine substantielle Aufstokkung des von der Regierung garantierten Milchpreises. Das ist ein faires Geben und Nehmen. Doch was hat Horten für seine sechs Millionen bekommen? Nichts als ein ›Gott vergelt's!‹. Wie soll unter diesen Bedingungen wirtschaftliche Rationalität in die Politik Einkehr halten? Eine Million für einen Barzel – nicht etwa, damit er etwas leistet, sondern im Gegenteil, damit er sich verdrückt, um den Stuhl einem zumindest körperlich Größeren freizumachen! Wie soll die deutsche Wirtschaft bei solchen Politikerpreisen auf den Weltmärkten mithalten können?

Übrigens bewundernswert, wahrhaft aristokratisch, dieser Ehrenkodex in der Schande. Er erinnert an die »Mauer des Schweigens« der Mafia (die berühmte ›muertà‹). Wer immer auch gegriffen und durchs Blitzlicht gezerrt wird, er trägt den Schwarzen Peter und den Dreck an der Weste mit verschlossener Würde, als sei er der Einzige seiner Art und könne nicht auf Anhieb Listen von Namen und Beträgen herunterbeten, die ihn vom Stigma der Schäbigkeit entlasten. Diese deutsche Herumziererei ist anachronistisch, ein Relikt des Feudalismus und des preußischen Moralkodex. Das Industriezeitalter, das bedeutet nicht nur die Dominanz des »Subsystems Wirtschaft« über Religion, Kultur und Politik, über Tabus, Riten und Ängste, das ist zugleich der Sieg der wirtschaftlichen Rationalität. Doch sehr langsam nur durchdringt hierzulande der wirtschaftliche Sachverstand auch jene anderen Bereiche, finden wir den Weg in eine nach betriebswirtschaftlichen Kriterien gemanagte politische Kultur oder Religion.

Als der erwähnte Fall der amerikanischen Milchpreiserhöhung gegen Wahlkampfspenden durch die Presse ging, erklärte die US-Administration, es sei Routine des politischen Prozesses, daß die Regierungsentscheidungen durch Berechnungen erwarteter Unterstützung und Opposition beeinflußt würden (*New York Times*, 13. 1. 74). Diese ruhige, souveräne Antwort, sie wäre zur Zeit noch undenkbar bei uns. In unserer politischen Kultur wird die honorierte politische Leistung als »Bestechlichkeit« diffamiert. Dieses Vorurteil verhindert einen rationalen Gebrauch der Macht. Weil das Ganze damit aus der Legalität, ja sogar aus der Legitimität herausgezwungen und auf Vertraulichkeit gegründet wird, ergeben sich Präferenzen für Partnerkonstanz, d. h. es entstehen Markteintrittsbarrieren. Eine gesunde finanzielle Promiskuität des politischen Spitzenbeamten oder Ministers wird damit fast unmöglich gemacht. Die Transparenz des Marktes – eine der Voraus-

setzungen rationaler Entscheidung – ist schwer geschädigt. Darunter leidet vor allem der politische Verbraucher, die Wirtschaft. Und es ist einer Erstarrung Vorschub geleistet, wie sie keinem sozialen System bekommt.

Es gibt nur einen Ausweg, die Perversionen der politischen Bestechlichkeit zu beseitigen: Man muß sie zum Regelfall machen, ihnen das Anrüchige nehmen. Das bringt Berechenbarkeit, Rationalität, Fairneß. Damit erst dringt das Licht der Aufklärung in unseren politischen Alltag, werden Extremfälle eliminiert,

Wucher vermieden, Kartelle zerbrochen. Die Politiker poltern gegen die Schattenwirtschaft, doch ihr gesamtes eigenes Wirtschaften vollzieht sich zum Großteil im Schatten, in der Grauzone des Kavaliersdelikts. Eine Legalisierung würde nicht nur Mißbräuche eingrenzen, sondern zugleich den Gesamtumsatz dieses Sektors dem Finanzamt erschließen, der Mehrwert- ebenso wie der veranlagten Einkommenssteuer. (Bislang gilt das nur, aber immerhin, für Beraterverträge, worauf Herr Barzel auch mit Stolz hingewiesen hat.) Nicht alle haben die Persönlichkeitsstärke eines Möllemann, der Spitzenunternehmen seine Dienstleistungen mit der Werbeintensität eines Staubsaugervertreters anträgt und beherzt den Titel des Staatsministers per Bierreklame verhökert. Das war ein Schritt zu Transparenz und Eigeninitiative. Es ist bedauerlich, daß die deutsche Politik diesen unkonventionellen und in seiner Art hochbegabten jungen Mann auszusondern beginnt wie ein Organismus ein transplantiertes Organ der falschen Eiweißgruppe.

Die Angst, legalisierte Bestechung würde zu einer dauerhaften Rechtslastigkeit der Politik führen, ist unberechtigt. Es trifft nicht zu, daß die Industrie nur ihre politischen Sympathisanten ausstattet. Geschäftsleute sind keine Romantiker. Untersuchungen in den USA haben gezeigt, daß Konzerne in der Regel *beiden* politischen Kontrahenten im Wahlkampf Hilfe gewähren, wobei sich die Verteilung ausschließlich nach der vermuteten Siegeswahrscheinlichkeit richtet und nicht nach deren politischem Programm. Dieses Verhalten spiegelt einen funktionierenden politischen Markt und damit wieder einen Entwicklungsvorsprung der amerikanischen vor der jungen deutschen Demokratie. Kein Unternehmen ist dort so naiv zu glauben, es werde mit seiner einzelnen Spende den Wahlausgang bestimmen. Folglich sind in den USA und inzwischen ja auch hierzulande Profil und Fähigkeiten des jeweiligen Politikers kaum von Belang (wie die gegenwärtige deutsche Politprominenz eindrucksvoll illustriert).

Da ist natürlich der Einwand zu hören, ein Politiker habe seine Entscheidungen zugunsten der Allgemeinheit oder zumindest seiner Wähler zu treffen und nicht zugunsten der ihn finanzierenden Lobby. Das wäre jedoch ebenso unbillig wie irrational. Dem Wähler zwar verdankt er seine Macht, dem Sponsor der Wahlkampfkasse jedoch seine Wähler. Zum zweiten: Was auf dem Immobilienmarkt richtig ist, kann im Politgeschäft nicht völlig falsch sein. Die Fachökonomie ist überzeugt, daß die Nutzung der Grundstücke durch denjenigen, der am meisten dafür bietet, auch der Allgemeinheit am besten bekommt. Denn das Höchstgebot wird in aller Regel von derjenigen Partei vorgelegt, die daraus den maximalen Nutzen ziehen kann. Wenn in allen Regionen und Märkten dieses Prinzip zu seinem Recht kommt, erreichen wir die produktivste Allokation unserer Ressourcen, zum Nutzen der Gemeinschaft und nicht zuletzt auch der Steuer. Erfolgen auch die politischen Entscheidungen gemäß dem Wunsche desjenigen, der am meisten dafür zu zahlen gewillt ist, so bedeutet das notwendig, daß endlich auch in diesem Bereich Wirtschaftlichkeitskriterien für eine Maximierung des Gesamtnutzens sorgen. Damit dieses Prinzip sich entfal-

ten kann, bedarf es jedoch in der Tat eines freien transparenten Marktes statt des verstohlenen Herumreichens irgendwelcher Briefumschläge mit Banknoten darin.

Besorgte, konservative Gemüter mögen sich fragen, wo in diesem System der Wähler zum Zug kommt. Zum ersten muß die Klientel des Gewählten zumindest das *Gefühl* vermittelt bekommen, auch irgendwie bedient zu werden. Es geht nicht darum, ihre Interessen zu eliminieren. Nur deren Absolutheitsanspruch ist zu beschneiden. Zum zweiten ist diesen Interessen gerade mit politischer »Bestechlichkeit« optimal gedient: Wie sonst soll der Politiker das Gemeinwohl einer Entscheidung bestimmen, wenn nicht durch deren Marktwert? Alles andere, alle mit vermeintlichen Vernunftgründen gerechtfertigte Willkür, hieße nichts anderes, als in die bekannten Fehler der Zentralen Planwirtschaft zu verfallen.

Warum dann jedoch überhaupt noch Wahlen? Ihr Einfluß ist im Normalfall gering. Das bestreitet heutzutage kaum ein politischer Beobachter. Doch sie haben die vitale Funktion eines Korrektivs im Mißbrauchsfall – etwa, wenn sich der Amtsinhaber autokratisch der Bestechlichkeit verschlösse und damit einer effizienten Nutzung seines Amtes. Das Abdrehen des Geldhahnes beraubt ihn dann seiner Wahlkampfkasse und damit seiner politischen Überlebenschancen. Ohne die Institution der Wahlen könnten Amtsführer folglich nicht zur Bestechlichkeit gezwungen werden. Der Wähler ist in diesem – in seiner Rationalität bestechenden – System unentbehrlich. *Stefan Welzk*

Das Ende des Größenwahns

In der klinischen Kasuistik der traditionellen Psychiatrie spielte der Größenwahn eine zentrale Rolle. Und in der

Volksmeinung war der Größenwahnsinnige fast gleichbedeutend mit dem Irren schlechthin. Das bezeugen zahllose Irrenwitze, in denen – neben dem verhuscht-zerstreuten Psychiater – fast nur Patienten auftreten, die sich für Napoleon, für Christus, für Hitler oder sonst eine historische Größe mit mythischer Aura halten. Diese Witze verschwinden zunehmend aus der öffentlichen Kommunikation. Und zugleich verschwindet der Größenwahn aus der psychiatrischen Diagnostik. Im tristen Alltag von Sucht und Depression ist er ein relativ seltenes klinisches Bild. Wo sich dem Psychiater noch ein echter Fall von Megalomanie darbietet, kann er schon die hauseigene Videodokumentation bemühen, »damit die jüngeren Kollegen auch einmal ein solches Bild zu sehen bekommen« – gleichsam als Salz in der Suppe des Patientenguts. Wie erklärt sich dieses Größenwahn-Defizit?

In einer psychiatrischen Diagnose spiegeln sich der Wissensstand einer Zeit und die sozialen Verhältnisse der Kranken wie der Ärzte. Heute wird die psychiatrische Nomenklatur immer feiner, und man kann sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß hier – wie bei einem Insekt – in Ermangelung eines inneren Skeletts äußere Panzer produziert werden müssen. Die diagnostische Ziselierungskunst verliert die historische Dimension der von ihr behandelten Phänomene leicht aus dem Blickfeld, weil neue Begriffe alte Phänomene ob-

solet erscheinen lassen. Ein Beispiel dafür ist die Hysterie. Nachdem der Hysterie-Begriff erst einmal in der Medizin etabliert war, konnte bald – unter Umgehung der psychoanalytischen Kautelen – alles Beliebige hysterisch genannt werden; jede nicht weiter erklärbare Störung wurde dann zu einer hysterischen Symptomatik, so wie vieles davon heute genau so zuversichtlich unter dem Etikett »psychosomatisch« gehandelt wird. Die allmähliche Abwendung vom Hysterie-Begriff und seine wiederum nur im psychoanalytischen Umfeld legitime (aber ebenfalls stark reduzierte) Verwendung schien mit dem Rückgang hysterischer Phänomene verbunden zu sein. Aber dieser Wandel läßt sich auch als veränderte Auffassung von der Behandlungsbedürftigkeit solcher Phänomene deuten, zumal die konversionsneurotischen Erscheinungen in der Psychosomatik ihr Kästchen gefunden hatten.

Ähnlich erging es der Diagnose »Größenwahn« – nur mit dem Unterschied, daß diese Diagnose nicht wie die der Hysterie einer Theorie entstammt, in die sie gleichsam zurückkehren kann. Sie wurde vielmehr von dem gleichartigen Erscheinungsbild verschiedener wahnhafter Erkrankungen abstrahiert, als eine begrifflich-phänomenologische Entität. Heute gibt es diese Entität nicht mehr. In psychiatrischen Lehrbüchern, die sich als modern verstehen, erscheint der Größenwahn nur noch als marginales Problem, und in Darstellungen, die sich der Antipsychiatrie verpflichtet wissen, wird auf eine begriffliche Fixierung des Größenwahns überhaupt verzichtet. Was es noch gibt, sind wahnhafte Aufblähungen des Größenselbst im Rahmen einer Manie oder bei schizophrenen Psychosen. Soll man also die Megalomanie in eine zu erstellende Liste ausstrebender Krankheiten aufnehmen?

Tatsächlich scheint es einen steten Rückgang des megalomanen Wahnbildes zu geben. Zwar hat jeder Psychiater seinen Sonnengott, seinen Feldherrn oder seinen Religionsstifter; auffällig aber war bei den mir mitgeteilten Beobachtungen, daß sich auf aktuelle Machtträger, auf Pop-Stars oder die übliche Fernseh-Polit-Creme nur selten Wahnenergien richteten. Der Größenwahn scheint in sich anachronistisch zu sein und – soweit man das personifizierend von einem Wahn sagen kann – der Zeit der Großfürsten und parareligiösen Monomanen nachzutrauern.

Hier kommt die veränderte Realität ins Spiel. Was am Größenwahn fasziniert – sowohl den Psychiater wie den Irrenwitz-Konsumenten –, ist die Macht. Und zwar eine Macht, die sich zur wahnhaften Identifikation eignet. Sie muß also weitgehend gereinigt sein von Können und Kompetenz, von Sachautorität, weshalb sich besonders religiöse und politische Führer zur Identifikation eignen. Dabei können Politik und Wahn leicht in ein mimetisches Verhältnis geraten: Der »Totale Krieg« oder – aktueller – der »Krieg der Sterne« ist eine politische Vorstellung, die angemessen nur noch psychiatrisch faßbar ist.

Alles in allem aber liefert die Realität immer weniger Folien, auf denen sich ein Größenwahn-System entwickeln könnte. Die Zeit der großen Größenwahnsinnigen ist vorbei. Politische Macht gilt, bei aller Arroganz ihrer Erscheinungsweise, als redlich erworbenes Gut, und die Lust an ihr darf sich nur im Verborgenen äußern. Deshalb bietet sie heute kaum noch eine zur Personifikation verleitende Größenvorstellung an – was uns vielleicht mit dem blassen Medien-Polit-Alltag versöhnen mag.

Um wieviel berauschender sind dagegen die Größenphantasien, die jede Vorstadt-Diskothek anbietet! Hier findet jeden Abend die von Fenichel beschriebene »große und angenehme Blähung des Ich« statt. Ähnliches gilt für Videospiele, Home Computer usw. Möglicherweise muß der individuelle Größenwahn deshalb nicht mehr »auffällig«

werden und in klinisch manifeste Erscheinungen einmünden, weil eine Vielzahl von sozialen Arrangements solche Phantasien unterstützen und gratifizieren.

Aus psychoanalytischer Sicht entstehen die Größenphantasien des Neurotikers wie des »Gesunden« aus einer narzißtischen Problematik. Nach dem Verlust seiner Omnipotenzgefühle, dieser ersten narzißtischen Kränkung, strebt das Kind nach Vereinigung mit den Erwachsenen, die nun als allmächtig erlebt werden. Manche Individuen aber reagieren auf diese Kränkung nicht mit dem Versuch, eine Objektbeziehung herzustellen, sondern mit dem Rückzug aufs eigene Ich. Die erlittene Kränkung wird

verleugnet und durch eine maßlose Überhöhung des Selbstwertgefühls kompensiert. Den Größenwahnsinnigen gelingt diese Kompensation, die Neurotiker müssen sich immer wieder an der widerspenstigen Realität stoßen.

Der Größenwahnsinnige von einst war isoliert. Ein relativ starrer sozialer Code ließ ihn ständig an der Realitätsprüfung scheitern und sich in sein Wahnsystem einmauern. Mittlerweile stehen genügend Weltanschauungen bereit, in welche die individuellen Größenphantasien einmünden können, wodurch die soziale Isolation und die monomane Ausgestaltung eines Wahnsystems (zunächst?) verhindert werden. Niemand ist mehr dazu verurteilt, seine Größenphantasien, die recht gut zum sogenannten »Neuen Sozialisationstyp« passen, in Einsamkeit zu erleben. Zumindest in den westlichen Gesellschaften hat die kulturelle Diversifikation dazu geführt, daß die soziale Normierung des Abweichenden einer permissiven Einstellung weicht. Wenn individuelle Größenphantasien von einer Gruppe erwidert werden, trifft der mit ihnen verbundene Kritikverlust des einzelnen auf Toleranz. Ist dieser Kritikverlust erst einmal akzeptiert, kann man sich in seinen Größenphantasien bequem einrichten. Die Realitätsprüfung wird nun von einer Gruppe, einer Gemeinschaft übernommen, in der Weise, daß sie ihre Weltanschauung, ihre Ideologie oder »Stimmung« in den Status von Realität erhebt.

Die revolutionäre Stimmung in den diversen Polit-Sekten gehört der Vergangenheit an. Die kollektive Wahnstimmung »Irgend etwas liegt in der Luft« ist gleichwohl noch gegenwärtig, und zwar nicht nur in der Paradiesstimmung östlicher Sekten, sondern auch in demokratisch legitimierten Gruppen. Es hat den Anschein, als gewährten diese Gruppen eine narzißtische Gratifikation, indem sie – neben ihren Angeboten zur Regression – auch Größenphantasien ein entsprechendes Milieu liefern. Die dann quasi institutionalisierte Ausblendung der Realität wendet die narzißtische Kränkung zunächst ab.

Man darf gespannt sein, in welchen Symptomen, in welchen krisenhaften Zuspitzungen die Kränkungen verarbeitet werden, wenn die Realität sich unabweisbar wieder einblendet, wenn all die asketisch-masochistischen Rituale von den Ernährungsregeln, Biorhythmen, Lebenszyklen, Körperbeherrschungsveranstaltungen, parareligiösen und astrologischen Arrangements bis hin zu den pseudotherapeutischen Psychobiotopen die Einsicht in die erlittenen Kränkungen nicht mehr aufhalten können.

Günter Niklewski

Anmerkungen der Redaktion

Joseph v. Westphalen, geb. 1945, ist Redakteur bei *Westermanns Monatsheften*. Im März erscheint von ihm *Warum ich Monarchist geworden bin. Zwei Dutzend Entrüstungen* (Haffmans).

Martin Warnke, geb. 1937, ist Professor für Kunstgeschichte an der Universität Hamburg.

Keto v. Waberer lebt in München. Zuletzt erschien von ihr *Heuschreckenhügel* (Kiepenheuer und Witsch).

Gabriele Dietze, geb. 1951, lebt in Berlin und lektoriert Literatur.

George Tabori, geb. 1914 in Budapest, lebt seit 1969 in der Bundesrepublik; schreibt Drehbücher, Bühnenstücke u. a. und arbeitet als freier Regisseur. Die Rechte an »Erste Nacht, letzte Nacht« liegen bei Gustav Kiepenheuer, Bühnenvertrieb-GmbH, Berlin.

Peter-André Alt, geb. 1960; Promotion über Ironie und Krise; ist Lehrbeauftragter am Fachbereich Germanistik der FU Berlin.

Isolde Schaad, geb. 1944, lebt als freie Publizistin in Zürich. Ihr neuestes Buch *Know-how am Kilimandscharo* (Limmat-Verlag) ist eine literarisch-ethnographische Fallstudie über Schweizer in Ostafrika. Mitarbeit an ihrem Kursbuch-Beitrag: Theo Ruff.

Micky Remann, geb. 1951, reisender Punk-Monk. Im Rotbuch Verlag erschien 1984: *Der Globaltrottel. Who is who in Kathmandu und andere Geschichten aus dem Überall.*

Christiane Grefe lebt als freie Journalistin in München. Aus ihrer umfassenden Beschäftigung mit dem Hamburger entsteht gerade ein Buch, das im Frühsommer im Lamuv-Verlag erscheinen wird – geschrieben und recherchiert zusammen mit Wendi Woppa und Siegfried Pater.

Lothar Baier, geb. 1942, lebt als freiberuflicher Schriftsteller in Frankfurt. 1984 erschien von ihm *Die große Ketzerei* (Wagenbach).

Stephan Oettermann, geb. 1949, lebt als freiberuflicher Schriftsteller in Marburg. Zuletzt erschien von ihm *Läufer und Vorläufer. Zu einer Kulturgeschichte des Laufsports* (Syndikat/EVA-Taschenbücher).

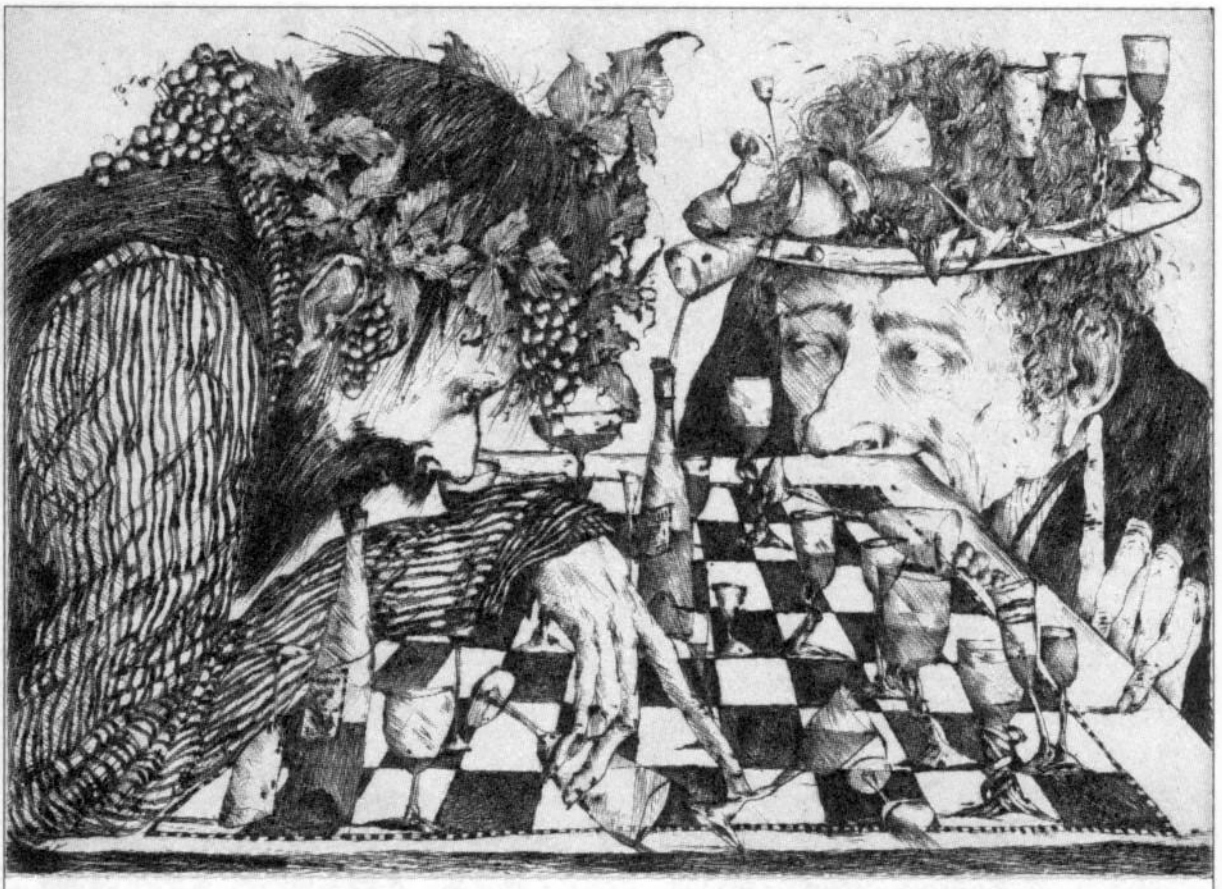
Michael Sontheimer, geb. 1955, ist freier Journalist und lebt meistens in Berlin.

Cora Stephan, geb. 1951, lebt als Publizistin in Frankfurt und im Vogelsberg. Im April erscheint ihr Band *Ganz entspannt im Supermarkt. Liebe und Leben im ausgehenden 20. Jahrhundert* (Rotbuch-Verlag).

Asmus Petersen, geb. 1928, lebt in Hannover als Schriftsteller, Maler und Kaufmann. Verheiratet, vier Töchter.

Kursbuch 80 **Begabung und Erziehung** Mai 1985

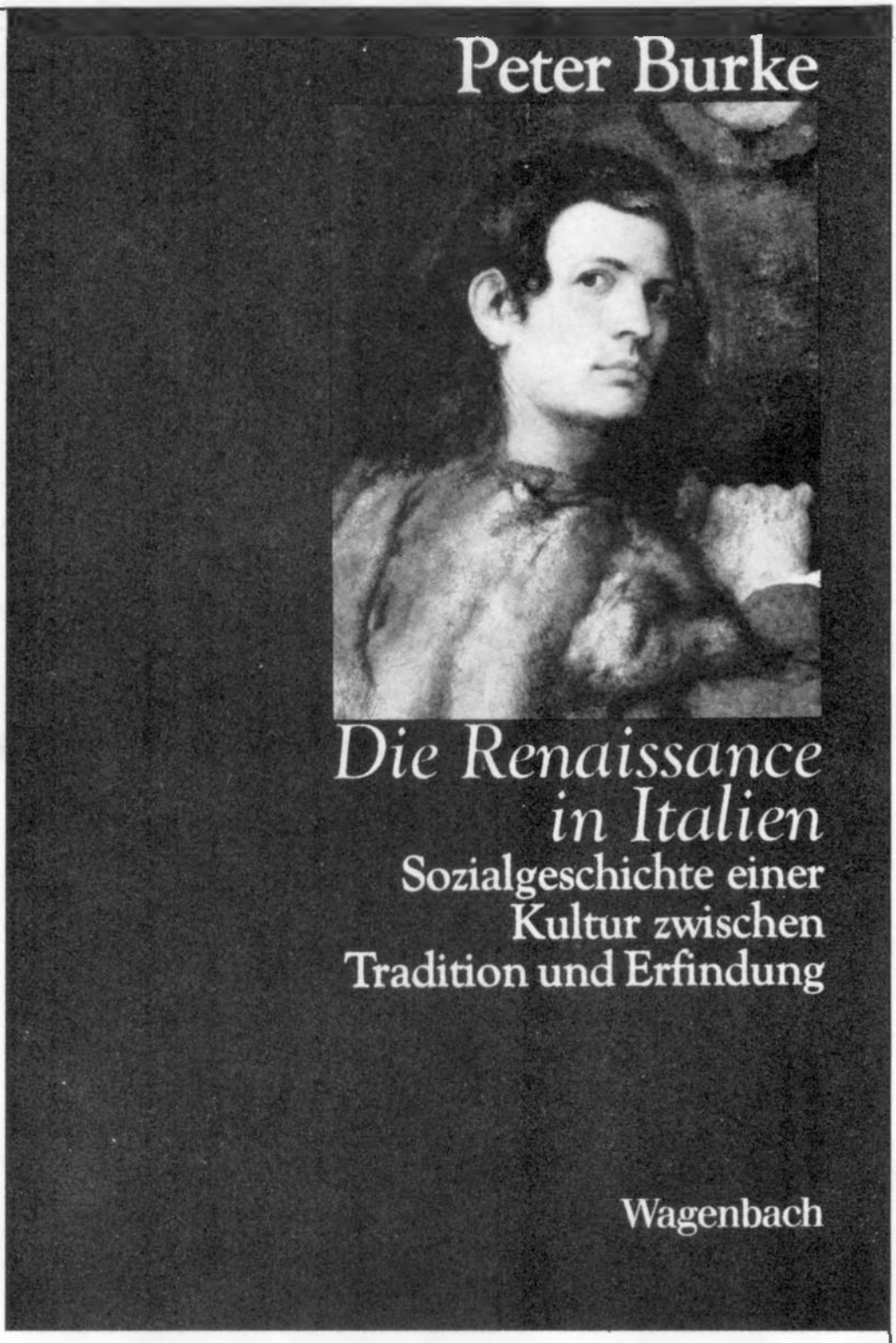
Themen: Vom Gen zum Genius und zurück. Über das Messen von Begabung, Intelligenz, Verhalten / Der Mythos von der Intelligenz als Ziel der Evolution / Die zweifelhaften Lehren aus der Zwillingsforschung / Der unaufhaltsame Aufstieg der Eugenik / Wie selbstlos ist das Gen? Über neue Torheiten der Soziobiologie / Vom Uterus zum Exitus: die permanente Erziehung / Durch Lego zu Logo: Intelligenzspiele in der Krabbelstube / Grips aus dem Medizinschränkchen / Was tun? Brief einer ratlosen Lehrerin an eine verzweifelte Mutter / Sisyphos ist müde. Rückblick auf die vergangenen pädagogischen Kämpfe / Lehrer auf der Couch / Ein armer Hirnhund schwer mit Gott behangen.



Gertrude Degenhardt

Das wird wohl kaum ein Ende haben
10 Kaltnadeln vom Wein
Mit einem Vorwort von Thomas Rothschild
Format der Kupferplatten 250 x 350 mm
Gedruckt auf 300-g-Kupfertiefdruckbütten
Im Format 430 x 510 mm
Jedes Blatt numeriert und handsigniert
Auflage 37 Exemplare
Davon 30 im Handel
Die Nummern 1/30 bis 30/30
und I/VII bis VII/VII in Leinenmappe

Edition GD
Klosterstraße 1 1/10, D-6500 Mainz-Gonsenheim



Das Buch wird seinen Platz finden als der Burckhardt der 70er und 80er Jahre.
Times Literary Supplement

Aus dem Englischen von Reinhard Kaiser
Englische Broschur. Großformat, 336 Seiten, DM 48.–

Verlag Klaus Wagenbach Berlin

Die Faszination, die von Ernst Bloch auch im Jahr seines hundertsten Geburtstags ausgeht, nicht unbefragt hinzunehmen, mehr als nur Bestätigung, Schlagworte, Anfeuerung herauszulesen — daran macht sich Trautje Franz in ihrer Studie über den politischen Gehalt im Werk Ernst Blochs.

Unbefangen und detailgenau verfolgt sie den politisch-philosophischen Weg Blochs, die expressionistische Entstehungsatmosphäre seiner frühen Schriften, Einflüsse aus der jüdischen und christlichen Mystik und aus dem Marxismus mit ein. Vor allem aber geht es um die politische Konsequenz der Blochschen Philosphie, um die Schlußfolgerungen, die er selbst in politischen Fragen zog, um die oftmals nachdenklich stimmende Perspektive von der Philosophie auf das Zeitgeschehen.

ca. 240 Seiten, ca. DM 26,80
erscheint Mitte März 1985

Junius Verlag
Von-Hutten-Straße 18
2000 Hamburg 50

Goldmann Klassiker
mit Erläuterungen

GOLDMANN KLASSIKER
Die großen Werke der Weltliteratur in zuverlässigen Ausgaben, für den Freund der Dichtung, für Schule und Studium.

GOLDMANN KLASSIKER
zeichnen sich durch ihre sachkundige redaktionelle Gestaltung aus. Sie bieten sorgfältig erarbeitete Texte, alle nötigen Erläuterungen sowie eine Zeittafel und eine Bibliographie. Eine Einführung erleichtert den Zugang zu dem jeweiligen Werk.

GOLDMANN KLASSIKER
werden wissenschaftlich betreut.

Günter Lambertz

Demokratie oder Eliteherrschaft?

Sind die Bürger nur Statisten?

la fleur

Günter Lambertz,
Demokratie oder Eliteherrschaft?
Sind die Bürger nur Statisten?,
168 Seiten, DM 17.80

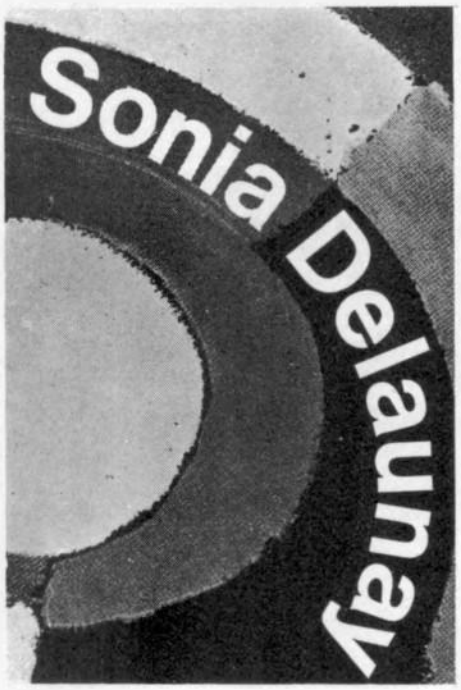
Prominente Politiker wie Graf Lambsdorff und Rainer Barzel mußten im Verlauf der Flick-Parteispendenaffäre bereits ihren Hut nehmen. Die Frage, ob die Macht eines Herrn Flick vielleicht größer sei als die unserer Politiker, geistert momentan durch viele Köpfe. Wer herrscht eigentlich in unserer Demokratie? Ist es wirklich das Volk, oder ist es die politische Elite dieses Landes? Sind es solche Figuren wie Friedrich Karl Flick, oder ist es — anonym und undurchschaubar — das Kapital? Ist die Existenz von Eliten mit dem Anspruch auf Herrschaft des Volkes überhaupt vereinbar? Ausgehend von einer Darstellung der klassischen Demokratie- und Elitetheorien werden diese Fragen von Günter Lambertz zunächst theoretisch und dann anhand der aktuellen politischen Situation erörtert. Für den Bürger, der informiert sein möchte, ist „Demokratie oder Eliteherrschaft?" somit ein aktuelles Buch zu einem aktuellen Thema.

la fleur- Verlag
Tiergartenstr. 4 · 4150 Krefeld

MAI 1985 NEUERSCHEINUNGEN AB MAI 1985

RABEN VERLAG MÜNCHEN POSTFACH 40 15 20

BERNARD DORIVAL
SONIA DELAUNAY
Leben und Werk, 150 S. DM 32,--



MONA WINTER
MONDLICHT IM PRISMA
Sonia Delaunay und Tamara de Lempicka, Ton-Bilder
100 S. DM 24,--

220 Seiten, 19,80 DM

224 Seiten, 19,80 DM

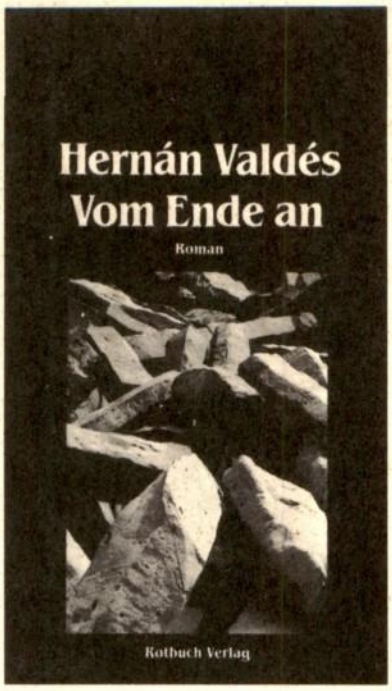
Neue Bücher zur aktuellen Diskussion in der SPD.

136 Seiten, 12,80 DM

VERLAG
EUROPÄISCHE
PERSPEKTIVEN
Goltzstraße 13b
1000 Berlin 30

85-62

Neue Rotbücher



Hernán Valdés · Vom Ende an

Roman · Rotbuch 281 · 288 Seiten · DM 20

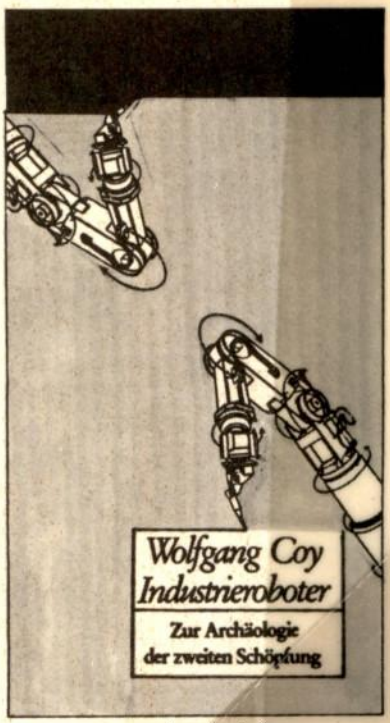
September 1973: Hache, dem Protagonisten des Romans, der die Realität neu einzuschätzen beginnt, erscheint nun die vergangene, jetzt verlorene Zeit wie ein gewaltiges Aneinandervorbeireden, wie ein Drama, in dem Worte, Rhetorik, Kabbalistik, die Beschwörung von Symbolen und die Manipulation von Mythen eher zu Zauberern als zu politischen Führern passen.

Wolfgang Coy Industrieroboter

Zur Archäologie der zweiten Schöpfung

Rotbuch 297
viele Abb. 168 Seiten
ca. DM 16 (Abo DM 15)

Der Essay untersucht die Entwicklung der Fabrik aus ihrem neuesten Focus, dem Robot. Und er ist eine Entdeckungsreise in den Traum von der zweiten, der besseren Schöpfung, und in den Traum von der Vereinfachung des anderen Menschen zur Maschine.



erscheint im Februar '85

Karin Reschke · Dieser Tage über Nacht

Erzählung · Rotbuch 294 · 112 Seiten · DM 13

Karin Reschke erzählt in einer literarischen Gratwanderung zwischen Traum und Realität eine stille gegenwärtige Geschichte. Eine Frau entzieht sich dem Angebot von Liebe und Lebensunterhalt auf Gegenleistung: »Sie hatte das Ziel, sich von allen Verknüpfungen fernzuhalten. Wie aber sollte der Weg aussehen, den sie gewählt hatte?«

Rotbuch Verlag

Potsdamer Str. 98 · 1000 Berlin 30

Rowohlts Italien

Alberto Moravia

Gefährliches Spiel
Roman. rororo 331/DM 10,80

Die Römerin
Roman. rororo 513/DM 9,80

Die Gleichgültigen
Roman. rororo 570/DM 10,80

Cesira
rororo 637/DM 9,80

Die Mädchen vom Tiber
Geschichten aus Rom
rororo 673/DM 8,80

Römische Erzählungen
rororo 705/DM 8,80
Moravia zeigt ein Rom, das nicht im Baedeker steht.

La Noia
Roman. rororo 876/DM 7,80

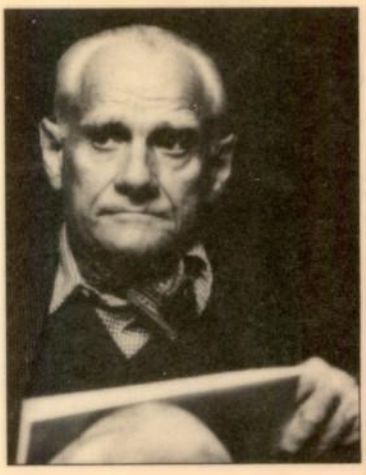
Inzest
Roman. rororo 1077/DM 9,80

Ich und Er
Roman. rororo 1666/DM 9,80

Das Paradies
Erzählungen
rororo 1850/DM 6,80

Ein anderes Leben
Erzählungen
rororo 4083/DM 6,80

Desideria
Roman. rororo 4757/DM 7,80



anders reisen

Ludwig Moos, (Hg.)
In Italien
Eindrücke vom Stiefel
rororo sachbuch
7522/DM 12,80

rororo sachbuch
7514/DM 14,80

J. Humberg/C. Lay/
R. Novelli/M. Wunderle
Italien
rororo sachbuch
7515/DM 16,80

Italo Svevo

Gesammelte Werke in Einzelausgaben
Herausgegeben von
Claudio Magris,
Gabriella Contini und
Silvana de Lugnani.
Deutsch von Piero Rismondo
und Ragni Maria Gschwend.

Band 1: Die Erzählungen 1
384 Seiten. Gebunden **DM 48,-**

Band 2: Die Erzählungen 2
432 Seiten. Gebunden **DM 48,-**

Herausgegeben von
Claudio Magris,
Gabriella Contini und
Silvana de Lugnani
Deutsch von Piero Rismondo
und Ragni Maria Gschwend.
576 Seiten.
Gebunden **DM 58,–**

Rolf Dieter Brinkmann
Rom, Blicke

dnb 94/**DM 32,-**

Luce d'Eramo
Gruppe ZERO
Roman. Deutsch von
Evalouise Panzner
406 Seiten.
Gebunden **DM 32,–**

pasta

Die Küche in Italien
rororo sachbuch
6431/DM 10,80

Rowohlt Revue

Groß – bunt – informativ. Alle drei Monate neu. Kostenlos. Die Revue der neuen Bücher. Ab Januar im Buchhandel.

Aus dem Inhalt:
Ökologie · Geschichte
Computer · Kinderbücher

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag

ro
ro
ro